

Luise, Königin von Preussen

Friedrich Wilhelm Adami

Herbert Eveleth Greene
Leipzig. 1882

Luise,

Königin von Preußen.



Luise,

Königin von Preußen.

Von

Friedrich Adami.

[illegible]

[illegible] Auflage.

[illegible] und [illegible] Facsimile [illegible]

Berlin,
Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
Harrwitz und Gossmann.
1882.

Luise,

Königin von Preußen.

Von

Friedrich Adami.

Die Einheit Deutschlands liegt mir am Herzen. Sie ist ein Erbtheil meiner Mutter.

Friedrich Wilhelm IV.

Zehnte vermehrte Auflage.

Mit dem Bildniß der Königin und einem Facsimile ihrer Handschrift.

Berlin,
Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
Harrwitz und Goßmann
1882.

Inhalt.

von Cumberland, am 15. November 1826 zu Teplitz in Böhmen sechs und sechzig Jahre alt starb, da schrieb die Kaiserin von Rußland, Prinzessin Charlotte von Preußen:

„Wie schmerzlich hat mich der Tod der guten treuen Berg getroffen! Was wir Geschwister für sie fühlten, das war eine Art Cultus, dem Andenken meiner Mutter gewidmet und außerdem ihren eigenen trefflichen Eigenschaften des Herzens und der Seele."

Der schriftliche Nachlaß der Frau von Berg ist uns von ihrer Tochter (der Gemahlin des einzigen Enkels der Oberhofmeisterin Gräfin von Voß), Gräfin Luise von Voß zur freien Benutzung mitgetheilt worden. Es enthalten diese Papiere unter andern Denkwürdigkeiten eine eigenhändig von Frau von Berg aufgezeichnete Darstellung ihres Freundschafts-Verhältnisses zur Königin Luise. Diese Zeilen waren ursprünglich wohl mit für jene Denkschrift bestimmt; aber die edle Anspruchlosigkeit der Frau von Berg und eine zarte Scheu, das ihr Heilige dem Urtheile der Welt auszusetzen, hat sie von jeder Erwähnung ihrer persönlichen Stellung zur Königin zurückgehalten. Nicht einmal ihren Namen nannte sie in jener anonym herausgegebenen Denkschrift bei Schilderung der Personen, welche zu der Königin in naher Beziehung standen. Freiwillig verzichtete sie damals auf die Ehrenstufe, welche in der Lebensgeschichte Luisens einzunehmen sie doch als die bewährte Freundin der Königin volles Anrecht hatte. Daher erfüllen wir nur eine von der historischen Gerechtigkeit gebotene Pflicht durch die nachträgliche Mittheilung der Zeilen, in denen sie sich über ihr geistiges und herzliches Verhältniß zur Königin ausspricht.

„Noch einen strahlenden Lichtpunkt," schreibt Frau von Berg, „gab es in der Seele dieser Fürstin: die Freund-

schaft! Dieses geistige Band, welches gleichartige, nach Schönheit, Kunst und Tugend strebende Gemüther hier auf Erden verbindet, um sie einst in der Geister-Welt höheren und erhabeneren Zwecken zuzuführen: dieses Band, erhaben über die Bedürfnisse der Erde, war auf das Schönste in ihr Leben verwebt. — Wenn es überhaupt selten ist, daß wahre, ächte Freundschaft, fest begründet und fest bestanden, in dieser Zeitlichkeit angetroffen wird, so ist ihre Erscheinung noch seltener in der Fürsten Leben überhaupt, und besonders scheint sie aus dem Leben auf dem Throne zu Folge tief liegender Ursachen beinah gänzlich ausgeschlossen zu sein. Daher auch, wenn die Freundschaft in dem Leben auf dem Throne angetroffen wird, Alles, was sie bezeichnet und was sie ausspricht, ein um so höheres Interesse erregen muß, weil die Neigung und die Fähigkeit, dieses schöne Band anzuknüpfen, nur entweder durch besondere günstige Umstände oder durch eine große Kraft des Gemüths herbeigeführt werden können. — So hatte das Schicksal bald nach ihrer Thronbesteigung der Königin eine Freundin zugeführt, von der sie bis an ihren Tod und nach ihrem Tode mit unverbrüchlicher Liebe und Treue geliebt worden ist. Diese Freundin, an Jahren der Königin vor, aber an Geist und Herz jugendlich erhalten und, bei einem großen Ernst des Gemüths, doch von so natürlicher Heiterkeit, daß sie eine jugendliche Freundin ganz zu begreifen so wie alle jugendlichen Freuden zu theilen im Stande war, wurde von der Königin vor Vielen auserwählt, um sie näher an sich zu ziehen, und durch die Liebe und das Vertrauen, welche die Königin ihr bewies, wurde auch ihre Liebe und ihr Vertrauen zu der Königin aufs Höchste erregt. Diese Freundin hatte bald das ganze Wesen der Königin durchschaut, und weil

auch sie fühlte, daß sie von dieser durchschaut und begriffen würde wie von Keinem, so entstand bald ein schönes fest begründetes Verhältniß und eine Freundschaft, welche, allein sich selbst zum Zweck habend, rücksichtslos und absichtslos im Gebiet der sittlichen Freiheit mit Anmuth und Würde sich bewegte. Ueber alles irdische Bedürfniß erhaben, konnte das gemeinschaftliche Streben der beiden Freundinnen nur ein Streben sein, die große Zeit, in welcher beide verschwisterte Seelen lebten, ganz zu verstehen, ihr zu folgen, sie mit bilden zu helfen und durch sie ihre Kinder und Enkel einer bessern Zukunft zuzuführen und sie dafür zu bilden. — An allen Strahlen, welche Tugend, Schönheit und angeborenes Talent in der Seele der jungen Freundin hervortreten ließen, erwärmte sich die ältere Freundin, und was dieser das Leben und die Jahre gelehrt, legte sie in die Seele der jungen Freundin nieder und sah es bald mächtig fruchten und empor wachsen zu einem kräftigen Baume der Schönheit und der Weisheit. — Der größte und einzige Schmerz dieser Freundschaft ist der älteren Freundin geworden: daß es ihr nicht vergönnt gewesen, ihr Leben als Opfer für das Leben ihrer jüngeren Freundin darzubringen."

So Frau von Berg. Das Band dieser Freundschaft knüpfte sich wie von selbst durch gesellige Berührung in den Kreisen des Hoflebens. Zunächst war es der lebhafte, reiche, durch Kunst und Wissenschaft hochgebildete Geist der Frau von Berg, der die Königin im Gespräche mit ihr festhielt. Dann erkannte Luise im nähern Umgange auch die Herzensgüte, das Seelenvolle der edlen Frau und fühlte sich dadurch mehr und mehr zu ihr hingezogen.

Frau von Berg, befreundet mit Gleim, den beiden Jacobi, Claudius, Voß, den Gebrüdern Stolberg, Herder,

Goethe, Wieland, Jean Paul, Johannes von Müller, bildete in Berlin einen Vereinigungspunkt geistvollen Lebens und Strebens.*) Im Unglück der Jahre 1806 und 1807 und der nachfolgenden harten Zeiten erprobte sich ihre Treue für das Königshaus. Mit Zurücksetzung aller eigenen Interessen folgte sie dem ersten Winke, der sie nach Königsberg zur Königin rief.

Nach dem ersten Erscheinen der von Frau von Berg verfaßten Denkschrift auf die Königin schrieb die Prinzessin Wilhelm von Preußen in einem Briefe vom 30. Juli 1814:

„Ich werde Sie nicht fragen, liebe Frau von Berg, warum Sie dies Buch geschrieben haben; denn wenn ich es gekonnt hätte, gern würde ich es selbst gethan haben. Sie haben es herrlich ausgeführt; denn bei jeder Zeile erkannte ich unsre Königin und Ihre Liebe für sie, die sie so ganz aufgefaßt hatte. Seit langer Zeit machte mir nichts größere Freude, als dieses Lesen, und Sie müssen

---

*) In: Wahrheit aus Jean Paul's Leben VI. 175 wird berichtet: wie Jean Paul bei seinem zweiten Besuche in Berlin (1801) sich mit dem Bruder der Königin, dem Erbprinzen Georg von Mecklenburg-Strelitz befreundete, „in dessen Gesellschaft sich die geistreiche Frau von Berg, die Gleim nur seine Santa Carolina zu nennen pflegte, befand, zu deren Glück die Freude und das Wohl des Dichters wie das eigene gehörte, und deren Lebensberuf es schien, für alles Ausgezeichnete überall die rechte Liebe zu entzünden.“ — Jean Paul selbst schreibt an Frau von Berg in einem Briefe aus Bayreuth vom 15. Dezember 1805: „Am Himmel von 1801 stehen schöne Mittagstunden; ich weiß auch, daß einige zurückfliegen müssen, so weit auch der Weg ist, den sie schon über uns dahin geflogen sind.“ — Johannes von Müller sagt in einem Briefe an seinen Bruder (Juli 1802): „Einen unvergeßlichen Abend hatte ich noch mit dem Erbprinzen von Strelitz, ganz allein bei Herders und meiner Freundin von Berg (Mutter der Gräfin Voß).“ — Henrich Steffens, im Frühjahre

sich recht beruhigt und getröstet finden, dieses Werk auf die Nachwelt gebracht zu haben."

Eben so schrieb der damalige Fürstbischof von Ermeland, Graf Joseph von Hohenzollern, an Frau von Berg:

„Sie haben, Verehrungswürdigste, den lang gehegten stillen Wünschen vieler Treuen und Guten auf das Rührendste und Ergreifendste Genüge gethan, indem Sie Preußens verklärter Königin ein in jedem Betracht würdiges Denkmal setzten. Tausende von patriotischen Herzen schlagen Ihnen dafür dankbewegt entgegen. — Im köstlichen Besitze des Vertrauens und der Freundschaft der Verewigten, geschmückt mit seltenen Vorzügen des Geistes und Herzens, mußte sich das eigenste Sein, der hohe und herrliche Sinn und Geist der Unvergeßlichen in Ihrem Gemüthe am reinsten und treuesten abspiegeln. — Den lieblichsten und unverwelklichsten Kranz um Luisens Todes-Urne zu winden, war allein der Hand ihrer zartsinnigsten

---

1806 zum Besuche in Berlin, schreibt in seinem „Was ich erlebte" (V. 171): „Von den Gesellschaften, in welchen ich in der kurzen Zeit von wenigen Wochen erschien, erinnere ich mich noch besonders der, durch lebhafte und interessante Conversation ausgezeichneten bei Frau von Berg, der geist- und kenntnißreichen Correspondentin des Philologen Wolf." — Auch das poetische Genie Heinrich von Kleist's, damals noch im Kampfe mit dem „stumpfen Widerstand der Welt," fand in Frau von Berg eine Kennerin und Fürsprecherin. Das bekundet ein Brief Ifflands an Kleist, worin der Director des Königlichen Nationaltheaters in Berlin an den Dichter des Käthchens von Heilbronn am 13. August 1810 schreibt: „Neulich hat Frau von Berg über Ew. Hochwohlgeboren ausführlich zu mir gesprochen, und ich bin in das Interesse, wie sie es dabei genommen, bereitwillig eingegangen." — Mit auf Fürsprache der Frau von Berg bewilligte die Königin Luise dem Dichter im Dezember 1805 eine Pension von 300 Thalern in Gold, deren jährliche Fortsetzung dann durch den unglücklichen Krieg unterbrochen wurde.

und gemüthvollsten Geistes- und Herzensverwandtin vorbehalten.“ —

Der Leibarzt der Königin, Hufeland, äußerte sich in einem Briefe vom 23. Juli 1814: „Ich kann Ihnen nicht beschreiben, mit welcher tiefen Rührung ich diese Blätter gelesen habe. Ja, so war sie, sagte mein Herz. Ich sah sie mit meinen Augen; ich fühlte ihre Nähe in meinem Herzen, so wie ehemals — jenes unbeschreiblich selige Gefühl der Nähe eines himmlischen Engels. — Wie glücklich muß es Den machen, der sie noch so lebendig in seinem Herzen trägt, solch ein Wort über seine Luise zu lesen!“

Eines aber wurde schon damals in jener Denkschrift ungern darin vermißt: eine Schilderung der Kindheit und der Jugend Luisens.

Doch Frau von Berg wollte eben nur das von ihr selbst Angeschaute und Erfahrene aus der Zeit ihrer näheren Bekanntschaft mit der Königin mittheilen. Sie selbst bezeichnet es als Zweck ihrer Aufzeichnungen: „die Beziehung darzustellen, die das Leben des Staats zu dem Leben der Königin vorzüglich in den letzten vier bis fünf Jahren vor ihrem Dahinscheiden hatte.“

Um nun jene Denkschrift zu einer möglichst vollständigen Biographie der Königin zu erweitern, war die Aufgabe diese: das Leben Luisens bis zu dem Zeitpunkte, von dem aus Frau von Berg ihre Schilderung der Königin beginnt, ganz selbständig zu beschreiben und danach das von Frau von Berg Aufgezeichnete, auch das bis dahin Ungedruckte als den Kern zu benutzen, an den die vielseitigen Mittheilungen, welche uns aus andern ächten Quellen zugeflossen sind, so wie die durch Urkunden oder glaubwürdige Zeitgenossen überlieferten Züge sich zur Ergänzung des Lebensbildes der Königin anfügen. —

Wie bereits im Vorwort der früheren Auflagen gesagt ist, hatte das Buch das Glück, daß König Friedrich Wilhelm IV. es sich theilweise als Manuscript durch seinen Vorleser Louis Schneider vortragen ließ, und daß er dabei diese Biographie seiner königlichen Mutter nicht allein selbst einiger Berichtigungen und Ergänzungen würdigte, sondern auch dem Biographen neue Quellen eröffnete, mit dem Bedeuten: „die auf die Königin bezüglichen Aufzeichnungen und Aussagen ihrer Mitlebenden in ihrem Wortlaute beizubehalten und nicht etwa durch ein Sieb modelnder Verarbeitung gehen zu lassen."

Dies war für den Biographen maßgebend. Es diente ihm auch zur Richtschnur für diese zehnte, durch mehrere Briefe der Königin und bedeutende Aufzeichnungen glaubwürdiger Zeitgenossen vermehrte Auflage. —

Schon Schleiermacher in jener berühmten Rede, in welcher er (am 5. August 1810) das Gedächtniß der verewigten Königin an heiliger Stätte feierte, hat es ausgesprochen:

„Wir wissen, wie lebendig sie immer erfüllt war von den ewig herrlichen Bildern des Rechtes und der Ehre; wie begeisternd ihr Bild und Name, eine köstlichere Fahne, als welche die königlichen Hände verfertigt hatten, den Heeren im Kampfe voranging."

Und wie mächtig ihr Andenken im Befreiungskriege dazu mitgewirkt hat, die Glut der Begeisterung jener großen Tage zu schüren, das bekundet auch Frau von Berg. „Ja," schreibt sie im März 1814, „rührend und erhebend ist der Gedanke, daß noch jetzt jedes große Gefühl für das Vaterland, für deutsche Freiheit und Unabhängigkeit an das Andenken dieser geliebten Königin sich anknüpft

und gleichsam durch sie geheiligt wird. So mächtig also war die Liebe der Preußen zu ihrer Königin und der Glaube an ihre Tugenden, daß, was selbst nach ihrem Dahinscheiden Bedeutendes, Großes und Erhabenes geschieht, sich an ihren Segen anknüpft und zu ihr zurückführt. Wahrlich ein Leben, welches gleichsam so fortgesetzt wird, dessen Andenken durch die größten und mannigfaltigsten Ereignisse der Zeit nicht erlischt, sondern durch sie noch höher emporgehoben wird, muß schon seiner Natur nach, wenn auch in unsichtbarem, aber desto innigerem Zusammenhang mit diesen Ereignissen gestanden haben!"

„Luise sei der Schutzgeist deutscher Sache!" rief Theodor Körner 1813 mit der feurigen Zunge seines Liedes:

„Und wie einst, alle Kräfte zu beleben,
Ein Heil'genbild, für den gerechten Krieg
Dem Heeresbanner schützend zugegeben,
Als Oriflamme in die Lüfte stieg:
So soll Dein Bild auf unsern Fahnen schweben
Und soll uns leuchten durch die Nacht zum Sieg!"

Sei denn „ihr Bild und Name" auch für die nachkommenden Geschlechter eine begeisternde Oriflamme im glaubensfesten Sinne der Väter!

Berlin, 17. November 1881.

Friedrich Adami.

Erstes Kapitel.

Die Jugendjahre bis zum Verlobungstage.

Luise, Königin von Preußen, stammte aus einem alten regierenden Fürstenhause, welches nun seit mehr als sieben Jahrhunderten dasselbe Volk und Gebiet beherrscht, ausgehend von mächtigen, schon in ferner Vorzeit genannten Königen der Obotriten. Eine geborene Prinzessin von Mecklenburg, aus der Linie Strelitz, zählte Luise zu ihren Urahnherren den letzten Obotritenkönig Niklot, der 1161 vor seinem festen Schlosse Werle unweit der Warnow fiel, im Kampfe um sein slawisches, aus dem großen Wendenreich im Osten der Elbe entstandenes Fürstenthum. Ihre nähere deutsche Ahnherrin aber war Mathildis, eine Tochter Heinrichs des Löwen, jenes streitbaren Sachsen- und Bayernherzogs, der durch die Uebermucht seines Schwertes die wendischen Völker und ihre Stammfürsten in Holstein, Mecklenburg und Pommern unter das deutsche Zepter beugte. Heinrich, der als stolzes Sinnbild seiner fast königlichen Macht den ehernen Löwen mit dem gähnenden Rachen vor seiner Burg zu Braunschweig aufgerichtet, wird eben so wie Kaiser Friedrich I. Barbarossa und wie Albrecht der Bär, der erste Markgraf von Brandenburg, gepriesen in dem alten Volksliede:

Kaiser Frederik mit dem roden Haar,
Heinrich der Leuw und Albrecht der Bar,
Dat waren dree Heeren,
De kunden de Welt verkehren.

Heinrich der Löwe machte sich zum Herrn des mit seinen Rittern und Bogenschützen eroberten Obotritenlandes. Er setzte

deutsche Grafen und Richter ein, er rief deutsche Ansiedler in die Wohnsitze der mit Feuer und Schwert vertriebenen Wenden. Aber unerschrocken erneuete Pribislaw, der Sohn des vor Werle erschlagenen Niklot, den heißen Kampf um sein Vatererbe, im Bunde mit den ihm stammverwandten Pommernfürsten. Seine Tapferkeit gewann ihm nicht den Sieg, doch des Löwen Achtung. Heinrich befreundete sich mit dem beherzten Feind. Er gab ihm (1167) das Obotritenland zum großen Theil zurück; er nahm dessen Sohn Borwin zum Eidam, um ihn durch der Tochter Hand desto fester zu binden an die christliche Kirche und das deutsche Reich. Kaiser Friedrich Barbarossa erhob Pribislaw 1170 zum deutschen Reichsfürsten. So trat dieser — nun nicht mehr abhängig von dem gewaltigen, selbst dem Kaiser trotzenden und deshalb geächteten Sachsenherzog — in die Reihe der Fürsten des ersten Staates der Christenheit und unter die Oberherrlichkeit des höchsten weltlichen Herrschers. Von seinem Sohne Borwin I. und der Löwentochter Mathildis entstammen alle nachfolgenden Fürsten von Mecklenburg, seit 1348 als Herzöge und seit 1815 als Großherzöge regierend.

Die Königin Luise Auguste Wilhelmine Amalie war die Tochter des Prinzen, nachherigen regierenden Herzogs und ersten Großherzogs Karl von Mecklenburg-Strelitz, sein sechstes Kind, geboren in Hannover am 10. März 1776 des Morgens um 7 Uhr. Ihr Vater, vermählt mit der Prinzessin Friederike Karoline Luise von Hessen-Darmstadt, stand damals als Kurfürstlicher Feldmarschall an der Spitze der hannoverschen Armee des Königs Georg III. von Großbritannien. Bevor er als General-Gouverneur in Hannover das kleine Palais in der Leinstraße, gegenüber dem Schlosse inne hatte, bewohnte er zeitweise ein herrschaftliches Lusthaus auf dem Prinzenwalle hinter dem Reithause. Von dem General von Weihen Anfangs des siebzehnten Jahrhunderts erbaut, hieß es die „Weihen-Löve" (Laube). Als Geburtshaus der Königin Luise bezeichnet, stand es unscheinbar auf der Anhöhe oberhalb der Reitbahn, bis es zugleich mit dem alten Wall abgetragen, aber im Schloßgarten von Herrenhausen wieder aufgebaut wurde.

Die neugeborene Prinzessin ist am 25. März in der Heiligengeist-Kirche zu Hannover getauft worden. Im Kirchenbuche steht aufgezeichnet: „Anno 1776. Tauftag: Mensis Martius 25. — Namen des Kindes: Louisa Augusta Wilhelmina Amalia. — Namen der Eltern: Sr. Durchl. Prinzen Carls zu Mecklenb.-Strelitz und Friederica Carolina Louisa, Durchl. Prinzessin von Hessen-Darmstadt, junge Prinzessin geb. am 10. Mart. Morgens 7 Uhr. — Namen der Gevattern: Die hohen Tauf-Pathen waren: 1. Prinzeß Charlotte von Hessen-Darmstadt, 2. Groß-Fürstin von Rußland, 3. Erb-Prinzessin von Braunschweig, 4. Prinzeß Royal von Engelland, 5. Erb-Prinzessin von Schwerin-Mecklenburg. 6. Mark-Gräfin von Baden-Durlach, 7. Fürstin von Oeringen. — Deren Stelle haben vertreten: 1. Prinzeß Charlotte in Hocheigener Persohn, 2. Fr. Geheimte Räthin von Bremern, 3. Fr. Ober-Kammer-Herrin v. Löwen, 4. Fr. Prämie-Ministerin v. Münchhausen, 5. Fr. v. Polenz."

Des Prinzen Karl von Mecklenburg jüngere Schwester Charlotte Sophie war seit 1761 mit dem Könige Georg III. von Großbritannien vermählt. Ein freimüthiger Brief, in welchem sie während des siebenjährigen Krieges Friedrich den Großen mit warmen Worten um Schonung ihres hart bedrängten Vaterlandes ansprach, soll dem jungen König Georg III. zu Gesicht gekommen sein und ihn, den ersten ächten Engländer aus dem Hause Hannover, gleich so für Geist und Herz der damals siebzehnjährigen Prinzessin eingenommen haben, daß er um ihre Hand warb. Bereits der Bruder einer Königin, wurde der Prinz Karl von Mecklenburg der Vater zweier Königinnen, der Königin Luise von Preußen und der Königin Friederike von Hannover; einer Herzogin, der Herzogin Charlotte von Sachsen-Hildburghausen, und einer Fürstin, der Fürstin Therese von Thurn und Taxis.

Diese vier Prinzessinnen von Mecklenburg-Strelitz sind die „vier schönen und edeln Schwestern auf dem Thron," denen Jean Paul seinen Titan gewidmet hat. Der Dichter, der Luisens Andenken auch in seiner „Herbst-Blumine" (1810) gefeiert hat, sagt in jener Widmung:

„Aphrodite, Aglaja, Euphrosyne und Thalia sahen einst in das irdische Helldunkel hernieder und, müde des ewig heitern, aber kalten Olympos, sehnten sie sich herein unter die Wolken unserer Erde, wo die Seele mehr liebt, weil sie mehr leidet, wo sie trüber, aber wärmer ist. Sie hörten die heiligen Töne heraufsteigen, mit welchen Polyhymnia unsichtbar die tiefe, bange Erde durchwandelt, um uns zu erquicken und zu erheben; und sie trauerten, daß ihr Thron so weit abstehe von den Seufzern der Hülflosen. Da beschlossen sie, den Erdenschleier zu nehmen und sich einzukleiden in unsere Gestalt. Sie gingen von dem Olympos herab. — Aber als sie die ersten Blumen der Erde berührten und nur Strahlen und keine Schatten warfen, so hob die ernste Königin der Götter und Menschen, das Schicksal, den ewigen Zepter auf und sagte: der Unsterbliche wird sterblich auf der Erde, und jeder Geist wird ein Mensch! — Da wurden sie Menschen und Schwestern und nannten sich Luise, Charlotte, Therese, Friederike."

Die Mutter dieser „vier schönen und edeln Schwestern auf dem Thron," Friederike Karoline Luise, war eine Tochter des Prinzen Georg Wilhelm von Hessen-Darmstadt (des Oheims der Gemahlin des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen) und der Prinzessin Marie Luise Albertine, einer geborenen Reichsgräfin von Leiningen-Heidesheim-Dachsburg. Sie erlebte nur das erste Aufblühen ihrer Kinder. Sie starb schon am 22. Mai 1782, nachdem sie am 19. ihrem zehnten Kinde das Leben gegeben hatte, einer Tochter, die den Tag nach der Geburt entschlief. — So lernte Luise das tiefste Herzeleid eines Kindes frühzeitig kennen: nur wenige Wochen lagen zwischen dem Kranze ihres froh gefeierten sechsjährigen Geburtstages und dem Cypressenzweige auf dem Sarg ihrer Mutter, an deren Gruft sechs liebliche Fürstenkinder weinten, das älteste noch nicht dreizehn Jahr, das jüngste nur wenige Monate über ein Jahr alt*). — Es war, als sollte ihr Herz schon jung gefurcht werden für die Saat des Schmerzes,

*) Anhang 1.

die nachmals der schwer heimgesuchten Königin im Zeitalter Napoleons und seiner Knechtung Deutschlands reifte!

Der Prinz zog sich aus der Stadt, wo er die Gemahlin seines Herzens, die Mutter seiner Kinder hatte sterben sehen, nach dem stillen Herrenhausen zurück. Hier, wo sich einst Georg I. ein hannoversches Versailles geschaffen, mehr als das französische anheimelnd durch die dahin führende lange vierfache Reihe trauter Linden — hier bot der große schmucke Garten den halbverwaisten Fürstenkindern die wohlthuende Frühlingsfrische und dem fürstlichen Wittwer die erwünschte Abgeschiedenheit in seiner Trauer, die bald zur doppelten wurde. Denn im Sommer desselben Jahres kam aus Darmstadt die schwarze Kunde von dem Tode des Prinzen Georg Wilhelm, des Großvaters der mutterlosen Kinder.

Schon bei Lebzeiten der Mutter hatte ein durch vorleuchtende Geistesgaben dazu berufenes Fräulein von Wolzogen die jungen Prinzessinnen erziehen helfen. Die den Kindern liebe Dame nahm nun die Töchter der Verewigten in ihre besondere Obhut, sie im Sinne der Mutter fortbildend. So vergingen zwei Jahre. Luise sah ihr stilles kindliches Leben nur durch eine Reise unterbrochen, welche sie mit Fräulein von Wolzogen nach Darmstadt machte, zum Besuche bei ihrer verwittweten Großmutter. Da fühlte Prinz Karl die Nothwendigkeit, seinen Kindern wieder eine Mutter zu geben. Aber keine Fremde sollte die Nachfolgerin seiner unvergeßlichen Friederike werden: ihre Schwester, die Prinzessin Charlotte Wilhelmine Christiane erkor er zu seiner zweiten Gemahlin. Und gern willigte die liebende Tante seiner Kinder ein, ihnen die zweite Mutter zu werden. Am 28. September 1784 feierte sie in Darmstadt ihre Vermählung mit dem Prinzen.

Goethe sah die Prinzessin Charlotte einige Jahre zuvor auf der Rückkehr von seiner Schweizerreise, als er mit dem Herzog Karl August von Sachsen-Weimar, dessen Gemahlin Luise ebenfalls eine Prinzessin von Hessen-Darmstadt war, den dortigen Hof besuchte. Der Dichter äußerte damals in einem Briefe an Frau von Stein sein inneres Wohlgefallen an der anmuthigen Erscheinung der Prinzessin

Die Hofmeisterin der hessischen Prinzessinnen war jenes, aus Herders Briefwechsel mit seiner Braut bekannte Fräulein Ravanell, in deren Kreise Herder Caroline Flachsland, seine nachherige Gattin, kennen lernte.

Luise begleitete ihren Vater zu seiner zweiten Vermählung nach Darmstadt. Sie verlebte hier einen frohen Winter; sie wurde durch ihr frisches, lebhaftes Wesen der Liebling ihrer Großmutter. Im Dezember desselben Jahres war Karl August von Weimar wieder zum Besuch am Hofe zu Darmstadt. Schiller — damals in Mannheim wohnhaft — wünschte mit dem fürstlichen Freunde Goethes bekannt zu werden. Dalberg und Frau von Kalb bahnten ihm den Weg dazu. Der Dichter ging um Weihnachten nach Darmstadt und las den ersten Akt seines Don Carlos in dem fürstlichen Kreise vor. Darauf schrieb Karl August am 27. Dezember in Darmstadt an den noch hier verweilenden Dichter: „Mit vielem Vergnügen, mein lieber Herr Doctor Schiller, ertheile ich Ihnen den Charakter als Rath in meinen Diensten; ich wünsche Ihnen dadurch ein Zeichen meiner Achtung zu geben.“

So trifft Luise als neunjährige Prinzessin in Darmstadt mit dem Dichter zusammen, von dem sie als Königin (1808) aus Königsberg schreibt: „Ach, auch in meinem Schiller hab' ich wieder und wieder gelesen! Warum ließ er sich nicht nach Berlin bewegen?“

Im Frühjahr 1785 kehrte sie mit ihrem Vater und ihrer zweiten Mutter nach Hannover zurück. Bald zerriß hier der Tod das neu geknüpfte Familienband. Die junge Gemahlin gab am 30. November desselben Jahres einem Prinzen das Leben, (dem nachmaligen preußischen General der Infanterie und Präsidenten des Staatsrathes, Herzog Karl von Mecklenburg). Zwölf Tage nach der Entbindung starb sie, am 12. Dezember 1785. Wieder wurde das Vaterhaus Luisens ein Trauerhaus. Der Prinz, zum zweiten Male Wittwer und es bleibend, brachte (1788) seine halbverwaisten Kinder von Hannover nach Darmstadt zu seiner Schwiegermutter, der verwittweten Prinzessin Georg Wilhelm. Diese patriarchalische Fürstin, die das hohe Alter von neunund-

achtzig Jahren erleben sollte, während sie jetzt schon ihren Gemahl und zwei ihrer schönen Töchter betrauerte, nahm die mutterlosen Kinder in liebevolle Obhut. Sie selber, die „alte Landgräfin", hatte in ihrer Jugend auf Schloß Heidesheim unter den Augen ihrer Mutter (einer geborenen Gräfin von Solms-Rödelsheim) sich einer religiösen, aufwärts gerichteten Erziehung erfreut. Reinheit der Seele und Herzensgüte, verschwistert mit natürlicher Schönheit der Gestalt, sprechen aus ihren jüngern Bildnissen auf dem Schlosse Braunshardt bei Darmstadt, ihrem fürstlichen Landsitze (eine Stunde Weges von der Stadt, wo sie den Winter über im alten Palais wohnte). Ihre aufrichtige deutsche Frömmigkeit vertrug sich, nach der Aussage eines glaubwürdigen Zeitgenossen, friedfertig mit dem bei Hofe vorherrschenden französischen Wesen: „sie führte den Namen Gottes nicht unnütz bei nichtigen Dingen im Munde, las und hörte aber fleißig sein Wort." — An der Seite ihres in Paris bewanderten jungen Gemahls hat sie einmal die französische Weltstadt besucht, auch Versailles, als dort Ludwig XV. vor der nach ihm kommenden Sündfluth noch herrlich und in Freuden lebte. Sie wußte bis in ihre greisen Tage aus ihrem treuen Gedächtnisse davon zu erzählen: wie einst ihr Gemahl ein Habitué des Salons der geistreichen Madame Geoffrin, des Sammelplatzes Pariser Gelehrten und Künstler gewesen, wie er dort den berühmten, bei Friedrich dem Großen und Katharina II. hochangesehenen Philosophen d'Alembert kennen gelernt und sich so mit ihm befreundet habe, daß Beide dann nicht nur Briefe wechselten, sondern auch Darmstädter und Pariser Erzeugnisse austauschten: der Prinz ließ sich von dem Philosophen die neuesten Pariser Modeartikel schicken und sandte ihm dafür durch einen Courier Darmstädter Spargel. Georg Wilhelm war der zweite Sohn des von 1739 bis 1768 regierenden Landgrafen Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt, jenes mit Maria Theresia befreundeten Fürsten, von dessen Zusammenkunft mit dem Kaiser Franz I. und seinem Sohne, dem zum römischen König gewählten Erzherzog Joseph, im Frühjahre 1764 Goethe im fünften Buche von Wahrheit und Dichtung schreibt:

„Kaiser und König waren auf der Fahrt nach Frankfurt a. M. schon in Hausenstamm, einem gräflich Schönborgischen Schlosse angelangt. In einiger Entfernung von Sachsenhausen war ein Zelt errichtet, in welchem der ganze Magistrat sich aufhielt, um dem Oberhaupte des Reichs die gehörige Verehrung zu bezeigen und die Stadtschlüssel anzubieten. Weiter hinaus, auf einer schönen geräumigen Ebene, stand ein anderes, ein Prachtgezelt, wohin sich die sämmtlichen Kurfürsten und Wahlbotschafter zum Empfang der Majestäten verfügten. — Es war verabredet worden, daß unterwegs, zwischen Hausenstamm und jenem großen Gezelte, Kaiser und König den Landgrafen von Darmstadt im Wald antreffen sollten. Dieser alte, dem Grabe sich nähernde Fürst wollte noch einmal den Herrn sehen, dem er in früherer Zeit sich gewidmet. Beide mochten sich jenes Tages (1746) erinnern, als der Landgraf das Decret der Kurfürsten, das Franzen zum Kaiser erwählte, nach Heidelberg überbrachte und die erhaltenen kostbaren Geschenke mit Betheuerung einer unverbrüchlichen Anhänglichkeit erwiederte. Diese hohen Personen standen in einem Tannicht, und der Landgraf, vor Alter schwach, hielt sich an eine Fichte, um das Gespräch noch länger fortsetzen zu können, was von beiden Seiten nicht ohne Rührung geschah."

Der greise Landgraf kam von seinem einsamen Jagdschlosse Kranichstein her, von wo er mit einem Sechsgespann weißer Hirsche nach Darmstadt zu fahren pflegte. Der Kaiser führte ihn dem König mit den Worten zu: „Hier mein bester Freund." Zur bleibenden Erinnerung an diese traute fürstliche Zusammenkunft hat dann Ludwig VIII. eine Denkmünze prägen lassen. Sein Sohn und Nachfolger Ludwig IX. residirte gewöhnlich in Pirmasens, dem „hessischen Potsdam," während der Erbprinz in Darmstadt Hof hielt, als Luise mit ihren Geschwistern bei der Großmutter einzog.

Bezeichnend für Herz und Geist der damals 57 Jahre alten verwittweten Prinzessin Georg Wilhelm und für den gesunden Sinn, der sie bei der Erziehung ihrer Enkelinnen leitete, ist eine Aeußerung, die Luise als Kronprinzessin von Preußen that. „Das

ist ja, als spräche die gute Großmama zu unserer immer mäkelnden Gouvernante, der Agier," sagte sie zu ihrem Gemahl, als sie ihm beim Lesen der ersten (Berliner) Ausgabe von Goethes „Hermann und Dorothea" die Verse zeigte:

„Denn wir können die Kinder nach unserm Sinne nicht formen;
Sowie Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben,
Sie erziehen aufs Beste und Jeglichen lassen gewähren.
Denn der eine hat die, die anderen andere Gaben;
Jeder braucht sie, und jeder ist doch nur auf eigene Weise
Gut und glücklich."

Jene Gouvernante Agier, an deren Stelle die Großmutter das Fräulein de Gélieu aus der französischen Schweiz berief, wollte das frische, lebhafte, leicht aufwallende Naturell der damals neunjährigen Luise durch übermäßige Strenge dämpfen und die kleine Nichte der Königin von England „bon gré, mal gré zur Prinzeß formiren." Die fürstliche Großmutter dagegen in ihrer geistigen Vornehmheit konnte solche Abrichtung zur frühreifen äußerlichen Gemessenheit nicht gut heißen. Sie wollte vielmehr gerade das Kindliche in dem unbefangenen, offenherzigen Kinde geschont und bewahrt wissen. Auch hatte die Agier die Sucht, ihre Zöglinge unaufhörlich zu belehren, ohne zu bedenken, daß allzu viel Geistes- und Gemüthsnahrung für die Kinder eben so ungesund ist, wie die Uebersättigung mit leiblicher Kost. Daher gab die Großmutter der Agier den Abschied und den Enkelinnen eine neue Gouvernante. Diese, Salomé de Gélieu, war eine Predigerstochter aus dem damals noch dem preußischen Königshause eigenen Fürstenthum Neuchâtel (Neuenburg). Sie hatte sich bereits in England als Erzieherin junger Ladys bewährt. Dort schon inne geworden, daß die Liebe die beste Zuchtmeisterin sei, wußte sie sich auch hier die Zuneigung ihrer Zöglinge zu gewinnen. Hatte Luise ihr offenes Herz vor der herben, tadelsüchtigen Agier zu verschließen gedroht, so faßte sie nun bald inniges Vertrauen zu der neuen freundlichen Erzieherin, die im Einverständniß mit der Großmutter die frische, freie Entwickelung

der kindlichen Gemüther nicht zu hindern, sondern zu fördern strebte. Im Sonnenscheine warmer Vater- und Mutterliebe aufgewachsen, war sie den halbverwaisten Fürstenkindern eine um so treuere Hüterin. Selbst da, wo sie gegen Unarten ihrer Zöglinge einschritt, that sie dies, ohne sich zu ereifern, in glimpflicher Weise, eingedenk des schon in ihrem geistlichen Vaterhause befolgten Apostelspruches: „Que vôtre douceur soit connue de tous les hommes.“ (Eure Lindigkeit lasset kund sein allen Menschen.) So war es nächst der fürstlichen Großmutter vornehmlich die Schweizer Predigertochter, der Luise die unversehrte Entfaltung ihres Wachsthums an Geist und Gemüth verdankt. Dies hat Luise ihrer trefflichen Erzieherin nicht vergessen. Und noch Jahre nach dem frühen Tode der Königin hat Friedrich Wilhelm III. die alte Gouvernante seiner Gemahlin durch ein köstliches Andenken geehrt.

Es war im Sommer 1814, auf der Heimkehr von Paris, wo die verbündeten Monarchen als Sieger über Napoleon eingezogen waren, als der König mit seinem zweiten Sohne, dem Prinzen Wilhelm seinen Weg durch die Schweiz nahm, durch das Fürstenthum Neuchâtel, das an die Krone Preußens zurückgefallen, an die es ursprünglich ja auch durch eine Luise gekommen war. Durch die Luise des großen Kurfürsten. Dort in Neuchâtel nun, in dem Dorfe Colombier nahe dem See, in dem Hause ihres Bruders, des Predigers Jonas de Gélieu verlebte die greise Erzieherin der Königin den Rest ihrer Tage in ländlicher Ruhe. Gewiß war die Siegeskunde der Befreiungskriege auch bis in die Schweizer Freistatt der alten Hofmeisterin erschollen, vielleicht von dem nahen Neuchâtel herüber das Gerücht von Friedrich Wilhelms Ankunft auch schon zu ihr gedrungen. Aber die hohe Ueberraschung, die ihr dabei zugedacht war, hat sie wohl nicht geahnt. — Eines Tages (am 12. Juli 1814) hält ein schlichter Wagen in Colombier. Zwei Offiziere steigen aus: sie gehen in das Pfarrhaus, in die Wohnung der 71jährigen Demoiselle de Gélieu. Welch freudiges Erstaunen, als die Greisin in dem einen dieser Offiziere den König von Preußen wiedererkennt! Doch

Friedrich Wilhelm III. kommt nur als trauernder Wittwer, um nach dem Sturme der Schlachten, nach den Festen des Sieges hier eine Stunde wehmüthiger Erinnerung zu feiern an das Theuerste, was sein Herz auf Erden gekannt hat. Lange spricht er mit der Matrone, die seine Luise als Kind gekannt hat. Wie ein Freund scheidet er von ihr: goldene Gaben (200 Friedrichsd'or) läßt er zurück, dazu als köstlichstes Andenken den Shawl, den die Königin noch kurz vor ihrem Tode getragen hat, und dessen Darreichung die alte Gouvernante bis zu Thränen rührt. Der König führte im Felde, gleichsam als einen Talisman seiner Liebe, einige ihr besonders werth gewesene Stücke aus der Königin Nachlaß mit sich, darunter jenen Shawl, von dem er sich nur trennte, um ihn derjenigen zu verehren, die seiner Luise einst Lehrerin und eine mütterliche Freundin war.

Die Königin hat, wenn sie auf ihre Kindheit zu sprechen kam, es vielfach bedauert, daß der ihr ertheilte Unterricht mehr französisch als deutsch gewesen sei. Aber diese Klage, welche die vom Grund ihres Herzens deutsch gesinnte Königin namentlich gegen ihre Vertraute, die Kammerherrin von Berg äußerte, konnte kein Vorwurf sein für ihre Großmutter und ihre Erzieherin; sie rügte nur den herrschenden Geist jener Zeit, der an den deutschen Höfen die vaterländische Gesittung noch immer in die Fesseln jener französischen Etikette bannte, die das Siècle de Louis le Grand fast für das ganze europäische Staatenleben geschmiedet hatte. Schwärmte ja doch selbst ein damaliger deutscher Geschichtschreiber wie Johannes von Müller als Jüngling für die französische Sprache. Er bestaunte sie in einem seiner Briefe an Bonstetten als diejenige Sprache: „die alle Welt von der Normandie bis nach Fokzani redet, die in unsern Zeiten die Sprache des cultivirten Menschengeschlechtes ist, und für die ich noch weit mehr, als für den britischen gedrängten Nachdruck und für die sanfte musikalische Harmonie der Italiener, eingenommen bin.“ Englisch, italienisch und französisch! Dagegen von der deutschen Muttersprache gar nicht die Rede.

Ein anschauliches Bild aus der damaligen Hof- und Adelsgesellschaft findet sich in einem gleichzeitigen Briefe des Ritters

von Zimmermann, desselben, den Friedrich der Große in seiner letzten Krankheit nach Sanssouci berief. Zimmermann hatte als königlich großbritannischer Leibarzt und Hofrath Zutritt zu den wöchentlichen Assembleen des Hofadels in Hannover. „Man versammelt sich da (schreibt er) in vier großen und prächtigen Zimmern, die in einer Reihe nacheinander folgen und mit einigen hundert Wachslichtern erleuchtet sind. Von diesen achtzig Personen spielen dreißig bis vierzig. Die übrigen sitzen und machen entoilages und réseaux, indeß sie sich von uns Andern schöne Sachen vorplaudern lassen, oder man geht Hand in Hand und Arm in Arm von einem Zimmer ins andere und von einem Sopha zum andern. Am Ende dieser Zimmer ist ein Vorzimmer, wo sich insgemein eine Musik findet. Herren und Damen erscheinen da in äußerster Pracht, die Damen alle in Kleidern von Atlas, die über und über mit blondes und Spitzen besetzt sind und in mantilles in flandrischen Spitzen, die aber von einer Achsel zur andern und vom Kinn bis ans Herzgrüblein offen sind; in den Haaren, an den Ohren und am Halse tragen sie alle Diamanten, alle sind nach der neuesten Pariser Art frisirt; keine trägt ein Kleid, das nicht nach den neuesten aus Paris gekommenen Mustern geschnitten wäre; kein anderes Wort wird gesprochen, als französisch; auf französisch wird coquettirt, auf französisch gescherzt und auf französisch geküßt.“ — Erst die Revolutionskriege, in welche Deutschland mit Frankreich gerieth, rüttelten an diesen Modefesseln der Gallomanen, und ihr letztes Nachklirren in Deutschland sollte endlich verstummen vor dem eisernen Waffenhall der Schlachten, welche die deutschen Fürsten und Völker dem französischen Weltgötzen lieferten.

Wie schmerzlich Luise die Lücke ihrer Jugendbildung in der Muttersprache späterhin empfand: das bekundet der ernste Fleiß, womit sie noch als Königin eine gelehrige Schülerin in Allem wurde, was ihrem deutschen Wissen und Wollen noth that. Und eines der Wahrzeichen des tiefen geistigen Kernes, der ihrem Wesen ursprünglich inne wohnte und überall nach dem rechten Lichte hin aufkeimte, ist es, daß sie vorzugsweise die Geschichte,

diese hohe Schule des Menschengeschlechts, zu ihrer nachhelfenden Lehrmeisterin erkor. Eines ihrer Lieblingsbücher wurden, unter andern deutschen Meisterwerken, Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.“ Aus Berlin hat Jean Paul am 11. November 1800 nach Weimar an Herder geschrieben: „Vom Erbprinzen von Mecklenburg, mit dem ich einmal aß, hab' ich den wärmsten Gruß zu überliefern. Er sagte mir, daß die Königin nicht die kleinste Reise mache, ohne einen Herder — wie die Buchhändler sagen — mit in den Wagen zu nehmen. Der Hof will bemerkt haben, daß sie roth wurde, als sie Sie (Herder) in Weimar anredete.“

Aber wie oft auch Luise bedauerte, daß die Muttersprache und das deutsche Wissen bei ihrem Unterrichte so versäumt worden war, immer hat sie dagegen anerkannt, daß ihre Erziehung durch Fräulein de Gélieu jenen Zug nach dem Höheren hatte, der sie schon frühzeitig zur Erkenntniß des Ewigen in dem Zeitlichen anhielt und ihre Seele zur kindlichen Anschauung der großen Thaten Gottes an den Menschen gewöhnte. Ein Erbauungsbuch, 1788 der zwölfjährigen Luise von ihrer Großmutter geschenkt, zeigt auf dem Vorblatte die Widmung: „Dieses Buch zur Freude meiner lieben Enkelin Luise von Mecklenburg zu ihrer täglichen Erbauung im wahren und freudigen Christenthum. 1788.“ Dies Buch (gedruckt in Halle 1780, jetzt im Hohenzollern-Museum zu Berlin aufbewahrt), ist betitelt: „Unterhaltungen mit Gott in den Morgenstunden auf jeden Tag des Jahres von Christoph Christian Sturm, Hauptpastor zu St. Petri und Scholarches in Hamburg.“ Es finden sich darin auch eigenhändige Zeilen Luisens vom Tage ihrer Einsegnung. Oberhalb und neben einer Strophe, mit der die Morgenandacht zum 15. Junius anhebt, steht von Luisens Hand in französischer Sprache geschrieben: „Der heutige Tag, der Tag meiner Confirmation, ist der bedeutungsvollste meines Lebens. Gott, der Zeuge meiner feierlichen Versprechungen war, schenke mir die Kraft, Alles was ich ihm angelobt habe zu erfüllen.“ (1792.) Die Strophe lautet:

Die Zukunft, wird sie schrecklich sein?
Mein Alter, wird es mich erfreun?
Wie werd' ich in den künft'gen Tagen
Vielleicht des Lebens Last ertragen?
Doch meine Seele sorge nicht,
Der Herr ist meine Zuversicht.

Ins Herz geschrieben aber schien ihr der Apostelspruch: „Wohlzuthun und mitzutheilen vergesset nicht; denn solche Opfer gefallen Gott wohl" — im Gegensatze zu den Levitischen Opfern, wie ihre Erzieherin, die bibelfeste Predigerstochter, den Spruch erklärte. Denn ob auch jegliches Menschenkind sein Heil einzig auf Gottes freie vergebende Gnade in Christo bauen müsse, so habe der Heiland doch gerade in den letzten Reden seines himmlischen Lehramtes auf Erden offenbart, daß die in Werken der Milde thätige Nächstenliebe ein Wahrzeichen aufrichtiger Liebe zu ihm selber sei: „Was ihr nicht gethan habt Einem der Geringsten unter diesen, das habt ihr mir auch nicht gethan." — Wie oft pilgerte Luise aus dem Schlosse in die Hütte der Armuth, vom Hoflager an das Siechbett nothleidender Kranken, um da fremde Thränen zu stillen, während ihr selbst die das Elend sehenden Augen übergingen. Wie ein Engel der Barmherzigkeit mochte das holde Fürstenkind den Darbenden erscheinen. Noch jetzt haftet das gesegnete Andenken Luisens an den Orten, wo sie in ihrer Jugend gewandelt und die Spuren ihres Wohlwollens, ihres Wohlthuns eingedrückt hat. So namentlich auch auf der rothen Erde, in einer der anmuthigsten Landschaften des südlichen Westfalens, wo sie auf dem Schlosse Broich (gegenüber der Stadt Mülheim an der Ruhr) manchen Sommer verlebt hat. Es war ein Erbschloß ihrer Großmutter. Diese, im Volke wie in trauten fürstlichen Kreisen gern „Landgräfin Marie" genannt, hat die alte Grafenburg Broich, von deren verfallenen Mauern noch graue Wartthüren stehen, durch Anbau eines Flügels verschönert und erweitert. Das Portal desselben, durch welches sie einst mit ihren jugendlichen Enkelinnen ein- und ausgefahren ist, vorauf nach damaliger Sitte zwei Hofläufer, bunte Stöcke mit silbernen Knöpfen

schwenkend, während die Kanonen auf dem Mühlberge vor dem Schlosse Ehrenschüsse abfeuerten — jenes Portal bekundet durch seine Inschrift: „Dieser Bau ist aufgeführt 1789 von Marie L. Alb. verwittwete Landgräfin zu Hessen-Darmstadt; geb. Gräfin von Leiningen-Dachsburg und Broich." Die Bauherrin kam im Sommer 1789 nach Broich; mit ihr ihre Enkelinnen und ihre Nichte, die Gräfin Polyxena von Leiningen. Erzählt wird: die dreizehnjährige Luise habe einmal einer armen Wittwe im Dorfe, die ums liebe Brod für ihre hungernden Kinder bat, ihr ganzes Taschengeld in die Hand gedrückt und dann zu neuen Spenden eine Anleihe bei dem greisen Diener der Landgräfin gemacht. Die Großmutter habe ihr dies Schuldenmachen verwiesen, den alten Diener tüchtig ausgescholten, daß er eigenmächtig an Unmündige Geld verborge, aber hinterher eine Zulage zu dem Taschengelde bewilligt, unter der Bedingung, daß Luise selber die Schuld pünktlich abbezahle, damit sie als Ausgeberin ordentlich haushalten lerne. Ein andermal sei Luise der Großmutter und ihrer Gouvernante aus den Augen gekommen; man habe sie überall im Schlosse und Garten gesucht, eine ganze Weile vergebens, so daß man schon in Angst um sie gewesen: es könnte ihr ein Unfall begegnet sein, bis man sie endlich in der Kammer des krank darniederliegenden Töchterleins eines der herrschaftlichen Läufer angetroffen habe. Da saß die kleine Prinzessin auf dem Bettrande, dem fiebernden Kinde zum Zeitvertreib aus einem Märchenbuche vorlesend. Von da zur Großmutter abgerufen, sei sie mit den Worten empfangen worden: „Aber Luise, hast Du denn nicht von Dr. Kohl gehört, daß das Kind das Scharlachfieber hat, und wie ansteckend das ist? Ach, wenn Du mir nun auch krank wirst!" — Das werde sie gewiß nicht, habe Luise getrost geantwortet, davor werde sie der liebe Gott sicherlich bewahren; denn auf dem Hinwege zu dem kranken Hannchen habe sie ein stilles Vaterunser gebetet und sich gesegnet mit dem heiligen Kreuze.

Als zwei Jahre nachher, im Sommer 1791, die Großmutter mit ihren Enkelinnen wieder nach Broich kam, da hielten die einfachen Mädchen, mit denen Luise sonst hier kindlich gespielt

hatte, sich anfänglich schüchtern zurück vor der größer gewordenen Prinzessin. Luise rief sie lächelnd zu sich heran, reichte ihnen die Hand und freute sich des Wiedersehens ihrer frühern Spielgenossinnen; und sie selber rief ihnen ins Gedächtniß, wie fröhlich sie vor zwei Jahren da und dort mit einander gespielt. Noch andere kleine Geschichten aus jenen Sommertagen Luisens in Broich sind überliefert, namentlich auch von dem damaligen Leibarzt Dr. J. H. Kohl, zuletzt Kreisphysikus in Mülheim an der Ruhr. Bis in die Neuzeit haben solche Erzählungen sich von den Vätern auf die Söhne und Enkel vererbt. Mögen sie einen Weltgeschichtschreiber noch so winzig bedünken, sie sind und bleiben nichts desto weniger ein klarer Wiederschein des sonnigen Wesens der holden jungen Prinzessin, zugleich eine Vorbedeutung der majestätischen Leutseligkeit, die ihr auf dem Throne die Herzen des Volkes gewinnen sollte. — Ihr zweimaliger Aufenthalt in Broich, wohin ihre Großmutter „die für sie mühsame und kostspielige Reise" mit den Enkelinnen nicht scheute, findet ein poetisches Denkblatt in den „Parabeln" von Friedrich Adolf Krummacher, Prediger zu Kettwig im Ruhrthale, von wo er 1812 nach Bernburg als Landes-Superintendent berufen wurde. Der Dichter widmete seine in der Nachbarschaft von Broich geschriebenen „Parabeln" der Königin Luise. Die erste der drei „Zueignungs-Parabeln" (1805) schließt mit den Worten: „Also wagt es der Dichter an den Ufern der Ruhr und des Rheinstroms, der allverehrten und allgeliebten Königin einige einfache Blumen seines Geistes und Herzens zu weihen. Denn entsprossen sie nicht dem Thale des treuherzigen Landes, wo Luise einst wandelte, und wo ein biederes Völkchen ihren Namen mit Liebe und Ehrfurcht nennt!" —

Eine neue Welt, augenfällig abstechend gegen jene idyllische in Broich, that sich vor Luise auf, als sie ihre Großmutter auf einem Ausfluge nach Straßburg begleitete, zum Besuche bei ihrer Tante Auguste, der jüngsten Tochter Georg Wilhelms, der Gemahlin des Pfalzgrafen Maximilian von Zweibrücken (des nachherigen ersten Königs von Bayern). Straßburg, jene alte deutsche Reichsstadt, die einst ihr Panier bei Reichszügen gleich hinter dem

Reichsadler führte — mit welchen Eindrücken mußte der Blick auf diese ehrwürdigen Denkzeichen des deutschen Kaiserthums das empfängliche Gemüth der jungen Prinzessin ergreifen! Den steinernen Riesen des Münsters sehen und den Wunsch aussprechen, von da oben eine Umschau in die Weite zu halten: das war für den lebhaften Sinn Luisens eins. Die Großmutter konnte sich nicht mehr zu dieser Wanderung in die Höhe des weltberühmten Thurmbaues Erwins von Steinbach entschließen; die herzhafte Enkelin aber erklärte: sie müßte sich schämen, zu erzählen, sie sei in Straßburg gewesen, wenn sie nicht sagen könnte, wie es da oben auf der Plateform des Münsters aussehe. So willigte die Großmutter ein, daß Luise an der Hand der treuen Gélieu die 325 Stufen bis auf die Plateform emporklimmen durfte. Da ist es denn charakteristisch für den starken Sinn und die jugendliche Unerschrockenheit der Prinzessin, daß sie, entzückt von der Aussicht auf der Plateform, gern auch die noch übrigen 400 Stufen bis zu der Krone, über der das Kreuz mit dem achteckigen Knopfe steht, hinaufsteigen wollte. Ein Beginnen, von dem sie nur dadurch abzubringen war, daß ihre Erzieherin schwindelig zu werden befürchtete, so das Mitgefühl Luisens rege machte und sie bewog, gleich mit der Gouvernante den Rückweg von der Plateform anzutreten.

Von Straßburg aus erstreckte diese Reise Luisens sich weiter bis in die Niederlande. Dort an den denkwürdigen Küsten des deutschen Meeres sammelte sie einen Schatz von Erinnerungen, den sie späterhin mit jugendfrischer Begeisterung aus ihrem treuen Gedächtniß ausschüttete, als die Königin Schillers Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande las. —

Kaum hatte Luise die Schwelle des dreizehnten Jahres überschritten, da entführte der Monat Mai, der ihr vor sieben Jahren die Mutter geraubt, die zweite der „vier schönen und edeln Schwestern." Prinzessin Therese von Mecklenburg-Strelitz vermählte sich 1789 mit Karl Alexander, dem neunzehnjährigen Erbprinzen von Thurn und Taxis, nachdem die älteste der Schwestern, Prinzessin Charlotte, schon vier Jahre zuvor (3. Sep-

tember 1785) dem regierenden Herzog Friedrich von Sachsen-Hildburghausen ihre Hand gereicht hatte. Therese folgte ihrem Gemahl erst in das Sommerschloß Trugenhofen, dann nach Regensburg, wo der alte Fürst von Thurn und Taxis, Karl Anselm, als kaiserlicher Prinzipal-Commissarius bei dem Reichstage residirte und einen eigenen Palast bewohnte. Der Erbprinz kannte und liebte die Prinzessin Therese schon seit zwei Jahren; die Briefe, welche er deshalb mit seinem Vater wechselte, bezeugen, daß reine gegenseitige Zuneigung diese fürstliche Ehe stiftete. Es war ihm im Dezember 1788 von hoher Hand vorgeschlagen worden, eine Prinzessin Doria aus dem berühmten italienischen Fürstengeschlechte dieses Namens zu heirathen: sie hätte ihm einen Brautschatz von einer halben Million zugebracht. Allein sein Herz hing schon an der deutschen Fürstentochter, der Schwester Luisens, und der Segen einer acht und dreißigjährigen Ehe, die nur der Tod scheiden konnte, hat diese Wahl gerechtfertigt. Noch in seinen letzten Tagen, als der Fürst schlaggetroffen von der Jagd heimkehrte, winkte die bejahrte Fürstin, ohne das Unglück zu ahnen, ihm, wie die Dame ihrem Ritter, vom Fenster des Schlosses aus mit dem weißen Tuche entgegen.

Die Verschwägerung mit dem Erbprinzen von Thurn und Taxis bot der Prinzessin Luise und ihrer zwei Jahre jüngeren Schwester Friederike die Gelegenheit, die Krönungsfeste zweier Kaiser in Frankfurt am Main mit zu feiern und sich so noch in den letzten Strahlen der bald untergehenden Herrlichkeit des deutschen Reiches zu sonnen. Die erste Krönung war die des Kaisers Leopold II. am 1. September 1790. Er starb schon am 1. März 1792, und sein Sohn Franz, am 7. Juli 1792 zum römischen König erwählt, wurde als solcher am 14. Juli in Frankfurt zum Kaiser gekrönt. Als nun Luise in Frankfurt sah, wie die feierlich von Nürnberg und Aachen eingeholten Kleinodien des alten deutschen Reichs im sechsspännigen Staatswagen zur Kirche, ebenso die Krone, das Zepter, der Reichsapfel und das Schwert des St. Moritz zum römischen König gefahren wurden; als sie sah, wie der neue Kaiser aus seinem Palaste in Prozession

nach dem Dome ritt, vor ihm die weltlichen Kurfürsten in der Kurtracht, über ihm der von zehn Abgeordneten der Stadt Frankfurt getragene Baldachin, neben ihm die kaiserlichen Hofstaaten, hinter ihm der stolze Zug der Leibwachen und Bürgergarden mit klingendem Spiel und flatternden Fahnen, dem sich das große Gefolge des Königs und der weltlichen Kurfürsten zu Fuß, zu Roß und zu Wagen anreihte; als sie ferner mit ansah, wie im Dome, während des feierlichen Hochamtes, der König auf den Stufen des Altars den Eid auf das Evangelienbuch von Aachen schwur, wie er von dem Kurfürsten von Mainz im erzbischöflichen Ornate gesalbt und dadurch würdig gemacht wurde, mit dem Schwerte Karls des Großen umgürtet zu werden und, nach dem Genuß des heiligen Abendmahles, mit der Krone den kaiserlichen Thron zu besteigen, um unter dem vom Hochaltar ausgehenden Tedeum innen, dem Geläute aller Glocken in der Höhe und dem Donner von hundert Kanonen außen von dem zujauchzenden Volke als Kaiser ausgerufen zu werden, worauf der große Krönungszug sich wieder aus dem Dome nach dem Römer bewegte, über das schwarz=roth=gelbe Tuch der Brücke hinweg, das hinterher dem es in Stücke reißenden Volke preisgegeben wurde — als Luise (die eben nicht reiche Tochter eines damals noch apanagirten Prinzen, die, wie sie als Königin selbst erzählt hat, sich als Prinzessin die seidenen Schuhe mit eigenen Händen nähte), als Luise diesen höchsten Fürstenglanz mit ansah, ahnte sie da wohl, daß es einst ihrem Sohne, dem Sieger=König Wilhelm, beschieden sein werde, auf den einmüthigen Ruf der verbündeten deutschen Fürsten und unter freudiger Zustimmung der durch ihre Waffenthaten geeinten deutschen Völker das deutsche Kaiserthum, das Wahrzeichen alter Herrlichkeit, in verjüngter Gestalt wieder aufleben zu lassen! —

Bei jenen Krönungsfesten in Frankfurt am Main wohnten Luise, ihre Schwester Friederike und ihr Bruder Georg bei Goethes Mutter, der „Frau Rath"; sie verlebten manche fröhliche Stunden in des Dichters Geburtshause am großen Hirschgraben. Aus dem Munde der Frau Rath hörte Bettina (Elisabeth von Arnim):

wie einmal die Königin von Preußen als vierzehnjährige Prinzessin und ihr Bruder die Mutter Goethes antrafen, als diese eben Speckſalat mit Eierkuchen essen wollte, und wie dies Gericht den Appetit der Beiden so reizte, daß sie es verzehrten, ohne ein Blatt übrig zu lassen. Ein andermal verschaffte die Frau Rath den jungen Prinzessinnen Luise und Friederike den seltenen Genuß, auf dem Hofe am Brunnen lustig Wasser zu pumpen, während sie selber die Hofmeisterin abhielt, die Prinzessinnen abzurufen, indem sie jene im Zimmer einschloß. „Denn (so äußerte Goethes Mutter zu Bettina) ich hätte mir eher den ärgsten Verdruß über den Hals kommen lassen, als daß man sie in dem unschuldigen Vergnügen gestört hätte, das ihnen nirgendwo vergönnt war, als in meinem Hause; auch haben sie mir's beim Abschiede gesagt, daß sie nie vergessen würden, wie glücklich und vergnügt sie bei mir gewesen".

Sich jener frohen Jugendtage erinnernd, äußerte der Bruder der Königin Luise, der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, zu dem ihm befreundeten Dichter in Weimar (1825) den Wunsch, eine Ansicht des Hofes und Brunnens des alten Frankfurter Goethehauses zu besitzen. Der Dichter sandte ihm dann solche und begleitete sie mit den Versen:

An diesem Brunnen hast auch Du gespielt,
Im engen Raum die Weite vorgefühlt,
Den Wanderstab ins fernste Lebensland
Nahmst Du getrost aus frommer Mutterhand,
Und magst nun gern erloschnes Bild erneuen
Am hohen Ziel des ersten Schritts Dich freuen.

Luise selber, als sie im Juni 1803 wieder einmal nach Frankfurt kam, verehrte der Mutter Goethes, „ihrer lieben unvergeßlichen Gastfreundin", einen kostbaren goldenen Schmuck. Goethe schrieb damals aus Weimar nach Berlin an seinen Freund Zelter: „Ihre schöne Königin hat auf der Reise viel Glückliche gemacht, Niemanden glücklicher als meine Mutter; ihr konnte in den letzten Lebensjahren nichts Erfreulicheres begegnen."*) Die Frau Rath

*) Anhang 2.

hat diesen Schmuck nur bei außerordentlichen Gelegenheiten als ein Familien-Kleinod getragen: so bei ihrem ersten Zusammentreffen mit der Staël im Bethmannschen Hause, wo die Tochter Neckers in dem Turban und der Tunica der Corinna erschien, und der die Frau Rath, „den bekannten goldenen Schmuck der Königin von Preußen um den Hals geschlungen," mit den stolzen Worten entgegen trat: „Je suis la mère de Goethe!" —

Jenen kürzeren Ausflügen, die Luise als vierzehn- und als sechzehnjährige Prinzessin von Darmstadt aus nach Frankfurt zu den Krönungsfesten machte, folgte bald eine längere Reise nach Hildburghausen. Dort verweilte sie mit ihrer Großmutter und ihrer Schwester Friederike bei ihrer ältesten Schwester, der Gemahlin des regierenden Herzogs Friedrich, während der Brand der französischen Revolution seine Flammen auch in das Rheinland zu werfen drohte. Dort, im Herzen des alten Deutschlands, im Thüringer Walde, über dessen Kamm sich die vielleicht älteste Heerstraße Deutschlands, der urkundlich schon im neunten Jahrhundert vorkommende Rennsteig dreißig Meilen lang hinstreckt, um an der Einmündung der Hörsel in die durch Hildburghausen fließende Werra die Grenzscheide zwischen Franken und Thüringen zu bilden; dort unter jenem denkwürdigen Himmel deutscher Geschichte, wo der sinnende Wanderer fast überall auf die Quellen der geistigen Strömung der Reformation stößt; dort verlebte Luise holde Tage. Vielleicht in Erinnerung daran schrieb sie als Königin einmal mit den Worten Jean Pauls auf ein Denkblatt: „Der Traum setzt uns immer in Jugendstunden zurück — und ganz natürlich, weil die Engel der Jugend die tiefsten Fußtritte in dem Felsen der Erinnerung ließen, und weil überhaupt eine ferne Vergangenheit schon öfter und tiefer in den Geist eingegraben wird, als eine ferne Zukunft."

War doch Jean Paul, damals der Lieblingsdichter so vieler edler Frauen, auch der ihrer Schwester, der Herzogin Charlotte von Sachsen-Hildburghausen. Ein oft wiederkehrender gern gesehener Gast am Hofe in Hildburghausen, hat er den „vier schönen und edeln Schwestern auf dem Thron" nicht nur an der

Pforte seines Meisterwerkes, sondern auch in seinen Briefen die farbigsten Blumen seiner blüthenreichen Phantasie gestreut. Im Mai 1799 schrieb Jean Paul aus Hildburghausen an seinen Freund Otto: „Erstlich denke Dir, male Dir die himmlische Herzogin (Charlotte) mit schönen kindlichen Augen, das ganze Gesicht voll Liebe und Reiz und Jugend, mit einer Nachtigallen-Stimme und einem Mutterherzen — dann denke Dir die noch schönere Schwester, die Fürstin von Solms (Friederike) und eben so gut, und die dritte, die Fürstin (Therese) von Thurn und Taxis, welche Beide mit mir an einem Tage mit den gesunden frohen Kindern ankamen. Diese Wesen lieben und lesen mich, und wollen nun, daß ich noch acht Tage bleibe, um die erhabene schöne vierte Schwester, die Königin von Preußen, zu sehen. — Ich bin auf Mittag und Abend immer gebeten. Der Herzog, äußerst gutmüthig, machte anfangs nicht viel fait von mir; aber jetzt ist er mir recht gut. Gestern hab' ich vor dem Hof auf dem Flügel phantasirt. Uebrigens (so schließt Jean Paul in seiner humoristischen Art) was ich mir durch den Hof an Gasthofessen und Trinken erspare, das trägt der Bader wieder fort, weil ich den verdammten Kinn-Igel öfter scheeren lassen muß." Im Herbst desselben Jahres schreibt er wieder aus Hildburghausen an den Freund: „Ich wußte voraus, daß der Hof in Seidingstadt (einem Jagdschlosse) war, wo ich heute auf eine Nacht hinfahre. Die schöne Herzogin war gerade bei meinem Einfluge hier und ließ mich sogleich auf ein paar Minuten vor dem Einsteigen kommen. Außer einer Geliebten weiß ich nichts Schöneres, als diese süße Gestalt. In Seidingstadt logirte ich im Schloß — die Herzogin sang, sowie man sie besingen sollte. Sie und der Mann nöthigten mich zum zweiten Tag, und sie fuhr im gießenden Abend mit mir in eine zwei Stunden ferne schöne Gegend." Ein späterer Brief Jean Pauls preist die Herzogin Charlotte wieder als entzückende Sängerin: „Sie singt wie eine Himmelssphäre, wie ein Echo, wie aus Nachtigallen gemacht." So war wie in Weimar auch an dem kleinen sächsischen Hofe von Hildburghausen ein poetischer Geist lebendig, durch der Königin Schwester da ein-

geführt. An Luisens Aufenthalt dort erinnert noch jetzt ein Denkmal im Schloßgarten, von der Herzogin Charlotte und ihrem Gemahl nach den Befreiungskriegen 1815 gesetzt. Das würfelförmige Monument, im antiken Stile aus Sandstein gebaut, trägt vorn in einem Lorbeerkranze ein marmornes Relief-Brustbild der Königin, auf der Seite rechts einen Adler, links einen Schwan und auf der Rückseite die Widmung: „Unserer unvergeßlichen Luise" mit elegischen Distichen. Hier einige der Verse:

Oft hat sie mich begrüßt in der Morgenröthe der Jugend,
Wallend am Schwesterarm; hier oft verhallte ihr Laut.
Oft hat ihr Blick hier geruht, umflossen vom Lichte des Himmels;
Lieblicher strahlte von ihm Liebe und Milde für uns.
Aber ach, sie war nur zu früh im Sturme der Zeiten geschieden;
Nie mehr nahet sie euch, grüßet euch ferner nicht mehr.
Lebend erblickte sie nicht Teutonias siegende Fahnen,
Sah nicht Borussias Aare führen der Heere Triumph.
Ach, sie ruhte, die Hand, im Dunkel der Trauercypressen,
Welche die Fahne des Siegs, Freiheit für's Vaterland hob.

Dasselbe Hildburghausen, aus dem Luise im Frühjahre 1793 heimkehrte, um wenige Wochen darauf die Braut des Kronprinzen von Preußen zu werden, ist in frühern Zeiten einem Ahnherrn Friedrich Wilhelms III. als Brautschatz zugebracht worden. Burggraf Albrecht zu Nürnberg, der fränkischen Linie der Hohenzollern entstammt, vermählte sich mit einer Tochter des Grafen Heinrich von Henneberg, Sophie, und diese erhielt von ihrem Vater die Stadt Hildburghausen als Aussteuer. Hernach durch Albrechts Tochter Katharina, welche dem Landgrafen Balthasar von Thüringen ihre Hand reichte, fiel die Stadt abermals als Brautschatz an Thüringen und Sachsen.

Der französische Revolutionskrieg sollte den Kronprinzen von Preußen nach Frankfurt am Main und dort mit Luise zusammen führen. Bei einer Revue, welche König Friedrich Wilhelm II. in Magdeburg hielt, wurde der Plan zum Feldzug gegen Frankreich entworfen. Beisitzer dieses Kriegsrathes war ein berühmter französischer General, der vormals im siebenjährigen Kriege die

Waffen gegen Friedrich den Großen trug, der Marquis von Bouillé, der Vertraute und Schirmwächter der ohne seine Schuld mißglückten Flucht Ludwigs XVI. Jetzt in dem Kriegsrathe zu Magdeburg, die Karte von Frankreich vor sich, legte er den Finger auf die Champagne, diese Landschaft als denjenigen Punkt andeutend, von wo aus man in Frankreich eindringen und im raschen Fortschritte des Krieges über Rhetel und Rheims bis gen Paris vordringen möge. Dieser Plan wurde angenommen, aber durch die zaudernde Kriegführung des Herzogs von Braunschweig vereitelt: ihm vertraute man den Oberbefehl über das Heer, in dessen Reihen der König selbst sammt seinen Prinzen stand. Goethe, des Herzogs von Weimar Gefährte auf diesem Feldzuge, giebt in seiner Campagne in Frankreich mehrere Schilderungen des Königs und der Prinzen. Er sah über Hügel und Thal des Königs Majestät sich eilig zu Pferde bewegend, wie den Kern eines Kometen von einem langen schweifartigen Gefolge begleitet. Auch wurde er bei der Belagerung von Mainz einmal in das Gezelt des Herzogs von Weimar gerufen, um dem Kronprinzen von Preußen über einen Vorfall zu berichten, den der Dichter auf einem Ritte mit seinem Fernrohre beobachtet hatte. Ebenso gedenkt Goethe aus jener Zeit der genialen Heldengestalt des Prinzen Louis Ferdinand, der als Oberst eines Fußregiments mit zu Felde gezogen war. Er traf den Prinzen Louis Ferdinand im freien Felde auf einem hölzernen Stuhle sitzen, den man aus einem untern Dorfe heraufgeschafft; zu gleicher Zeit schleppten einige seiner Leute einen schweren, verschlossenen Küchenschrank herbei; sie versicherten, es klappere darin, sie hofften einen guten Fang gethan zu haben. Man erbrach ihn begierig, fand aber nur ein starkbeleibtes Kochbuch, und nun, indessen der gespaltene Schrank im Feuer aufloderte, las man die köstlichen Küchenrezepte vor, und so ward abermals Hunger und Begierde durch eine aufgeregte Einbildungskraft bis zur Verzweiflung gesteigert. — Einen charakteristischen Gegensatz dazu bildet es, wie ein vornehmer Emigrant die Grausamkeit beschreibt, welche der König von Preußen an den französischen Prinzen ausübe, indem der Monarch beim Ausmarsche von Glorieux,

ungeachtet des schrecklichsten Regens, keinen Ueberrock angezogen, keinen Mantel umgenommen, wonach denn die französischen Prinzen ebenfalls sich dergleichen wetterabwehrende Gewande hätten versagen müssen. „Unser Marquis (erzählt Goethe) hatte diese allerhöchsten Personen, leicht gekleidet, durch und durch genäßt, träufelnd von abfließender Feuchte, nicht ohne das größte Bejammern anschauen können; ja er hätte, wenn es nütze gewesen wäre, sein Leben daran gewendet, sie in einem trocknen Wagen dahin ziehen zu sehen, sie, auf denen Hoffnung und Glück des ganzen Vaterlandes beruhe, die an eine ganz andere Lebensweise gewöhnt seien."

Mitten auf dem Wege nach Paris, nicht weiter als sechs Stunden von Chalons und zehn von Rheims, machte das verbündete Heer Kehrt. Und doch hatte es in kaum sechs Wochen zwei befestigte Städte zur Uebergabe gezwungen, den Feind in allen Treffen geworfen, Dumouriez eingeschlossen, sich zwischen ihn und Paris gedrängt. Der König Friedrich Wilhelm II., schon früher die treibende Kraft des Vordringens über die Maas, wollte nach der Kanonade von Valmy mit dem Heer auf Chalons vorgehen. Allein der Herzog von Braunschweig, von dem listigen Dumouriez durch Unterhandlungen hingehalten, sprach gegen den Marsch auf Chalons und beredete den König, der schon den Angriff auf den 29. September festgesetzt hatte, zum Rückzug über die Mosel. Die Folge war, daß nun die Rhein-Armee des unterdessen zur Republik erklärten Frankreichs rasch in die Pfalz vorstürmte, mit Hülfe der Jacobiner und Illuminaten sogar das feste Mainz gewann, Frankfurt am 23. Oktober 1792 einnahm und es brandschatzte. Doch nicht lange blieb die alte Wahlstadt der deutschen Könige in der Gewalt der Franzosen. Der preußische Oberst-Lieutenant von Rüchel erstürmte mit den tapfern Hessen am 2. Dezember 1792 Frankfurt und vertrieb die Franzosen daraus. Er sank, nachdem er den preußischen Adler und den hessischen Löwen dort aufgepflanzt hatte, erschöpft vom Pferde.

Frankfurt wurde nun das Hauptquartier. Von hier schrieb der Landgraf von Hessen-Dormstadt nach Hildburghausen an Luisens Großmutter: sie möge doch mit ihren Enkelinnen den

Rückweg nach Darmstadt über Frankfurt nehmen, um diese dort ihrem hohen Anverwandten, dem König von Preußen vorzustellen, dessen Gemahlin (die Mutter Friedrich Wilhelms III.) und Luisens Mutter Geschwister-Kinder waren. Auf diese Einladung kam die Großmutter mit den Prinzessinnen Luise und Friederike im März 1793 nach Frankfurt und besuchte dort den König. Abends wollte sie, nachdem sie ihre Enkelinnen noch erst ins Theater geführt, mit ihnen gleich nach Darmstadt weiter reisen, als Friedrich Wilhelm II. sie einlud, nach dem Schauspiele bei ihm zu speisen. Wider Erwarten in Frankfurt zurückgehalten, blieb Luise, um noch an dem nämlichen Abend des Kronprinzen Herz zu gewinnen.

Wie der Bischof Eylert erzählt, gedachte der König nach dem frühen Tode der Königin besonders gern des wunderbaren, ihm immer frisch gebliebenen Eindruckes, welchen die Erkorene bei der ersten Begegnung dort in Frankfurt auf ihn bewirkt habe: der Augenblick der neuen Bekanntschaft sei zugleich der Moment der wechselseitigen Zuneigung gewesen, und eine innere Stimme habe ihm gesagt: „Die ist es, oder Keine sonst auf Erden!"

„Habe mal," äußerte der König, „über diese wunderbare wechselseitige Sympathie etwas sehr Schönes in Schillers Schriften gelesen, wo treffend bezeichnet ist, wie mir und meiner seligen Luise zu Muthe war, als wir uns zum ersten Male sahen, und wie wir einander nachher oft bekannt haben. Es war keine verliebte Sentimentalität, sondern ein bestimmtes klares Bewußtsein, was gleichzeitig ihre und meine Augen mit einer Freudenthräne netzte. Gott, was Alles liegt nun zwischen jenem ersten Anblick, wo ich sie fand, und diesem, wo ich ihren Verlust beweine! Weiß wohl, solche sympathetischen Gefühle sind die schönen Gefühle der ersten jugendlichen Liebe, sind nur einmal da und kommen nachher in dieser Reinheit nicht wieder. Aber gern denke ich daran zurück und möchte wohl mal jene Stelle im Schiller wieder lesen; habe sie aber nicht finden können."

Eylert fand diese Stelle in Schillers Braut von Messina, in der Scene, wo Don Cesar der Mutter und dem Bruder den

wunderbaren Zauber des ersten Anblicks der Geliebten schildert. Er las sie dem König vor, diese Stelle:

Wie es geschah, frag' ich mich selbst vergebens —
Woher sie kam, und wie sie sich zu mir
Gefunden, dieses frage ich. — Als ich
Die Augen wandte, stand sie mir zur Seite,
Und dunkel mächtig, wunderbar ergriff
Im tiefsten Innersten mich ihre Nähe.
Nicht ihres Lächelns holder Zauber war's,
Die Reize nicht, die auf der Wange schweben,
Selbst nicht der Glanz der göttlichen Gestalt —
Es war ihr tiefstes und geheimstes Leben,
Was mich ergriff mit heiliger Gewalt;
Wie Zaubers Kräfte unbegreiflich weben —
Die Seelen schienen ohne Worteslaut
Sich ohne Mittel geistig zu berühren,
Als sich mein Athem mischte mit dem ihren;
Fremd war sie mir und innig doch vertraut,
Und klar auf einmal fühlt' ich's in mir werden:
Die ist es, oder Keine sonst auf Erden!
Das ist der Liebe heil'ger Götterstrahl,
Der in die Seele schlägt und trifft und zündet,
Wenn sich Verwandtes zu Verwandtem findet;
Da ist kein Widerstand und keine Wahl,
Es löst der Mensch nicht, was der Himmel bindet.

„Ja," sprach der König, nachdem er diese Worte des Dichters still angehört hatte, „ja das ist die Stelle, die ich meinte. Sehr schön! Macht aber jetzt einen ganz andern Eindruck. Die Rosen sind abgefallen, Dornen übrig geblieben. In der Ehe selbst doch noch mehr gefunden, als Poesie! Diese ist mir jetzt zu süßlich. Darf mich auch dem nicht hingeben. Macht weich und paßt nicht zu dem, was mir in böser, schwerer Zeit obliegt."—

Gleich der erste Blick also, der aus dem großen blauen Auge Luisens den Kronprinzen traf, ergoß sich wie ein Lichtstrahl aus dem klaren Himmel ihrer Seele in sein Herz. Die Prinzessin war in jenem Märzmonat 1793 siebzehn Jahre geworden: den

Zauber ihrer jugendfrischen Schönheit erhöhte noch die Grazie, welche ihr ganzes Wesen umschwebte und jede ihrer Bewegungen mit jenem magischen Gürtel der Anmuth schmückte, den die herrliche Königin des Olymps in der bedeutsamen Mythe erst von der holden Göttin der Schönheit entlehnen muß, um mit der Bewunderung zugleich Liebe erwecken zu können. War nun schon die erste äußere Begegnung ein wechselseitiges, wie elektrisches Ergreifen und Anziehen der beiden Fürstenherzen: dieser Eindruck vertiefte sich noch, als der Kronprinz inne wurde, daß ihre schöne Erscheinung nur das Abbild ihrer reinen Seele, nur der sichtbare Abglanz des unsichtbaren Geistes war, dessen angeborener Adel in ihren Blicken leuchtete, aus dem Tone ihrer Stimme klang, aus ihrer Geberde sprach.

Und wie Friedrich Wilhelm zu Luise, ganz so fühlte sein um drei Jahre jüngerer Bruder, Friedrich Ludwig Karl, sich zu ihrer jüngern Schwester Friederike hingezogen. Von Kindheit an hatten die beiden Brüder treu zusammengehalten. Freud' und Leid ihrer Jugend hatten sie mit einander getheilt; zu der natürlichen Blutsverwandtschaft hatte sich die geistige Wahlverwandtschaft der Freundschaft gesellt. Jetzt verschwisterten die Herzen der fürstlichen Brüder und Freunde sich aufs Neue durch die gleichzeitige Neigung zu den schönen fürstlichen Schwestern. In der nämlichen Abendstunde jenes Märztages war dem Kronprinzen und dem Prinzen der Stern ihrer Liebe aufgegangen. Auch ihre Doppel-Verlobung haben sie vier Wochen nachher gleichzeitig gefeiert.

Ihre Verlobung fiel in die Zeit der Blokade von Mainz, durch welche die feste Stadt nach zweimonatlicher Belagerung durch die Preußen und Hessen zur Uebergabe gezwungen wurde. Der Kronprinz befehligte die Reserve des vom General Kalkreuth gegen Mainz geführten Heertheiles. Er stand bei Ober-Ingelheim: der Brief, in dem er seiner Großtante, der Wittwe Friedrichs des Großen, seine nahe Verlobung mit Luise anzeigt, ist am 2. April 1793 im „Cantonnement Ober-Ingelheim vor Mainz" geschrieben.

Am 19. April trafen die Brüder wieder in Frankfurt zusammen. Am 20. traten sie miteinander ihre Brautfahrt nach

Darmstadt an; einige Tage später folgte ihnen der König dahin. Die älteren Schwestern der Bräute, die Herzogin von Hildburghausen und die Fürstin von Thurn und Taxis, waren Zeugen der Verlobung im Schlosse zu Darmstadt. Friedrich Wilhelm II. selber wechselte die Ringe, welche am 24. April 1793 seine Söhne den Prinzessinnen Luise und Friederike verlobten. Der König segnete mit froher Zustimmung diese Herzens-Bündnisse. Er erinnerte in heiterer Wendung des ernsten Augenblicks daran, daß es das erlauchte Haus „eines geborenen Preußen" sei, aus dem seine Söhne die Bräute nach dem Feldzuge heimführen sollten. Denn der damals regierende Landgraf Ludwig X. von Hessen-Darmstadt war seinem Vater, dem weiland königlich preußischen General-Lieutenant in Prenzlau, dem Standorte seines Regiments, geboren. Und des Landgrafen Mutter war jene hochgesinnte geistvolle Freundin Friedrichs, deren Andenken der große König durch ein ihr in Darmstadt errichtetes Grabmal ehrte: eine weiße Urne von carrarischem Marmor mit der Inschrift: „Sexu Femina, Ingenio Vir" (von Geschlecht eine Frau, von Geist ein Mann). Diese Urne, der Landgräfin Karolina Luise, geborenen Prinzessin von Pfalz-Birkenfeld, durch Friedrich geweiht, bezeichnet noch jetzt ihr immergrünes Grab im Schloßgarten zu Darmstadt. Die da unter dem Epheuhügel ruhende Großtante der Königin Luise war es, von der einst Wieland begeistert sagte: „Sie sollte Königin von Europa sein, wenn ich König der Schicksale wäre." — Dort nun, vor der Todtenurne der Freundin Friedrichs auf dem Grabe, dessen Stätte sie selbst sich in ihrem Bosquet zu Darmstadt ausersehen, haben auch Friedrich Wilhelm und Luise im Frühling ihrer Liebe Hand in Hand gestanden.

Zweites Kapitel.

Die Brautzeit.

Schon am zweiten Tage nach der Verlobung brach der König mit dem Kronprinzen und dem Prinzen Ludwig wieder von Darmstadt nach dem Hauptquartiere auf. Acht Tage nachher, am 3. Mai, erstürmte der Kronprinz an der Spitze des ersten Bataillons des Regiments von Borck das Dorf Kostheim auf dem rechten Rheinufer, gegenüber von Mainz. Er trieb die Franzosen nach heißer Gegenwehr aus dem Orte, nahm die dahinter aufgeworfenen Schanzen, erbeutete eine feindliche Kanone und machte viele Gefangene. Der König, an der Spitze des zweiten Bataillons nachrückend, umarmte den tapfern Erben seiner Krone auf der erstrittenen Schanze und schenkte dem braven Bataillon tausend Thaler. Am 11. Mai kam der Kronprinz nach Edenkoben in der Pfalz. Er ritt mit dem Herzog von Braunschweig bis zu den Vorposten vor Landau und eilte dann über Speier und Mannheim nach Darmstadt, zu einem kurzen Besuche der Braut. In diesen Tagen machten die Verlobten einen Ausflug nach Heidelberg: sie saßen dort mit ihrem kleinen Gefolge auch an dem Wolfsbrunnen, dem einstigen Lieblingsaufenthalt des unglücklichen Winterkönigs. Damals wölbten sich noch dreihundertjährige Linden wie zu einem Tempel über dem Brunnen. Die Zweige waren so dicht in einander verwachsen, daß man sich ihrer wie des Fußbodens zum Gehen bedienen, Tische und Stühle darauf setzen und in der grünen Dämmerung ein fröhliches Wesen treiben konnte, während unten die Quelle unsichtbar murmelte hinter der grünen duftenden Wand.

Am 15. Mai wurde das Hauptquartier von Guntersblum nach dem durch seinen Weinbau berühmten Dorfe Bodenheim verlegt. Hier besuchten die beiden Bräute mit der Großmutter ihre Verlobten im Feldlager. Von diesem Besuche schreibt Goethe in seinem, während der Belagerung von Mainz geführten Tagebuche, Donnerstag den 29. Mai (1793): „Gegen Abend war uns, mir aber besonders ein liebenswürdiges Schauspiel bereitet; die Prinzessinnen von Mecklenburg hatten im Hauptquartier zu Bodenheim bei Seiner Majestät dem König gespeist und besuchten nach der Tafel das Lager. Ich heftelte mich in mein Zelt ein und durfte so die hohen Herrschaften, welche unmittelbar davor ganz vertraulich auf und nieder gingen, auf das Genaueste beobachten. Und wirklich konnte man in diesem Kriegsgetümmel die beiden jungen Damen für himmlische Erscheinungen halten, deren Eindruck auch mir niemals verlöschen wird."

Dieser Besuch der fürstlichen Bräute im Kriegslager hatte nichts Ungewöhnliches: Fouqué berichtet, daß auch Rüchel — wie Aehnliches von vielen Offizieren mit des Königs Erlaubniß während dieser Belagerung geschah — seine Frau und seine zwei Töchter zu sich beschieden hatte. „Wohl war es im Geiste der alten Heldenzeit begründet (schreibt Fouqué), die Augen der Schönheit und Unschuld gern so nahe auf das rühmliche Kampfesfeld gerichtet zu wissen!"

Von Bodenheim rückte das Hauptquartier am 16. Juni nach Marienborn. Auch davon entwirft Goethe ein anschauliches Bild: „Das Lager Seiner Majestät des Königs war um etwa tausend Schritte über Marienborn bestimmt und angelegt, gerade an dem Abhange, wo der große Kessel, in welchem Mainz liegt, sich endigt in aufsteigenden Lehmwänden und Hügeln; dieses gab zu den anmuthigsten Einrichtungen Gelegenheit. Das leicht zu behandelnde Erdreich bot sich den Händen geschickter Gärtner dar, welche die gefälligste Parkanlage mit wenig Bemühung bildeten: die abhängige Seite war geböscht und mit Rasen belegt, Lauben gebaut, auf- und absteigende Communications-Gänge gegraben, Flächen planirt, wo das Militär in seiner ganzen Pracht und Zierlichkeit sich

zeigen konnte, anstoßende Wäldchen und Büsche mit in den Plan gezogen, so daß man bei der köstlichen Aussicht nichts mehr wünschen konnte, als diese sämmtlichen Räume eben so bearbeitet zu sehen, um des herrlichsten Parks von der Welt zu genießen."

Doch bei aller Romantik des Krieges, deren Reiz sich noch erhöhte durch die „himmlischen Erscheinungen" der fürstlichen Bräute, die wie zur Ritterzeit das Glück zarter Minne in den Lärm des Feldlagers zauberten, ist die Gefahr dem preußischen Königshause oft nahe genug getreten. So bei der Beschießung von Verdun, als der König und der Kronprinz hoch zu Rosse inmitten der preußischen Feuerschlünde halten, und nur wenige Schritte von ihnen eine feindliche Kugel zu Boden schlägt. „Majestät exponiren sich zu sehr," spricht der Kronprinz — „Friedrich hat sich bei Kunersdorf noch mehr ausgesetzt," antwortete der König, reitet aber mit dem Kronprinzen auf die andere Seite der Batterie, indem er äußert: „Freilich! Das wäre ein Triumph für diese Republikaner, wenn sie, nachdem sie den König von Frankreich gefangen gesetzt, den König von Preußen todt schössen." Kaum auf der andern Seite der Batterie postirt, sehen Beide eine zweite Kugel noch dichter vor ihren Pferden niederschlagen. Der Kronprinz bittet, ihn allein hier zu lassen. „Nein," entgegnet der König, „ich bleibe hier, um Zeuge Deiner Kaltblütigkeit zu sein."

Welche Temperamentsfehler, welche Charakterschwächen an Friedrich Wilhelm II. die streng richtende Geschichte auch zu rügen findet, zwei hohe Fürstentugenden sind ihm nicht abzusprechen: persönlicher Heldenmuth und ritterliche Aufopferung. An seine „theure Tante," die Wittwe Friedrichs des Großen, hat er vor dem Feldzuge in der damaligen deutschen Hofsprache, der französischen, geschrieben:

„Was mich diesen Krieg beginnen läßt, ist allein der Gedanke, daß er zum Wohle der Menschheit wirken, und die Hoffnung, daß er den furchtbaren Ausbruch der Anarchie dämpfen werde, deren Herd Frankreich ist, und die auf die Länge ganz Europa verheeren würde. Ich habe zur Vollführung dieses Vorhabens alle Mittel

welche die menschliche Weisheit mir hat geben können, angewandt; meine Absicht ist rein; im Uebrigen ergebe ich mich in den Willen der Vorsehung."

Aber es sollte dem König Friedrich Wilhelm II. nicht gelingen, der Retter Ludwigs XVI. und seiner unglücklichen Familie zu werden. Was das preußische Königshaus bei dem Königsmord in Frankreich fühlte, das bekundet die Wehklage der Wittwe Friedrichs des Großen in einem Briefe, den sie am 8. Februar 1793 an Friedrich Wilhelm II. nach Frankfurt geschrieben hat: „Ich bin noch ganz zerschmettert von der entsetzlichen Katastrophe, die in Paris hereingebrochen ist. Unerhört, daß sich Männer finden konnten, grausam genug, um ein solches Urtheil zu fällen nicht nur über einen Unschuldigen, sondern auch über ihren König — und daß nicht einmal eine Vertheidigung angehört, geschweige angenommen worden. Ich schaudere, wenn ich daran denke; ich hoffe und ich hege den inbrünstigsten Wunsch für Ew. Majestät und Ihre Verbündeten, daß Gott mit seiner Gnade Ihnen beistehen möge, diese Rasenden wieder zur Vernunft zu bringen und sie zu demüthigen, und daß ein heilsamer Friede daraus hervorgehe, damit wir das Glück haben, Ew. Majestät frisch und gesund, gekrönt mit Ruhm und Glück wiederzusehen. Die Königin befindet sich nicht wohl; ich suche durch mein Zureden ihren Gram zu lindern, indem ich ihr Vertrauen auf die Vorsehung richte, die Sie und Ihre geliebten Söhne schirmen wird; ungeachtet meiner eigenen Bekümmerniß thue ich Alles, was ich kann, zu ihrer Beruhigung, obwohl ich im Grunde nicht weniger leide. Gott sei Ihr Verbündeter und Beschützer; ich habe die Zuversicht zu Gott, daß er unsere, meine und der Königin Gebete erhören werde, die wir für Sie, mein theurer Neffe, zum Himmel senden."

Wer erkennt in diesem seelenvollen Briefe, den sie — eine sieben und siebzigjährige Greisin — schrieb, nicht Friedrichs herzensfromme Gemahlin, nicht Elisabeth Christine, welche die Lieder ihres Lieblingsdichters Gellert aus dem Deutschen ins Französische übertrug und, ein hohes Vorbild reiner Weiblichkeit, ihr langes Leben zu einem unablässigen Wohlthun machte? Wer

erkennt darin nicht die Königin, von der Friedrich der Große in seinem Testamente schrieb: „Sie hat während meiner ganzen Ehe mir nicht die mindeste Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben, und ihre unerschütterliche Tugend verdient Ehrfurcht und Liebe!“ —

Die Revolution, welche die weiten Wellenringe ihrer Blutströme bis über die Grenzen Frankreichs hinauszuschlagen drohte, machte gerade die Brautzeit Luisens zu einer Marterzeit schwerster Heimsuchung für das französische Königshaus. Luisens Thränen flossen besonders dem Schicksale der unglücklichen Marie Antoinette, die mit der Hoheit einer deutschen Kaisertochter, mit der Seelenstärke einer Tochter Maria Theresias ihr Haupt, das jetzt nur noch die Silberkrone der in einer Schreckensnacht ergrauten Locken schmückte, zum Blutgerüst trug, noch im Sterben Gott bittend um Erleuchtung und Bekehrung ihrer Henker. —

Im preußischen Feldlager bedrohte eine große Gefahr den Prinzen Ludwig, den Verlobten Friederikens. Der Prinz, müde von den Strapazen des Tages, hatte sich in seiner Soldatenhütte hingelegt, in der Nähe des wärmenden Feuers. Er sinkt in festen Schlaf: da stecken die sprühenden Funken die Baracke in Brand, bald geht Alles neben dem Schlafenden in Flammen auf. Ihm selbst sengen schon die Kleider am Leibe, als der außen Schildwache stehende Dragoner, ein Pommer, hineinstürzt: er reißt den Prinzen vom Lager auf und rettet ihm vor dem Feuertode. Der Prinz kam mit dem nackten Leben davon. Seine ganze Habe, Alles, was er im Felde mit sich führte, war verloren. Tags darauf machte sich der Kronprinz den Scherz, bei dem Könige und dessen Gefolge „für den armen abgebrannten Mann eine Kollekte zu sammeln.“

Die letzte Schlacht, welche die Preußen unter den Augen ihres Königs im Rheinkriege schlugen, war die bei Pirmasens: sie warfen dort am 14. September 1793 die Franzosen siegreich von den Höhen zurück. Der Feind ließ 4000 Todte, 2000 Gefangene und 98 Kanonen auf dem Platze. Was dem König die Lust an dem ferneren Feldzuge verleidete, war der Verdruß über die zaudernde, schleppende, oft mitten im Siege Halt machende

Kriegführung. Dazu des österreichischen Ministers Thugut intrigante Politik, die später selbst den kaiserlichen Oberfeldherrn, den Prinzen von Koburg, dahin brachte, „den Stab niederzulegen, den er gern mit Lorbeeren umwunden dem Kaiser überreicht hätte.“ Am 29. September schied der König von seinem Heere. „Lebt wohl, Kinder!“ rief er den aufgestellten Truppen zu. Ein dreimaliges donnerndes „Vivat hoch!“ gab ihm das Geleite.

Der Kronprinz hatte bis dahin das erste Bataillon Garde kommandirt. Jetzt übernahm er den Befehl über das ganze Corps, welches Landau belagerte. Zwei Monate darauf rief der König seine Söhne aus dem Felde. Am 27. November übergab der Kronprinz das Commando dem General-Lieutenant von Knobelsdorf und trat mit dem Bruder die Heimkehr an. Beide begrüßten unterwegs die fürstlichen Bräute. Am 8. Dezember trafen sie in Berlin ein, wenige Stunden nach dem Te-Deum, mit welchem die Hauptstadt den preußischen Sieg über die Franzosen in dem dreitägigen Treffen bei Kaiserslautern gefeiert hatte. Des Kronprinzen Palais, in welchem er hernach als König Friedrich Wilhelm III. lebte und starb, war unterdessen neu eingerichtet worden: es stand schon zur Aufnahme des jungen Fürsten-Paares bereit.

Acht Tage nach des Kronprinzen Ankunft in Berlin schied Luise nebst ihrer Schwester Friederike aus dem Familienkreise in Darmstadt, um mit ihrer Großmutter und ihrem Bruder Georg nach der Hauptstadt des Reiches zu ziehen, zu dessen künftiger Königin sie auserwählt war. Sie reisten von Darmstadt über Würzburg, Hildburghausen, Weimar, Leipzig und Wittenberg nach Potsdam, wo sie am 21. Dezember, Abends um 6 Uhr, ankamen. Hier harrten die Prinzen der fürstlichen Bräute, während die Bürgerschaft die erlauchten Schwestern festlich einholte. Schon vor Potsdam, bei Baumgartenbrück, standen berittene Schaaren im Schmucke der preußischen und mecklenburgischen Farben, um den Prinzessinnen den ersten Freudengruß darzubringen aus der Stadt, in der die Steine von der Größe Friedrichs sprechen, und von dessen Sanssouci hernieder sein Geist die Fürstentochter anwehte, die ausersehen war, eine Zierde seines Hauses zu werden

Sechzehn Postillone, voran zwei Postsecretäre, bliesen mit ihren Hörnern den Prinzessinnen das erste Willkommen entgegen. Das Brandenburger Thor in Potsdam, dieser schöne, von korinthischen Säulen getragene Triumphbogen auf dem Wege nach Sanssouci (nach Friedrichs eigenem Entwurfe erbaut), war heute von den Bürgern Potsdams noch mit einer besonderen Ehrenpforte versehen. Die vor diesem Thore westwärts laufende Allee, bis dahin Brandenburgerstraße genannt, heißt seitdem die Luisenstraße, der freie Platz dort, jetzt mit einem Springbrunnen verschönert, der Luisenplatz. Beim Einzuge der Prinzessinnen an dem früh dunkelnden Winterabend strahlten alle Fenster im Freudenschein; die Straßen lagen im weithin glänzenden Fackellicht. Gar stattlich paradirte dabei das Schlächtergewerk von Potsdam: in braunen Röcken mit goldenen Achselbändern, in rothen goldverbrämten Atlaswesten und rothbefiederten Tressenhüten mit Cocarde ritten die Meister auf rothgedeckten Pferden mit krummen Husarensäbeln einher, voran drei blasende Trompeter und die lustig wehende Gewerksfahne. In froher Erinnerung daran hat die Königin Luise 1804 der ehrsamen Innung, als die alte Standarte abgetragen war, ein neues schmuckes Gewerksbanner verliehen.

Der Einzug in Berlin ging am 22. Dezember vor sich. Der Kronprinz und Prinz Ludwig, ihren Bräuten von Potsdam her vorauseilend, um sie auf dem Königsschlosse in Berlin zu empfangen, trafen Mittags hier ein. Die Hauptstadt war schon von früh an in freudiger Bewegung. Ein Augenzeuge schreibt über diesen Festtag (es war ein winterlicher, aber heiterer Sonntag): „Es sah aus, als ob von Morgen bis Mittag ganz Berlin ausgezogen sei und auf der Straße von Potsdam bis nach Schöneberg hin kampire.“ — Dort in Schöneberg, dem nächsten, eine halbe Meile von Berlin entfernten Dorfe, an der Straße nach Potsdam, scharten sich Morgens von 10 Uhr an die Zünfte, Gilden und Corporationen, um dem Wagen der Prinzessinnen Bräute bis nach Berlin voran zu reiten. Sechs königliche Postsecretäre an der Spitze von vierzig blasenden Postillonen, alle in neuen Uniformen, sollten den Festzug von Schöneberg aus eröffnen. Daran reihten

sich die Gilde der Frachtfuhrleute, blau gekleidet, das Schlächtergewerk von Berlin in blauen Röcken, die Schützengilde, grün mit Pfirsichblüthenfarbe, ein Fähnlein Berliner Bürgersöhne in altdeutscher Rittertracht, geharnischt und behelmt, die vereinigte Brauer- und Brenner-Gilde in blauen Röcken, zwei Züge junger Kaufleute zu Pferde und zum Beschluß die Kaufherren von den drei Gilden der Kaufmannschaft, in Blau mit Ponceauroth. Jenseit des Dorfes Schöneberg aufgestellt, machten sie mit gezogenem Degen zur Linken am Rande der Chaussee Front gegen diese hin; zur Rechten an der Fahrstraße hielt ein Trupp der königlichen Garde du Corps in großer Uniform. Ferner war von jedem der Hofstaaten in Berlin ein Cavalier nach Schöneberg zum Empfang der Prinzessinnen entsandt, nachdem die ihnen selber zugeordneten Hofstaaten schon Tags zuvor nach Potsdam gefahren, um auf der Stelle ihren Dienst zu thun. Es bestand der damalige Hofstaat Luisens aus der Oberhofmeisterin Frau (nachherigen Gräfin) Sophie Wilhelmine von Voß, geborenen von Pannewitz, den beiden Hofdamen von Vieregg und dem Kammerherrn von Schilden. Sie alle sind bis zu dem Tode der Königin in diesen Hofämtern geblieben.

Nach alter Hofsitte sollten dem großen goldenen Galawagen der einziehenden Prinzessinnen mehrere Kammerherrn unmittelbar voranfahren. Doch etliche der Berliner Gilden wollten sich diese Anordnung nicht gefallen lassen, weil es dann so aussehen könnte, als wären sie die Vorreiter der Kammerherren; sie begehrten, der Wagen der Prinzessinnen Bräute solle der vorderste in der Reihe sein. Vergebens suchten die Hofbedienten ihnen das auszureden. Die Bürger blieben dabei: „Wir holen die Prinzessinnen Bräute ein, nicht die Kammerherren." Endlich bewog der Hofmarschall des Kronprinzen (der nachmalige Oberhofmarschall von Massow) die Cavaliere, den Bürgern nachzugeben und durch den Verzicht auf jene althergebrachte Förmlichkeit den drohenden Hader zu stillen.

Von Potsdam aus, wo ihnen ein Festzug das Ehrengeleite gegeben hatte, erreichten die Prinzessinnen um ein Uhr Mittags Schöneberg. Schon aus der Ferne von dem Jubelruf der Volks-

masse begrüßt, die von Berlin nach Schöneberg geströmt war, um dann im Gefolge der Prinzessinnen nach Berlin zurückzufluthen; im Vorbeifahren salutirt von den berittenen Bürgerzügen links und der Garde du Corps rechts, hielten sie dicht vor dem Dorfe. Während hier dem Wagen der fürstlichen Bräute ein neues Gespann von acht Pferden aus dem königlichen Marstall vorgelegt wurde, zogen alle berittenen Corps in schmalen Reihen vorüber; ihre Führer nahten sich dem Kutschenschlage und baten die Prinzessinnen um die Genehmigung, ihnen vorreiten zu dürfen. Mehrere überreichten dabei Gedichte, und die Freundlichkeit, mit der Luise diese ersten Festgaben ihrer zukünftigen Residenz hinnahm, die sinnigen Worte, die sie den Bürgern zu sagen wußte, das Seelenvolle, das aus ihrem anmuthigen Wesen sprach, legte gleich hier den ersten Keim zu jener wachsenden Verehrung, welche Luise als Preußens Königin dem Herzen ihres Volkes einpflanzte.

In Berlin wurden die Prinzessinnen am Potsdamer Thore vom Magistrat empfangen: im Namen der Residenz hieß er sie willkommen. Die Leipziger Straße hinauf bis an die Ecke der Wilhelmsstraße hatten sich vier Compagnieen der bewaffneten Berliner Bürger-Brigade in zwei Reihen aufgepflanzt; sie begrüßten die Einziehenden mit klingendem Spiel und winkenden Fahnen. Tausende von Zuschauern füllten dahinter Kopf an Kopf die Straße und die Häuser. Ein unaufhörliches Freudengeschrei schallte den jungen Fürstinnen entgegen. Unmittelbar hinter der Galakutsche mit den Prinzessinnen, denen die Oberhofmeisterin Frau von Voß und die Gräfin Brühl gegenüber saßen, fuhren die beiden Familienwagen: darin ihre Großmutter, ihr Vater und ihr vierzehnjähriger Bruder Georg, frohe Augenzeugen des allgemeinen Frohlockens. Gleichsam als Eroberinnen, als Siegerinnen zweier Fürstenherzen des preußischen Königshauses, hielten die beiden Prinzessinnen Bräute ihren Einzug in Berlin. Entlang die Wilhelmstraße bis dahin, wo sie Unter den Linden ausmündet, waren zu beiden Seiten Geländer gezogen, wie nothwendige Uferdämme eines durch sie in Schranken gehaltenen Menschenmeeres. Innerhalb dieser Barrièren standen die übrigen

zwei und zwanzig Compagnieen der damaligen Berliner Bürgerwehr. In soldatischer Weise begrüßten sie die Vorbeifahrenden, schwenkten dann von rechts und links zusammen und reihten sich dem Zuge an.

Der Brennpunkt, worin alle Strahlen des Festtages zusammenflossen, war Unter den Linden, dort am Ausgange der Allee, wo heute auf der einen Seite das Palais des Kaisers und Königs Wilhelm, auf der andern das Universitätsgebäude steht, damals noch des Prinzen Heinrich Palais (erst später, in dem Todesjahre der Königin zum Sitz der neu gestifteten Hochschule geweiht). Dort, an der nämlichen Stelle, wo Friedrich Wilhelm III. kurz vor seinem Sterben den Grundstein zu des großen Königs Denkmal legen ließ, dort war zur Feier jenes 22. Dezember 1793 eine prächtige Ehrenpforte erbaut, mit festlichen Sinnbildern nach der Angabe Rammlers, des Sängers Friedrichs, des deutschen Horaz, wie seine Zeitgenossen ihn nannten. Diese Ehrenpforte hatte das Ansehen eines jener Triumphbogen, wie sie im Alterthume zum Einzug gefeierter Sieger errichtet wurden. Sechzig Fuß hoch, vierzig Fuß breit, erschloß dies Prachtthor drei Portale neben einander: ein großes in der Mitte und zwei kleinere seitwärts. In dem mittleren, dem Hauptportale, schwebte ein doppelter Brautkranz von frischer Myrthe. Die beiden Seitengänge blühten und dufteten, trotz der Winterzeit, ebenfalls im lebendigen Blumenschmucke. Der Vordergiebel ruhte auf acht gekuppelten korinthischen Säulen, von grünem Laub umrankt und durch eine Kette frischer Blumen mit einander verknüpft. Oben in dem mit Laubwerk verzierten Fries des Hauptgesimses leuchtete die Inschrift:

Freude des getreuen Volkes!

Darunter erschien die schöne Jünglingsgestalt Hymens, des Gottes der Ehe, mit der hochzeitlichen Fackel in der Hand, fröhlich umtanzt von den Göttern und Göttinnen der Liebe. Die Spitze krönten zwei Standbilder der Freundschaft und der Einigkeit, ihr Fußgestell trug die Inschrift:

Gleiche Freundschaft! Gleicher Liebesbund!

Vorn an jeder Seite erhob sich ein Rauchaltar mit den Flammen dargebrachten Dankopfers, und über jedem der beiden

Seitenportale ein sinniges, mit Blumen bekränztes Rundbild. Auf dem Bilde zur Linken legte der Gott der Ehe zwei Myrthenkränze auf den Altar Preußens nieder, mit der Inschrift:

Dem Doppelpaare!

Auf dem Bilde zur Rechten sah man die Schutzgöttin Berlins, kenntlich an der Mauerkrone und an dem in ihrem Schilde geführten Wappen der Stadt. Sie pflanzte einen Rebstock unter den Worten:

Künftige Hoffnung!

An dieser Ehrenpforte standen dreißig Knaben von der französischen Kolonie, sämmtlich in grünen Festkleidern und mit Blumengewinden. Daneben vier und vierzig junge Mädchen, Töchter Berliner Bürger, in weißen Gewändern mit Rosenroth und mit frischen Kränzen in den Haaren, als Symbol der Unschuld, der Freude und der Hoffnung. Aus ihrer Mitte wurde der Prinzessin Braut des Kronprinzen ein Festgedicht überreicht. Es lautete:

Jüngst als Er von uns ging, die Hyder zu bezwingen,
Die sich am Seinestrand erhebt;
Da riefen wir: „Wer schützt, wenn Ihn mit Rabenschwingen
Der Todesengel dort umschwebt?"

Da bebten wir für Ihn und flehten auf zum Himmel;
Es schwamm in Thränen unser Blick.
Erhört war unser Flehn; aus blut'gem Schlachtgetümmel
Kam Er mit Sieg gekrönt zurück.

Er kam! Wie jauchzten wir dem Helden nicht entgegen!
Er sah uns, lächelte und sprach:
„Belohnt ist eure Treu', belohnt durch reichen Segen,
Und eurem Gram folgt Wonne nach.

Nicht Lorbeer'n bring' ich nur für euch aus jenem Streite
Der Sieger selbst erlag im Streit.
Bald zeig' ich glücklich euch die reizendste der Bräute
Voll hoher Menschenfreundlichkeit."

Und Du erscheinst; es tönt Dein Lob von tausend Zungen
Als uns'rer Treue erster Sold.
O nimm sie freundlich hin die reinen Huldigungen,
Die unser Herz Dir willig zollt.

Vergiß, was Du verlorst; es soll ein schön'res Leben
Dir dieser Festtag prophezeih'n.
Heil Dir! Der künft'gen Welt wirst Du Monarchen geben,
Beglückter Enkel Mutter sein!"

Eine liebliche kleine Mädchengestalt sagte diese Verse her, und die schlichte Anmuth der Sprecherin erfreute Luise so, daß sie sich im raschen Zuge ihres bewegten Herzens zu dem Kinde nieder neigte, es in ihre Arme hob und küßte. Welche Ueberraschung für die Oberhofmeisterin, der die gemessenen Formen der Etikette zur andern Natur geworden waren, und die hier zu ihrem Verdrusse merkte, daß die zukünftige Königin das Buch des byzantinischen Kaisers Constantin über das Hof-Ceremoniel nicht eben heilig halten mochte. „Mein Himmel!" seufzte die Oberhofmeisterin. „Was haben Ihro Hochfürstliche Durchlaucht gethan? Das ist ja gegen alle Etikette!" — „Wie?" fragte Luise einfach. „Darf ich das nicht mehr thun?" Und in diesen Worten verkündete sich eine so reine Natürlichkeit, fern von aller zur Schau getragenen Grandezza, und doch zugleich eine geistige Hoheit, daß die Zeugen dieses nicht im Festprogramm vorgesehenen Tages-Ereignisses sich sagen konnten: Luise wird nicht allein die Königin, sie wird auch die Mutter des Landes werden! —

Von jener Ehrenpforte bis zum Schlosse, vorbei am Opernhause, von dessen Freitreppe herab eine dichte Zuschauermenge heute das schönste und volksthümlichste Schauspiel hatte, erstreckten sich noch zwei Reihen Berliner Gewerke mit ihren Fahnen und Zeichen. Sie hielten eine Gasse offen für den Zug und gliederten sich dann gleichfalls an. Erst um drei Uhr Nachmittags betraten die beiden Prinzessinnen Bräute das Schloß. Hier empfing sie der König mit den Prinzen, er führte sie zu seiner Gemahlin und der Königin-Wittwe und stellte ihnen dann die andern Fürstlich-

keiten sowie den versammelten Hof vor. In den Gemächern Ihrer Majestäten verweilten sie bis zur Tafel.

Friedrich Wilhelm II. hatte dem festlichen Zuge von einem Fenster des Schlosses aus entgegengesehen. Er freute sich über die dabei herrschende Ordnung. Denn die damalige Einwohnerzahl Berlins (ungefähr 160,000) wurde durch viele schaulustige Fremde vermehrt, und diese Volksmasse schob sich nur innerhalb weniger Straßen und Plätze hin und her. Gleichwohl geschah in diesem Gedränge von Menschen, Pferden und Wagen weder ein Unfall noch eine Störung. Für diese musterhafte Haltung sprach der König der Berliner Bürgerschaft schriftlich seine freudige Anerkennung aus, und er hat dem mit Abfassung dieses Schreibens beauftragten Cabinets-Secretär ausdrücklich eingeschärft: „Es muß ja darin gesagt sein, daß ich die Ordnung bewundert habe."

Die Vermählung des Kronprinzen mit der Prinzessin Luise erfolgte zwei Tage darauf, am 24. Dezember, am heiligen Weihnachts-Abend des Jahres 1793. Und Preußens zukünftiger Monarch, konnte er seinem Herzen, seinem Königshause und seinem Volke ein schöneres Christgeschenk machen, als dadurch, daß er seinem Herzen eine Gemahlin, dem Hause seiner Väter eine Tochter und seinem Volke eine Fürstin wie Luise gab?

Friedrich Wilhelm II. wollte, daß auch Berliner Bürger an dem königlichen Familienfeste Theil nähmen. Er hatte befohlen, möglichst viele Einlaßkarten zu den Sälen des Schlosses auszugeben. Indeß diese geriethen meist in die Hände von Beamten, welche durch ihr Erscheinen in den Staatsuniformen die Feierlichkeit zu verherrlichen vermeinten. Dem König aber fiel es auf, daß er gar so wenig bürgerlich Gekleidete unter den Anwesenden bemerkte. Er äußerte seinen Unwillen über die falsche Auslegung seines Befehles. „Seht wohl noch nicht genug gestickte Kragen um Euch? Ich will auch bürgerliche Hochzeitkleider sehen. Uebermorgen werden gar keine Karten ausgegeben und Alle zugelassen, die einen ganzen Rock anhaben." Dieser Befehl wurde dann bei der am 26. Dezember gefeierten Vermählung des Prinzen Ludwig mit der Schwester Luisens streng befolgt. Nun waren aber die

Säle und Nebenzimmer im Schlosse so mit Zuschauern aus allen Ständen angefüllt, daß nur mit Mühe ein schmaler Durchgang für die hohen Herrschaften blieb. Der König selbst kam dadurch in die Enge. Denn Friedrich Wilhelm II. war von stattlicher, hoher Gestalt. In seiner schlank aufgeschossenen Jugend ein schöner Mann, der gleich dem ersten Könige Saul ein Haupt länger war, denn alles Volk, hatte er mit den Jahren an Rundung zugenommen. Die schmale Gasse, welche die heute wirklich ohne Karte eingelassenen bürgerlichen Zuschauer in den Gemächern des Schlosses allein noch offen ließen, drohte also für seine Person am beschwerlichsten zu werden. Doch als er gewahr wird, wie dieser Engpaß an einer besonders von Neugierigen belagerten Stelle ganz außer räumlichem Verhältniß steht zu seiner natürlichen Breite, da besinnt er sich kurz: anstatt gerade aus zu gehen, windet er sich seitwärts durch, den linken Ellbogen voran und mit der rechten Hand seine Dame, die verwittwete Königin führend, indem er den Bürgern gemüthlich zuruft: „Braucht euch nicht zu geniren, Kinder! Der Hochzeitvater darf sich heut nicht breiter machen, als die Brautleute." — Keine Anekdote (so schreibt ein damaliger Berichterstatter) gereicht zugleich dem König und den Berlinern wohl so zur Ehre, als eben diese. Er zeigte, daß er auf die Treue seines Volkes bauen dürfe; er wußte, daß der Krieg, aus dem er so eben zurückkam, das Band zwischen König und Unterthanen nur noch fester geschlungen habe. Die Berliner betrugen sich auch, wie es von ihnen als biedern Brandenburgern zu erwarten stand. Unter der Menge von vielen Tausenden fiel auch nicht eine Unordnung vor, vergaß auch nicht Einer die Ehrfurcht, die er dem königlichen Hause schuldig sei. In den freudigen Blicken, womit der König die Umstehenden auf beiden Seiten, die Geringern wie die Vornehmern, den ganzen Weg durch die Zimmer des Schlosses entlang begrüßte, sah man, daß er sich jetzt, mitten unter allen Klassen seines Volkes, doppelt glücklich fühlte.

Die Vermählung des Kronprinzen und der Prinzessin Luise ist am 24. Dezember ganz nach der alten Hofsitte vor sich gegangen. Abends um sechs Uhr waren alle in Berlin anwesenden

Prinzen und Prinzessinnen in den Gemächern der Königin beisammen. Hier wurde die Prinzessin Luise mit der Diamanten-Krone zur königlichen Braut geschmückt. Von da ging der Hof in die Zimmer der Königin-Wittwe: der König lud sie als Zeugin zu der Vermählung ihres Großneffen und schritt mit ihr, während die regierende Königin einem der Prinzen die Hand reichte, voran in den weißen Saal, der zwei Jahre zuvor ebenfalls eine Doppel-Vermählung gesehen hatte (die der Prinzessin Friederike von Preußen mit dem Herzog von York und die ihrer jüngern Schwester Wilhelmine von Preußen mit dem Erbprinzen von Oranien). Mitten im weißen Saale wölbte sich der Thronhimmel von purpurnem Sammet mit den eingestickten goldenen Kronen. Unter diesem Baldachin stand der Tisch, der als Traualtar diente, davor der Trauschemel, Tisch und Schemel gleichfalls mit purpurfarbenem Sammet bekleidet. Die königliche Familie und der Hof reihten sich um das vor den Geistlichen tretende Brautpaar. Die Trauung vollzog der evangelisch-reformirte Hofprediger Oberconsistorial-Rath Sack: er hatte den Kronprinzen confirmirt, er sollte nun auch dessen Ehebund einsegnen. In seiner Traurede sprach er zu der Braut:

„Wohl uns! Wohl dem Vaterlande! Und wohl auch Ihnen, durchlauchtigste Prinzessin! Dieses Herz, das Ihnen jetzt seine Liebe und Treue am Altare der Religion weiht, dieses Herz verehrt Gott, und es liebt redlich Gerechtigkeit und Tugend. Sie sind von der Vorsehung auserwählt, es zu beglücken, und Ihr schöner Beruf ist es, in demselben die sanfte Flamme zärtlicher Empfindungen zu unterhalten, die das Furchtbare der Heldentugenden mildert, und die, da sie selbst Liebe ist, auch Liebe erzeugt. Von Ew. Königlichen Hoheit erwartet der Prinz, für den Sie zu leben angeloben, was Würde und Macht ihm nicht geben können, das heilige Glück der Freundschaft — von Ihnen der Hof und das Vaterland ein neues leuchtendes Vorbild.“

Als der Bräutigam und die Braut die Trauringe gewechselt hatten und ihre Hände zusammengefügt waren, donnerte bei dem „Amen“ des Schlußgebets der erste der zwei und siebzig Kanonen-

schüsse, zu denen eine Fackel von des Schlosses Fenstern aus den im Lustgarten aufgefahrenen Geschützen das Zeichen gab: sie verkündeten dem Volke, daß Friedrich Wilhelm und Luise „zu dem Bunde eingeweihet, der von nun an wie ihre Herzen, so auch ihre Schicksale vereinigte."

Aus dem weißen Saale bewegte sich nun der Brautzug nach den großen Kammern neben dem Rittersaale. Hier setzte der Hof sich zu dem herkömmlichen Spiele nieder, verweilte bis gegen neun Uhr und ging dann zur Tafel, die im Rittersaale gedeckt stand unter einem Baldachin von rothem, goldgesticktem Sammet. Nach aufgehobener Tafel (sie währte nicht länger als eine Stunde) kehrte der Brautzug in den weißen Saal zurück. Hier endete das Fest mit einem Fackeltanz, zu dem der damalige Stabstrompeter der Garde du Corps die Musik componirt hatte. Zuerst machte das Brautpaar mit seinem Gefolge die Runde; danach forderte die Braut durch eine Verneigung den König und die königlichen Prinzen der Reihe nach zu diesem Tanze auf, ebenso der Bräutigam die beiden Königinnen und die sämmtlichen Prinzessinnen. Die Oberhofmeisterin Frau von Voß, damals vierundsechzig Jahre alt, schreibt in ihrem Tagebuche von dem Vermählungs-Abend der Prinzessin Luise: „Sie dinirte mit ihrer Großmutter und uns Damen, dann zog sie sich an, fuhr um 6 Uhr Abends zur Königin, um die Krone aufzusetzen u. s. w. Ich stand 6 Stunden lang, von 6 bis 12 Uhr, auf meinen Füßen, ohne mich zu setzen und war todtmüde, als ich endlich um 1 Uhr Nachts nach Hause kam."

Die Berliner Bürgerschaft war Willens, den Hochzeitabend des Kronprinzen durch eine festliche Erleuchtung der Hauptstadt zu feiern. Doch er verbat sich die Illumination: „Wird mich mehr freuen, wenn diejenigen Bürger, die es übrig haben, das für die Erleuchtung bestimmte Geld zusammenschießen zur Unterstützung für die Wittwen und Waisen der im Kriege Gebliebenen." — So unterblieb die Illumination; aber um so freudiger leuchteten die Dankesblicke der beschenkten Wittwen und Waisen. Für sie wurde des Kronprinzen Hochzeit am Weihnachtsabend eine unverhoffte Christbescheerung: der König, die Prinzen und

Prinzessinnen, alle hatten reichlich beigesteuert. Auch das Königliche National-Theater gab seine Festvorstellung zu demselben wohlthätigen Zweck.

Am ersten Weihnachts-Feiertage fuhren die Neuvermählten vom Schlosse aus im feierlichen Geleite des Hofes nach der Domkirche. Hier wohnten sie dem Gottesdienste bei. Nach dem Segen begaben sich sich aus dem Hause des Herrn in ihr Palais.

Die Vermählungs-Festlichkeiten dauerten bis zum neuen Jahre 1794. Fouqué, als Jüngling Augenzeuge derselben, sagt davon: „Die Ankunft und Vermählung beider engelschönen Bräute der beiden ältesten Königssöhne, der Prinzessinnen von Mecklenburg-Strelitz, gaben den Städten Berlin und Potsdam einen erhabenen Lichtglanz.“ Ein anderer Zeitgenosse, der Hofbildhauer Johann Gottfried Schadow, von dessen Meisterhand die berühmte Gruppe der fürstlichen Schwestern herrührt, schreibt als Mitlebender jener Tage: „Es hatte sich in Berlin ein Zauber verbreitet, welcher über alle Stände ausging, durch das Erscheinen der hohen Schwestern, Gemahlinnen der Söhne des Königs. Am Mainstrom erzogen, war ihnen die angenehmste der deutschen Mundarten zu Theil geworden; auch waren diejenigen, welche außer dem Anblick ihrer Wohlgestalt ihre Stimme hörten, davon begeistert.“ Die Kronprinzessin hatte, wie die Oberhofmeisterin sie schildert, „einen wunderschönen Wuchs. Ihre Erscheinung war zugleich edel und lieblich. Jeder, der sie sah, fühlte sich unwiderstehlich angezogen und gefesselt.“

Drittes Kapitel.

Die Kronprinzessin.

Wie Luise bei ihrem ersten Erscheinen als Braut die Hauptstadt mit dem Zauber ihrer Schönheit und Anmuth für sich eingenommen hatte, so wurde nun ihre Ehe mit dem gleichgesinnten Kronprinzen das hohe, weithin durch das Land leuchtende Vorbild eines wahrhaft deutschen Familienlebens. Dasselbe war in so wechselseitiger reiner Liebe und Treue leider immer seltener geworden an den deutschen Fürstenhöfen, seitdem diese sich darin gefielen, der französischen Galanterie zu huldigen. Noch herrschte damals die Mode, daß vornehme Eheleute einander mit dem kalten, entfremdenden Sie anredeten. Der Kronprinz und die Kronprinzessin kehrten sich nicht daran; sie nannten einander Du und gaben damit dem Herde der deutschen Häuslichkeit den ächten Schmuck der alten Traulichkeit zurück. Der König äußerte sich darüber zu dem Kronprinzen: „Wie ich höre, nennst Du ja die Kronprinzessin Du." — „Geschieht aus guten Gründen," antwortete der Kronprinz, und weiter befragt, erklärte er heiter: „Mit dem Du weiß man doch immer, woran man ist; dagegen bei dem Sie ist immer das Bedenken, ob es mit einem großen S gesprochen wird oder mit einem kleinen."

Die Neuvermählten lebten nur für einander. Luise, wie sie sich nachher als eine wahrhaft deutsche Königin bewährte, so stand sie schon als Kronprinzessin ihrem Gemahl als eine deutsche Hausfrau zur Seite, darin ganz eines Sinnes mit ihm, den man sagen hörte: „Bin von allen Seiten ohnehin schon genug beengt und molestirt; will wenigstens in meinem häuslichen Leben meiner

Neigung folgen und die Freiheit haben, die jeder Privatmann genießt."

Nicht bei Hofe, vielmehr zu Hause fühlten der Kronprinz und seine Gemahlin sich recht heimisch. Wenn sie aus dem Geräusche eines Festes in die Stille ihres kleinen Palastes heimkehrten; wenn da die „Fürstin der Fürstinnen" (so nannte König Friedrich Wilhelm II. gern seine Schwiegertochter) die Prunkgewänder und die äußerlichen Zierathen abgelegt, wenn sie sich der aufgenöthigten Künste der Toilette, wie sie damals Mode waren, entledigt hatte und dergestalt wieder in ihrer einfachen Natürlichkeit da stand: dann pflegte sie der Kronprinz „wie eine in ihrer ursprünglichen Reinheit wiedergewonnene Perle anzuschauen." Ihre Hände in den seinigen haltend, seinen Blick in das klare Blau ihres Auges senkend, hat er da einmal ausgerufen: „Gott sei Dank, daß Du wieder meine Frau bist!" — „Aber bin ich denn das nicht immer?" fragte Luise. — „Ach nein," antwortete er mit einem scherzhaften Seufzer, „Du mußt nur zu oft Kronprinzeß sein!"

Freilich die Frau Oberhofmeisterin, die gestrenge Hüterin des Hof-Ceremoniels, schien die Vornehmheit, welche Goethe allein in der Vermeidung alles Ungeziemenden findet, vielmehr in der Innehaltung steifer Förmlichkeiten zu suchen. Denn die würdige, dem Königshause treu ergebene, aber gelegentlich zu sehr hofmeisternde Dame hat eigenhändig zu ihrer Selbstinstruction aufgeschrieben: „Was die äußere Haltung anbetrifft, so soll eine Oberhofmeisterin ihren Kopf aufrecht halten, gerade gehen, ein leutseliges, aber würdiges Wesen haben und sich anständig verbeugen, nicht, wie man jetzt thut, mit dem Kopfe, sondern mit den Knieen sich ehrbar und feierlich herabsenken und langsam und stattlich wieder erheben!" Nicht zu verwundern also, daß der trauliche Ton ihr wenig zusagte, den der Kronprinz abweichend von der überlieferten Titulatur gegen seine Gemahlin anstimmte. Sie nahm wachsam jede Gelegenheit wahr, um Ihren Königlichen Hoheiten die feinen Lehren des Hof-Ceremoniels angedeihen zu lassen. „Nun gut," sagte der Kronprinz einmal zu ihr anscheinend ernsthaft, „will

mich fügen. So melden Sie mich denn gleich meiner Gemahlin und fragen Sie an, ob ich die Ehre haben kann, Ihro Königliche Hoheit die Kronprinzessin zu sprechen. Möchte ihr gern mein Kompliment machen und hoffe, sie wird es gnädigst gestatten." — Aber welche Ueberraschung für die Anmeldende, als sie beim Eintritt in das Zimmer den Kronprinzen schon traulich bei seiner Gemahlin sitzen sieht. „Sehen Sie, liebe Voß," ruft er ihr fröhlich entgegen, „meine Frau und ich, wir sehen und sprechen uns unangemeldet, so oft wir wollen und wünschen. Es ist das, denk' ich, auch in guter christlicher Ordnung. Sie bleiben darum doch eine charmante Oberhofmeisterin und sollen von nun an Dame d'Etiquette heißen." — Auf ähnliche Weise erging es ihr, als der Kronprinz mit seiner Gemahlin seinem Großoheim, dem Prinzen Heinrich, einen Besuch abstatten wollte. Zu dieser Staatsvisite, meinte die Oberhofmeisterin, müßten Ihre Königlichen Hoheiten in einer sechsspännigen Karosse mit zwei Leibjägern in Gala bei dem Prinzen vorfahren. Der Kronprinz thut, als sei er von ihren Gründen bekehrt; er überläßt ihr Alles nach ihrem Willen anzuordnen. Pünktlich hält eine sechsspännige Galakutsche vor dem Palais. Aber anstatt mit seiner Gemahlin voran einzusteigen, nöthigt der Kronprinz die Oberhofmeisterin zuerst in die Karosse hinein. Er läßt den Kutscher mit der im eigenen Netze gefangenen „Dame d'Etiquette" abfahren und setzt sich mit seiner Gemahlin in einen offenen, wie gewöhnlich nur mit zwei Pferden bespannten Wagen, der auf seinen geheimen Befehl unweit der Schloßtreppe bereit steht.

So verschaffte er sich an der Seite seiner Luise im häuslichen Leben die gewünschte „Freiheit eines Privatmanns." Es deutet dies auf die innere Fröhlichkeit, mit der das Glück seiner Ehe ihn erfüllte, und zugleich auf die heitere Ader, die ihm von Natur eigen war, und die jetzt in der „schönen Zeit der jungen Liebe" um so lebhafter pulsirte, je mehr sie sonst durch eine karge, theilweise sogar herbe Erziehung gedämpft worden war. Seine ursprüngliche Gemüthsart stimmte wohl zu der Luisens. Nur

daß die zwanglose, liebreiche Erziehung der Kronprinzessin unter den Augen ihrer Großmutter sich durchgehends auf die freie, frische Entfaltung der guten Anlagen des Fürstenkindes richtete, wogegen der Kronprinz in dem ehemaligen Legations-Secretär Behnisch einen Hofmeister hatte, der — ein kenntnißreicher, sittenreiner, aber kränklicher Mann — es doch darin versah, daß er seinen Zögling übermäßig streng hielt, ihn häufig mit üblen Launen plagte und überhaupt das Heil der Erziehung minder in der Erweckung aller guten Gaben, als vielmehr in der Einschüchterung jeder kindlichen Lust suchte. So hatte der Kronprinz eine getrübte, nichts weniger als glänzende Jugend verlebt. Er selber hat als König seine Kinder daran erinnert, wenn der von ihm anfänglich sehr knapp zugeschnittene Etat überschritten wurde: „Wollt immer hoch hinaus, bedenkt aber nicht, wie es mir in Eurem Alter erging. Ich zu meinem Geburtstag erhielt mal ein Reseda-Töpfchen, sechs Dreier an Werth. Und wollte mein Hofmeister mir recht etwas zu Gute thun, dann führte er mich in einen Kuchengarten und ließ mir da für einen, wenn er just gut gelaunt war, für zwei Groschen Kirschen geben."

Doch die Leidjahre in Folge der Kriegsunfälle von 1806 sollten auch für die Kinder Friedrich Wilhelms III. und Luisens eine herbe Schule ihres Jugendlebens werden. Man denke nur an jenen Brief, in dem der bedrängte königliche Vater im Frühjahre 1813 seiner ältesten Tochter (der nachherigen Kaiserin von Rußland) aus dem Felde einen Fünfthalerschein nach Breslau zu einem neuen Kleide schickt: sie möge damit vorlieb nehmen, mehr könne er für jetzt nicht entbehren. Erst nachher, als er die schwere Prüfungszeit hinter sich hat und er die Kinder zu seiner Freude herangereift sieht, da umgiebt er sie mit dem Fürstenglanze, auf den er für seine Person leicht verzichtete. Aber auch dann noch wirft er gern einen mahnenden Rückblick auf seine nicht so reich ausgestattete Jugend. Als er einen seiner neuvermählten Prinzen fürstlich eingerichtet hat, bemerkt er: „Ja, Alles ganz prächtig. Habe es nicht so gehabt, als ich Deine Mutter

heirathete. Will nur wünschen, daß Du eben so zufrieden und glücklich lebst." —

Am 10. März 1794 feierte Luise als Kronprinzessin ihr erstes Geburtsfest in Berlin. Der König schenkte ihr als Angebinde das Lustschloß in Oranienburg zum Sommersitze: seit seines Vaters Tod unbewohnt, war es jetzt neu eingerichtet worden. Als Boten dieser königlichen Geburtstags-Gabe erschienen Abends Herren und Damen des Hofes in bürgerlicher Tracht, als kämen sie von Oranienburg. Sie überreichten der Kronprinzessin als der nunmehrigen Herrin des Schlosses dessen Schlüssel, mit sinnigem Fingerzeig darauf, daß Oranienburg (das alte Bötzow) seinen Namen ja auch einer Luise (der Gemahlin des großen Kurfürsten, einer Prinzessin von Oranien) verdanke: die Ahnherrin des Schlosses werde sich freuen, wenn ihre erlauchte Enkelin und Namensverwandte die Sommerzeit dort am Ufer der Havel und im Schatten des grünen Parks verleben wolle. — Als der König die gefeierte Kronprinzessin dann fragte, ob sie noch einen Wunsch habe, da wünschte sie sich noch eine Hand voll Gold für die Armen von Berlin. Aber wie groß denn das Geburtstagskind sich diese Handvoll denke, fragte der König weiter. Luise erwiederte: „gerade so groß wie das Herz des gütigsten der Könige." So erhielten die Armen der Hauptstadt eine reichliche Handvoll königlicher Spenden.

Ihrer Dienerschaft gab sie zur Nachfeier ihres ersten Geburtstages in Berlin einen Freiball und ein Festmahl im englischen Hause. Jede der zur Dienerschaft gehörigen Personen durfte nach Belieben einige Gäste dazu einladen, und als sie Tags darauf hörte, es seien achtzig Gedecke gewesen, fragte sie lächelnd, warum man das Hundert nicht voll gemacht habe. Ob man denn nicht wünschte, daß sie hundert Jahre alt würde.

Die vaterländische Kunst feierte das erste Berliner Geburtsfest der Kronprinzessin durch eine Denkmünze aus dem Medaillen-Atelier von Loos: auf der Vorderseite sieht man Luisens Brustbild, auf der Rückseite einen behauenen Stein als Sinnbild felsernen Glückes, überhangen von einem Purpurmantel mit Kronen und

Adlern, oben Diadem und Kranz. Die Berlinische Zeitung sagt in ihrer Anzeige dieser Medaille: Der Kranz deutet auf die allgemein bekannte Liebenswürdigkeit und die häuslichen Tugenden der Prinzessin, durch welche sie sich selbst in einem geringern Stande die höchste Achtung und Verehrung erwerben würde, daher gewiß Jeder die Worte der Umschrift: „Des Diadems, des Kranzes werth," völlig wahr finden muß. — Schadow, der jene Zeit jung mit durchlebte, äußerte im Frühjahre 1841, ein 77jähriger Greis, zu einem Bewunderer seiner Büste Luisens: „Zur Zeit Friedrich Wilhelms II. herrschte die größte Liederlichkeit. Man kann sich jetzt gar nicht mehr vorstellen, wie wohlthätig auf jene Ueppigkeit das Beispiel Friedrich Wilhelms III. kam, die stille Häuslichkeit, die Schönheit und Bravheit der Königin."

Wie gleichzeitige sittige Frauen über das junge Fürstenpaar dachten, mit welchen Hoffnungen reine Herzen in der Familie und im Volke zu Friedrich Wilhelm und Luise aufblickten: davon findet sich ein inniges Zeugniß in den Blättern: „Für Frauen und Jungfrauen eines edlen Sinnes" von Maria Mnioch. Diese geistig hochbegabte Frau (Herder rühmte ihr einen „jungfräulich-mütterlichen Geist" nach), schrieb: „Gott erhalte und segne den Kronprinzen und seine gute Frau. Sie sind uns nöthig. Es hat ein großer Kriegs- und Geschäftsmann auf dem Throne gesessen, aber immer wie unterm kalten Zelt im Kriegslager, ewig und einzig umgeben von Männern, von Wehr und Waffen und Unruhe. Er lebte ein kaltes Männerleben, eine Campagne auch außer dem Kriege! Nur ein scharfer Witz machte lächeln, nur ein männlicher Verstand, gerade und bewaffnet, wurde geschätzt, und die Stimme der Liebe und Zärtlichkeit klang aus einer Flöte. Der hohe Geist des eisernen Mannes fand sich nicht zurecht in den leiseren Bedürfnissen des menschlichen Herzens. Es soll aber die Zeit kommen, wo die eheliche Liebe auf zwei Stühlen unter dem Thronhimmel sitzen wird, und der Palast wird ein freundliches Haus sein unter Palmen, mit einem lieblichen Garten. Politische Philosophen meinen zwar: ein rechter Fürst dürfe für bürgerliches Haus- und Eheglück keinen feinen Sinn haben, sondern solle von Amtswegen

ein bloßer reiner Fürst sein, ein bloßes Amt, vorgestellt und abgezeichnet in einer lebendigen Person. Ich kann dieses aber nicht begreifen, wenn ich es auch verstehe. Kein Mensch kann durch und durch sein Amt werden und weiter nichts; und ein Fürst und eine Fürstin sind immer auch noch etwas Anderes, als Fürst und Fürstin. Das Beste unter allem möglichen Andern ist es denn doch wohl, daß sie auch Mann und Weib, Vater und Mutter, Hausherr und Hausfrau sind. Soll ihnen dieses aber genügen, so müssen sie lieben und geliebt werden; sie müssen ein häusliches und eheliches Leben führen und gar wohl einen feinen Sinn für das Schöne, Gute und Glückliche dieses Lebens haben. Der Mensch in uns geht wohl überall mit und wirkt überall mit. Unter dem Feierkleide des Amts schlägt dasselbe Herz, das im Hauskleide schlägt. Im Volkssenat und auf dem Throne sitzt doch Niemand anders, als der Mensch, der von Hause aus dahin gegangen ist. Unsere Nation wurde von einem männlichen Geist erschüttert, darnach ist ein weiblicher gekommen; aber die Harmonie zwischen beiden ist noch zu hoffen. — Wenn es der guten Frau, der Kronprinzessin, nicht unangenehm sein müßte, so wäre es für die Frauen des Landes, besonders die vornehmen, gar gut und heilsam, daß ein trefflicher Maler die fürstliche Mutter und Hausfrau in den edlen Beschäftigungen, Scenen und Gruppen abbildete, wo sie beides mit Herz und Seele als Hauptperson darstellt. Der Anblick solcher Madonnenbilder würde die trägen und blöden Gemüther erwecken und begeistern und manchem vornehmen verehelichten Wittwer seine Haus- und Ehefrau, und manchem verwaisten Kinde seine rechte Mutter wieder geben.

Seid uns nicht Götter, Ihr Fürsten, und nicht Göttinnen, Ihr Frauen
Unserer Könige, nein, verbleibet uns würdige Menschen. —

So Maria Mnioch, die 1799 jung, im zwanzigsten Lebensjahre verstorbene Gattin des mit Zacharias Werner befreundeten Lotterie-Directors J. J. Mnioch in dem damals preußischen Warschau, der über sie in einem Briefe an Ludwig Tieck (1801) geschrieben hat: „Meine verstorbene Gattin hat in Gesprächen, die ich jetzt

erst besser verstehe, Manches geahnt, auch wohl traummäßig gebildet, was jetzt im Wachen erkannt und unaussprechlich ausgesprochen wird, d. h. poetisch."*)

Aus eigener nächster Anschauung des jungen Fürstenpaares hat die mit in des Kronprinzen Palais wohnende Oberhofmeisterin Frau von Voß aufgezeichnet: „Die Prinzessin ist wirklich anbetungswürdig, so gut und so reizend zugleich, und der Kronprinz ist ein so redlicher, vortrefflicher Mann, daß man ihm das seltene Glück einer solchen Ehe, den Besitz eines solchen Engels innig gönnt. — Als die Zeit der großen Hof-Feste vorbei war, gestaltete sich das

*) Mnioch war dem, von seiner feinsinnigen Frau freilich nur aus weiblichem Gesichtspunkte betrachteten „eisernen Manne auf dem Throne" durch zwei eigenartige Jugendstreiche bekannt geworden. Als Knabe schrieb Mnioch, ein Elbinger, auf eigene Hand nach Sanssouci einen Brief: darin redete er Seine Majestät traulich mit Du an und bat um endliche Beförderung seines nun oft genug von jüngern Offizianten übersprungenen Vaters, damit der ihn doch studiren lassen könnte. Friedrich fand Wohlgefallen an den naiven Zeilen; er ließ den über den kecken Schritt seines Sohnes erschrockenen Vater des kleinen Bittstellers bald in ein besser besoldetes Amt aufrücken. Dann als Student in Jena gab der junge Mnioch (1786) „Oden eines Preußen" heraus, darunter eine Hymne auf Friedrich, die er durch die Post an den Besungenen schickte. Friedrich beantwortete den Hochgesang mit einem Dankschreiben und dem Wunsche, „daß der junge Poet, der hoffentlich eben so fleißig studire wie Verse mache, in Zukunft seine Briefe frankiren möchte." Unverzüglich übersandte der Student dem König ein Achtgroschenstück mit den lakonischen Zeilen: „Sire, hier ist das Porto. Nur ein Monarch wie Sie, dachte ich, müsse Alles frei machen." — Unter Friedrich Wilhelm II. zunächst als Rector in Neufahrwasser bei Danzig angestellt, hernach zum ersten Directions-Rath der preußischen Lotterie-Verwaltung in Warschau ernannt, starb Mnioch 1804 am 24. Februar, am nämlichen Tage die Mutter seines Freundes Zacharias Werner, und dieser betitelte nach dem für ihn doppelt traurigen Datum seine einaktige Tragödie: „Der vierundzwanzigste Februar," die düstere Vorläuferin der spätern Schicksals-Dramen. Werner hat (1809) auch des Königs und der Königin Heimkehr nach Berlin besungen.

Leben an unserm Hof so gemüthlich, wie der Kronprinz es liebte, und selbst während des Carnevals wurden nur die Cour-Tage bei den beiden Königinnen eingehalten; im Uebrigen lebten die jungen Herrschaften häuslich und glücklich für sich. Der Prinz Louis (Bruder des Kronprinzen) und seine Gemahlin (Schwester der Kronprinzessin) wohnten in dem kleinen Palais neben dem unsrigen und lebten im zärtlichsten Verein mit ihren älteren Geschwistern. Bald waren wir drüben bei ihnen, oder sie bei uns, aber immer war man beisammen. Nur einmal schien ein fremder, unheiliger Einfluß sich Eingang in das heitere, unschuldvolle Familienleben zu verschaffen. Es war im Februar und März jenes ersten Winters (1794), als das stürmische Gemüth des Prinzen Louis Ferdinand (Sohnes des Prinzen August Ferdinand) einen Augenblick Einfluß auf den frommen, edlen Sinn der Kronprinzessin zu gewinnen versuchte. Da sie es ihm unmöglich machte, sich zu nähern, so trachtete er, dies auf einem Umweg zu erreichen. Er begann damit, die junge Prinzessin Louis für sich zu gewinnen, und das wurde ihm leicht. Erst 15 Jahre alt (richtiger nahezu 16 Jahre alt, denn Luisens Schwester Friederike feierte am 2. März 1794 ihren 16jährigen Geburtstag) und in keiner Weise ihrer fürstlichen Schwester ähnlich, entbehrte ihr Wesen den Ernst, die Tiefe und das strenge Pflichtgefühl, das jene erfüllte, und vor Allem war sie der Schmeichelei zugänglich; auch war ihr Gemahl vielleicht selbst zu jung, um ein rechter Führer für sie zu sein. Der Kronprinz dagegen war ein wahrer Freund seiner Gemahlin, und das von Anfang an; er selbst, so streng und untadelhaft in jeder seiner Handlungen, von einer ernsten religiösen Denkungs-Weise, war ihrer jungen Seele eine feste Stütze, während er ihr nie anders als mit der innigsten Verehrung und Liebe begegnete. — Dem Kronprinzen allein gebührt das Verdienst, sie in dem Augenblick der Gefahr, wo fremde Einflüsse sich zwischen ihn und sie einzudrängen drohten, durch seine Treue, seine Wahrhaftigkeit und seine Festigkeit vor denselben bewahrt zu haben. — Den 1. April gingen die Herrschaften für einige Monate nach Potsdam, und das machte den Bestrebungen

verderblicher Menschen mit einem Mal ein Ende. Die Kronprinzessin folgte mit liebender Zuversicht ganz der Leitung ihres Gemahls; er führte sie in sich selbst zurück, und ihre im wahren Sinne des Wortes erhabene Seele fand sich wieder in dem ungetrübten Einklang mit sich selbst und ihrem eignen reinen Wollen und Streben. Jedes störende Element war verschwunden, und nun begann für sie an der Hand des besten Gatten ein zufriedenes, glückseliges Leben der Häuslichkeit und Liebe, wie man es sich nicht schöner denken kann. Je genauer man die Kronprinzessin kennen lernte, um desto mehr wurde man von dem innern Adel und der Reinheit ihrer Natur und von der engelgleichen Güte ihres Herzens ergriffen. Vor Allem erfüllte die tiefste innigste Religosität ihr ganzes Wesen und schmückte sie mit allen lieblichsten Tugenden der Frau, die Gott gefallen."*)

Aus dem Munde Luisens selber hat der Hofprediger (nachherige Bischof) Eylert zu Potsdam einmal, im Beisein des Kammerherrn Grafen Moritz von Brühl, den Ausspruch über ihren Gemahl gehört: „Durch ihn bin ich besser geworden. Ich glaube, er ist der beste Mensch und Christ auf Erden." —

Aus Potsdam, wohin der Kronprinz mit der Kronprinzessin Anfangs April 1794 übersiedelt war, um dort die Blüthenzeit zu verbringen, mußte er schon im Mai wieder zu Felde ziehen. Erst im Frühjahre zuvor hatte ihn der Krieg gegen das revolutionäre Frankreich mit Luise zusammengeführt; noch nicht volle fünf Monate verheirathet, wurde er durch den Aufstand in Polen aufs Neue zum blutigen Kampfe gerufen und von seiner jungen Gemahlin getrennt. Kosciuszko, der letzte Ober-Feldherr der Republik Polen, hatte am 24. März 1794 die Fahne der Unabhängigkeit in Krakau aufgepflanzt. Er schlug mit seinen Sensenmännern und Lanzknechten die Russen am 4. April bei dem Dorfe Haslawice und wurde, nach der Vertreibung der Russen aus Warschau, als

*) Neunundsechzig Jahre am Preußischen Hofe. Aus den Erinnerungen der Oberhofmeisterin Sophie Marie Gräfin von Voß. Leipzig, 1876. S. 152. 158. ff.

Dictator ausgerufen. Preußen, herausgefordert durch die Gefangennahme seines Gesandten bei dem Gründonnerstags-Aufstande in Warschau, ließ sein Heer zu dem russischen stoßen. Am 11. Mai rückte aus Potsdam das Regiment des Kronprinzen in Berlin ein; am 13. ging er mit seinem Bruder Ludwig zur Armee nach Südpreußen. Gleich im ersten Treffen, das Kosciuszko (6. Juni) bei Siedlce den Preußen liefert, wird er von ihnen unter Anführung ihres Königs geschlagen. Zwei Tage darauf verliert er die Schlacht bei Sczekocin gegen die vereinten Preußen und Russen. In Folge dieses Sieges fällt Krakau. Es kommt darüber zu neuem Aufruhr in Warschau. Das Volk tobt mit dem Geschrei: „Verrath! Verrath! durch die Straßen, es baut Galgen auf den öffentlichen Plätzen und henkt acht vornehme Polen, darunter zwei Fürsten, einen Bischof und einen Geheimen Rath, als angeblich geheime Verbündete der Russen. Darauf läßt Kosciuszko sieben der polnischen Jacobiner aufknüpfen und steckt 1500 in die Reihen seiner Kämpfer als Futter fürs Pulver. — Der Kronprinz von Preußen rückt am 5. Juli mit seinem Corps zur Belagerung von Warschau vor; am 27. führt er bei der Erstürmung der starken Kreuzschanze von Wola die dritte Kolonne, der König die zweite. Trotz der glücklichen Anfänge zieht die Belagerung sich in die Länge. Friedrich Wilhelm II., um das Blut seiner Preußen zu schonen, unterhandelt mit den Polen. Er sucht sie zur gutwilligen Uebergabe von Warschau zu bestimmen, wie eifrig man ihm auch räth, die Hauptstadt im Sturm zu nehmen. „Ich begreife," sagt der König, „die Möglichkeit und selbst die Wahrscheinlichkeit einer Erstürmung; doch ich müßte Tausende meiner braven Krieger opfern, und das ist, wo ich es nur im Mindesten vermeiden kann, gegen meine Fürstenpflicht!" — Inzwischen sind im Rücken des Heeres die polnischen Provinzen Preußens aufgestanden. Der Kastellan von Kujavien nimmt mit 30 Verschworenen das schwere Geschütz weg, das zur Beschießung Warschaus von Graudenz kommt, und versenkt es in die Weichsel. Der König wendet sich von Warschau zurück, um seine bedrohten Provinzen zu schützen. Während hier die Ruhe wieder hergestellt wird, schlagen die Russen

Kosciuszko in der Schlacht bei Maciejowice und nehmen ihn selbst gefangen. Mit den das Ende Polens weissagenden Worten: „Finis Poloniae!“ ist er in sein Blut gesunken, das ihm aus drei Wunden entströmt. Kosacken legen den polnischen Feldherrn auf ihre Lanzen und tragen ihn auf dieser kriegerischen Bahre in das russische Hauptquartier. Von da wird Kosciuszko im Geleite einer Wache von 3000 Mann nach Petersburg gebracht, in den Kerker, den ihm später Katharinas Nachfolger, Paul I., in eigener Person und in Begleitung seiner Söhne Alexander und Constantin aufthat. Kosciuszko gab sein Wort, nicht wieder gegen Rußland zu fechten. Er hat es ritterlich gehalten, auch dann, als Napoleon den Namen Kosciuszko zur Fahne einer neuen polnischen Erhebung und den Helden selbst zu einer Angriffswaffe in der Faust Frankreichs gegen Rußland machen wollte. —

Als der Kronprinz gegen die Polen zog, war seine junge Gemahlin zum ersten Male guter Hoffnung. Zu ihrer Sorge für das zarte Leben, das sie unter dem Herzen trug, kam nun noch die Unruhe um ihren im Felde stehenden Mann. Doch in den Briefen, welche sie ihm nach Polen schrieb, spricht sich neben dem Herzensergusse banger Sehnsucht schon der starke Seelenmuth aus, den Luise nachmals in des Vaterlandes Drangsal bewährt. Bei der Nachricht, daß der Kronprinz im Sturm auf Wola die nächste Kolonne nach dem König auf die feindliche Schanze geführt, sagte sie: „Ich zittere vor jeder Gefahr, der mein Mann sich aussetzt; aber ich sehe ein, der Kronprinz, der Erste nach dem König auf dem Thron, muß auch der Erste nach ihm im Felde sein.“

Ihr erstes Mutterhoffen sollte nicht zu einer Mutterfreude werden. Vierzehn Tage nach des Kronprinzen Heimkehr aus dem Feldzuge wurde sie (7. Oktober 1794) von einer todten Tochter entbunden. Es war die Folge eines unglücklichen Sturzes, den sie vor Schreck auf der kleinen Treppe im kronprinzlichen Palais erlitten hatte — vor Schreck über den unvermutheten Anblick eines Fremden, dem der Hofmarschall in der Meinung, Ihre Königliche Hoheit sei ausgefahren, die Bitte gewährt hatte, die Zimmer im Palais zu besehen. Die Kronprinzessin, eben im Begriff, die kleine

Treppe hinabzugehen, sieht plötzlich den fremden Mann auf sich zukommen. Sie erschrickt, sinkt zusammen und stürzt die Treppe hinunter — dieselbe Treppe, auf welcher einige dreißig Jahre nachher Friedrich Wilhelm III. das Unglück haben sollte, sich das rechte Bein eine Hand breit oberhalb des Knöchels doppelt zu brechen, als er (14. December 1826) zur gewohnten Morgenstunde in sein Arbeitszimmer gehen wollte, wohin jene fatale Stiege führte.*)

Die zu frühe Niederkunft der Kronprinzessin wird in den Aufzeichnungen der Oberhofmeisterin nur kurz als „Folge eines unglücklichen Falles“ bezeichnet. „In diesen Unglückstagen (fügt Frau von Voß hinzu) habe ich recht mit Bewunderung erfahren, wie ganz ihr frommes Herz sich dem Willen des Allerhöchsten übergab. Ohne Murren bei der bittern Versagung ihres größten Wunsches bewies sie eine Stille und Fassung im Schmerze, wie nur eine starke Seele sie zu zeigen vermag. Dabei litt sie unbeschreiblich; aber auch in den größten Schmerzen war sie den Aerzten so gehorsam und so geduldig, daß dadurch vor Allem es gelang, ihre Gesundheit vor jeder üblen Folge dieses Unglücks zu bewahren.“ **)

Welch eine Freude dann, als ein Jahr und acht Tage nach jenem Unfall die Kronprinzessin am 15. Oktober 1795 Morgens um sechs Uhr einem Prinzen das Leben gab (dem seinem Vater auf Preußens Thron folgenden Friedrich Wilhelm IV.). Er erblickte in Gegenwart seiner Großmutter, der Königin, das Licht. Zweiundsiebzig Kanonenschüsse verkündeten der Residenz die frohe Botschaft. Vierzehn Tage vorher hatte Luise der Gemahlin des Grafen Bogislav Dönhoff, welche nach fünf Töchtern den ersten Sohn und Stammhalter geboren, sagen lassen: „sie (die Kronprinzessin) freue sich mit der Gräfin über deren Sohn, obgleich diese ihr vielleicht den ihrigen vorweg genommen habe.“

Der neugeborene Prinz wurde am 28. Oktober von dem Hofprediger Sack getauft. Die heilige Handlung geschah in dem

---

*) Nach einer Mittheilung des Königs Friedrich Wilhelm IV.

**) Neunundsechzig Jahre am Preußischen Hofe. S. 160.

Vaterhause des Täuflings, in des Kronprinzen Palais, unter dem Thronhimmel des Audienzzimmers. Friedrich Wilhelm II. hielt den Enkel über die Taufe; des Königs dritte Tochter, die fünfzehnjährige Prinzessin Auguste legte ihn in des Großvaters Arm. Als Taufzeugen waren noch gegenwärtig: die Königin und die Königin-Wittwe, der Prinz und die Prinzessin Heinrich, der Prinz und die Prinzessin Ferdinand von Preußen, des Täuflings Urgroßoheime und Urgroßtanten, sowie der Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz (der seit dem 2. Juni 1794 seinem Bruder Adolph Friedrich in der Regierung gefolgt war), der Großvater von mütterlicher Seite. Außerdem waren Pathen, aber nicht anwesend: die Kaiserin Katharina von Rußland, der Kaiser Franz I., der König Georg III. von England und seine Gemahlin Sophie Charlotte, die Vatersschwester der Kronprinzessin, der regierende Herzog Ferdinand und die verwittwete Herzogin von Braunschweig. —

Im Sommer 1795 hatte Luise mit ihrem Gemahl das ihr vom König zum vorjährigen Geburtstag geschenkte Lustschloß in Oranienburg bewohnt. Hier wurde die „Dame d'Etiquette" von dem Frohsinn des jungen Fürstenpaares abermals geneckt. Eines schönen Tages kündigt die Kronprinzessin der Frau Oberhofmeisterin an: der Kronprinz werde mit ihr eine Spazierfahrt in den Wald hinaus machen. Sie ladet Excellenz dazu ein; diese aber hat keine Ahnung von der beispiellosen Equipage, in welcher diese Lustfahrt unternommen werden soll. Sie macht große Augen, als das vorgefahrene Fuhrwerk sich ganz einfach als eine jener dörflichen Karossen darstellt, die man hier und auch anderwärts zu Lande einen — Leiterwagen zu tituliren pflegt. Und auf sothane für Ihro Excellenz ganz erschreckliche Karosse klettern Ihre Königlichen Hoheiten behende hinauf, ohne daß ein dienstfertiger Leibjäger im Stande ist, den einsteigenden Herrschaften den Schlag auf- und zuzumachen. Vergebens vereinigt der Kronprinz sein freundliches Zureden mit dem seiner Gemahlin. Die Oberhofmeisterin ist nicht zu bewegen, diesen Triumphwagen der frohen Laune des jungen Fürstenpaares zu besteigen. Mögen Ihre Königlichen Hoheiten immerhin aller Etikette Hohn sprechen oder Hohn fahren: mindestens

ihr, der Oberhofmeisterin, soll Niemand nachsagen, daß sie sich zur Mitschuldigen dieses Frevels gemacht habe. Und so kutschiren denn der Kronprinz und die Kronprinzessin auf dem Leiterwagen ohne die Oberhofmeisterin fröhlich von dannen, indeß diese in das Schloß zurückkehrt, ob dieser Waldfahrt so verstimmt wie einst Kaiser Augustus, als er nach der Teutoburger Waldpartie seiner Heerschaaren ausrief: „Varus, Varus! Gieb mir meine Legionen wieder!" —

Bei alle dem aber fühlten Friedrich Wilhelm und Luise sich doch nicht recht behaglich in Oranienburg. Das Schloß dort mit seinen beiden Flügeln war ihnen zu groß, der Garten mit seinen vielen Pavillons zu prächtig; sie sehnten sich nach einem schlichteren Landsitze, nach einem stilleren Sommerheim. Da erfuhr der Kronprinz durch den General von Bischofswerder, das Landgut Paretz (zwei Meilen nordwestlich von Potsdam) sei zu verkaufen. Er hatte es schon als Kind und späterhin öfter besucht, als der ehemalige Prinzen-Gouverneur Oberstlieutenant von Blumenthal sich dort zur Ruhe gesetzt. Er erinnerte sich gern der anmuthigen Lage von Paretz an den Wiesen der Havel; er kaufte das Gut nebst dem dazu gehörigen Dorfe für dreißigtausend Thaler, die der König im Namen seines Sohnes zahlte, ließ dann unter des Hofmarschalls von Massow Aufsicht das alte gutsherrliche Wohnhaus abbrechen und ein neues aufbauen. Den Grundriß dazu lieferte der Oberbaurath Gilly; den Park legte der neu angestellte Hofgärtner Garmatter an. Ausdrücklich befahl der Kronprinz, daß Alles im einfachen ländlichen Stile gehalten werde. „Nur immer denken, daß Sie für einen schlichten Gutsherrn bauen," ermahnte er den Oberbaurath, übereinstimmend mit seinem spätern Scherzwort im fröhlichen Familienkreise, daß er, der König von Preußen, hier nur als Schulze von Paretz angesehen sein wolle. Und als Luise einmal von einer fremden Fürstin gefragt wird: „ob es Ihrer Majestät denn nicht langweilig werde, Wochen und Wochen in dieser ländlichen Einsiedelei zuzubringen?" da entgegnet die Königin: „Ach nein, ich bin ganz glücklich als gnädige Frau von Paretz."

Wie ein reiner, frischer Luftzug aus diesem anmuthigen Landleben weht es in einer Schilderung des damaligen General-Adjutanten, Obersten von Köckeritz. „Ich habe," schreibt dieser in einem Briefe vom 22. September 1798 an eine Verwandte, „ich habe mit unserer gnädigen Herrschaft auf ihrem Landgute Paretz frohe Tage verlebt. Wir haben uns ungemein divertirt und alles Angenehme des Landlebens genossen, wobei die Jagd und Wasserfahrt die Hauptbelustigung waren. Mein guter Herr würde auch noch nicht so bald das ruhige Landleben, wofür er mit seiner Gemahlin so viel Gefühl und Stimmung hat, mit dem Geräusch der großen Stadt verwechselt haben, wenn nicht Geschäfte seine Gegenwart erfordert hätten. Die guten Menschen genossen mit einem heitern Herzen so ganz das Einfache der Natur; entfernt von allem Zwange nahmen sie herzlichen Antheil an den naiven Aeußerungen der Freude des Landvolkes, besonders bei dem fröhlichen Erntefeste. Die schöne königliche Frau vergaß ihre Hoheit, sie mischte sich in die lustigen Tänze der jungen Bauernsöhne und Töchter und tanzte vergnügt mit. Hier war im eigentlichen, aber besten Verstande Freiheit und Gleichheit; ich selbst dachte nicht daran, daß ich 54 Jahre zurückgelegt, und tanzte gleichfalls mit, desgleichen, von unserm gnädigen Herrn dazu aufgefordert, die Frau Oberhofmeisterin von Voß, Excellenz. O, wie waren wir Alle so glücklich!"

So Köckeritz. Er ist auch der Held jener vielerzählten Sage, die an dem traulichen Paretz haftet. Luise wußte, wie gern ihr Gemahl seinen treuen Köckeritz um sich habe. Sie sah es ungern, daß dieser sich immer gleich nach der Tafel entfernte und nicht wartete, bis der Kaffee dargereicht wurde. Sie erkundigte sich was denn den Obristen so rasch von der Tafel forttreibe, und als er nun eines Mittags sich abermals geschwind beurlauben will, da bringt auf ihren Wink ein Diener eine gestopfte Pfeife, einen brennenden Wachsstock und einen Fidibus. „Nein, lieber Köckeritz, heute dürfen Sie uns nicht wieder desertiren," spricht die Königin. „Heute sollen Sie hier bei uns Kaffee trinken und Ihre gewohnte Pfeife rauchen." Dabei reicht sie dem Ueberraschten

die Pfeife. Dann erzählt sie dem König, wie sie glücklich herausgebracht habe, warum der alte Obrist immer so früh von der Tafel flüchte: die geheime Triebfeder sei eben keine andere, als die liebe Gewohnheit, zum Nachtisch seine Pfeife zu rauchen.*)

Freilich in den goldenen, gemessenen Rahmen eines Palastes hätte dies glanz- und zwanglose Bild nicht gepaßt. Auch zeigte das Schloß in Paretz, seiner ganzen Einrichtung nach, das Ansehen eines bescheidenen Landhauses. Da sah man keine kostbaren Möbeln, keine prächtig bekleideten Wände, keine reich gestickten Teppiche, keine sammetenen Vorhänge, kein prahlerisches Geräth, Alles ohne Prunk, auch die Garten- und Park-Anlagen mehr durch die freie Natur, als durch Kunst getrieben.

Und nicht allein in den hellen Sonnentagen ihres Glückes, auch dann, als schwarze Wolken ihren heitern Himmel trüben, flüchtet Luise „voll Sehnsucht nach Grün" in die Freiheit und die Frische der Natur. Durch den Schlachtensturm von Jena bis an die Grenzen ihres Königreichs verschlagen, sucht und findet sie in jenem stillen Landhause auf den Huben bei Königsberg, dem Tusculanum Hippels, den Frieden des Gemüthes wieder. Mit Hippels Worten schreibt sie dort auf ein Denkblatt: „Freude an der Natur ist das probatum est eines guten Gewissens. Eine

*) Als König Friedrich Wilhelm IV. das Manuscript der ersten Ausgabe dieser Biographie seiner Mutter sich theilweise von seinem Vorleser L. Schneider vorlesen ließ, kam es zur Sprache: ob jenes alte Geschichtchen, das man doch nur vom Hörensagen habe, mit gedruckt werden sollte. „Warum nicht?" sprach der König. „Das Volk liefert auch Memoiren und meist naivere, unschuldigere, als die der Markgräfin Wilhelmine oder der Pöllnitze von Profession." — So trug der Biograph nicht weiter Bedenken, jene Paretzer Sage drucken zu lassen, nicht zum ersten Male; denn das Erzählte findet sich schon in einer ältern Druckschrift von 1808, als ein Beweis dafür, „wie Friedrich Wilhelm III. mit seiner Luise und seinen Kindern als wahrer Hausvater lebte." Bei Eylert (2. S. 108 ff.) ist das Geschichtchen mehr ausgeschmückt, auch Köckeritz vorzeitig als „General-Lieutenant" dargestellt, zu welchem er doch erst 1809 befördert worden ist.

feurige Kohlensammlerin, eine Aufhetzerin ist die Natur nur dem, der es mit dem Gewissen verdorben hat.“ — Innere Erfrischung schöpft sie immer aus dem unversieglichen Born der Natur: die feste Beständigkeit der Natur in allem äußern Wechsel erscheint ihr als ein Symbol der Weltordnung Gottes, welche, an sich unwandelbar, durch Raum und Zeit wandelnd sich im Raume als Schöpfung, in der Zeit sich als Geschichte offenbart.

„Ich muß,“ sagte Luise einmal in dieser lebendigen Beziehung ihrer innern Natur auf die äußere, „ich muß den Saiten meines Gemüthes jeden Tag einige Stunden Ruhe gönnen, um sie gleichsam von Neuem aufzuziehen, damit sie den rechten Ton und Ausklang behalten. Am besten gelingt mir dies in der Einsamkeit; aber nicht im Zimmer, sondern in dem stillen Schatten der freien Natur. Unterlasse ich das, dann fühl' ich mich verstimmt, und das wird nur noch ärger im Geräusch der Welt.“

So war ihre Freude an der Natur nicht eine Zerstreuung, nein, eine Sammlung ihres tiefen Gemüthes, und dieses bezeugt sich auch darin als ein ächt deutsches, wie denn die Ehe Friedrich Wilhelms und Luisens die glücklichste Einigung nord- und süddeutscher Eigenart darstellt. Der König hat mehr das zurückhaltende, bedachtsame Wesen des Norddeutschen, das, wie ein volksthümlicher Ausdruck sagt, es an sich kommen läßt; dagegen in der lebhaften und an sich glänzenden Erscheinung der Königin offenbart sich das leichter bewegliche Naturell der Süddeutschen, das sich rascher gehen läßt, schneller Vertrauen faßt und einflößt, daher auf den ersten Blick anziehender wirkt.

Als „gnädige Frau von Paretz“ pflegte Luise besonders das Erntefest im ländlichen Sinne mitzufeiern. Sobald die Herrschaften von der Mittagstafel aufgestanden waren, nahten die Schnitter und Schnitterinnen in ihrem Sonntagsstaat vom Amte her. Geschaart um ihr Feldbanner, den reich bebänderten Erntekranz von Aehren und Blumen, marschirten sie im Takte der Dorfmusik nach dem Schloßplatze. Hier hielt der Zug und stellte sich in einen Halbkreis. Der königliche Gutsherr trat heraus, er hörte die an ihn gerichtete Rede der Großmagd freundlich an

und schickte dann die Sprecherin mit der Erntekrone hinein zu seiner Gemahlin. Bald erschien sie selbst, die holde „gnädige Frau von Paretz," und nun ging der Tanz los. Das königliche Paar mischte sich in die Reihen der Landleute, die Herren und Damen des Hofes folgten dem hohen Beispiele. Sogar die Frau Oberhofmeisterin von Voß mußte sich auf diesem Bauernballe mitdrehen — übrigens (so rühmt sie der alte Schadow) merkwürdig nicht allein durch ihre strenge Beobachtung der Etikette, sondern auch durch ihren unzerstörbaren Humor und durch die Güte ihres Herzens. — Den ersten Tanz spielten die Tonkünstler des Dorfes, den zweiten die königlichen Tafelmusiker, die Garde-Hautboisten von Potsdam. Ihre Blas-Instrumente wirken wie das Zauberhorn des Oberon auf das junge Landvolk. Die Burschen und Mädchen kommen erst wieder zu Athem, wenn er den Hautboisten ausgegangen scheint, und diese eine Pause machen. Auf das Zeichen der wieder in ihr Vorrecht tretenden Dorfkapelle gliedert sich der Zug von Neuem, er marschirt wieder dahin, woher er gekommen, nach dem Amte. Aber nur, um dort auf dem heute als Tanzboden dienenden freien Platze den vor dem Schlosse eröffneten Ernteball im Schweiße des Angesichts fortzusetzen, angefeuert durch den Anblick der königlichen Herrschaften: sie sind dem fröhlichen Landvolke aus dem Schlosse ins Amtshaus nachgegangen und schauen jetzt vom offenen Fenster aus dem lustigen Treiben zu. Neben diesem bäuerlichen Tanzvergnügen im Freien war Ball im Speisesaale des Schlosses für die Hofleute. Dort ließ der König die Hautboisten aufspielen. Auch anständige Fremde, wie ihrer viele aus der Umgegend herbei strömten, erhielten durch den Hofmarschall die königliche Einladung zu dem Schloßball. Punkt elf Uhr war der Kehraus. Vorher aber machten der König und die Königin noch die Runde durch den Saal: sie ließen sich die Fremden vorstellen, äußerten ihre Freude über die zahlreichen Gäste und den Wunsch, sie übers Jahr wieder zu besuchen.

So wurde das stille Paretz am Tage seines Erntekranzes mehr und mehr ein anziehender Wallfahrtsort für Nah und Fern.

Eine Stadt von Buden erbaute sich zu dem Volksfest in dem kleinen Dorfe, eine von Käufern und Verkäufern wimmelnde Herbstmesse, ohne im Kalender vorgemerkt zu sein. Und wie in Berlin auf dem Christmarkt, so erscheint Luise in Paretz auf dem Jahrmarkt mitten in dem fröhlichen Gedränge. Sie kauft Körbe voll Eßwaaren von Backwerk, sie läßt sie herumreichen und nöthigt Alt und Jung, damit vorlieb zu nehmen. Es sei so gut, als man es auf dem Dorfe haben könne. Eine lächelnde Glückssonne für die: „Frau Königin! Frau Königin, mir auch Was!" schreiende Kinderwelt führt sie die Knaben, die Mädchen an die Spielbuden, wo um Honigkuchen und Pfeffernüsse gewürfelt wird. Sie kauft die großen Loose für die Kleinen und freut sich mit ihnen des schmackhaften Gewinnes. Ein andermal (es war im Jahre 1802, und der damalige Erbprinz von Mecklenburg-Schwerin mit seiner Gemahlin gerade zum Besuche in Paretz) läßt Luise die Dorfkinder sämmtlich neu einkleiden zum Erntekranze, und wie nun die Knaben und Mädchen dem Zuge voran aufs Schloß schreiten, um der königlichen Geberin zu danken, da macht sie das so glücklich, als sei sie selbst die am reichsten Beschenkte, und sie äußert zum König das Gefühl ihres Herzens durch das göttliche Wort: „Es sei denn, daß ihr werdet wie die Kinder!" — Es war ihre geistig vornehme Art, auch ein scheinbar unbedeutendes Thun durch einen höhern Sinn zu adeln. Jene trauten Tage, welche Friedrich Wilhelm schon als Kronprinz mit ihr in Paretz verlebte, blieben dem König unvergeßlich. Das beweist seine fortdauernde Vorliebe für diesen stillen Landsitz. Das bekunden die Denkzeichen, mit denen er nachher die Stätten schmückt, wo die Heimgegangene am liebsten geweilt, wo sie (am 20. Mai 1810) zum letzten Male Schloß und Park betreten hat.

In Paretz ließ Friedrich Wilhelm auch seinem verewigten Bruder, Schwager und Jugendfreunde, dem Prinzen Ludwig, ein Grabmal mauern, jene antike Gruft neben der Grotte unter dem kleinen japanischen Lusthause, mit der steinernen Inschrift: „Er ist nicht mehr!" — Des Prinzen Ludwig schnelles Hinsterben in der elften Abendstunde des 28. Dezember 1796, nach kaum sieben-

tägigem Krankenlager am Nervenfieber, war der erste der drei Todesfälle, die das Königshaus in kaum Jahresfrist heimsuchten. Drei Jahre und zwei Tage vor seinem Entschlafen hatte Prinz Ludwig seine Vermählung mit der Schwester Luisens gefeiert. Nun hinterließ er sie als achtzehnjährige Wittwe. Er selbst schied, noch nicht vier und zwanzig Jahre alt, aus dem Leben, das er mit den Thaten eines kühnen Heldensinnes durchwirkt, mit den Blüthen edler Herzens- und Geistes-Entfaltung verschönert hatte. Schadow berichtet aus jenem Winter: „Jugend, Schönheit und Anmuth der beiden Prinzessinnen vereinten sich, um den Hoffesten einen seltenen Reiz zu geben. Diesem that das Schicksal einen furchtbaren Einhalt. Prinz Ludwig, der zweite Sohn des Königs, starb (zwischen Weihnachten und Neujahr). Es schien Allen ein harter Schlag, daß ein Herr, so schön ausgestattet von der Mutter Natur, in so frühem Alter, umgeben von fürstlichem Glanze und häuslichem Glücke, dahin sank. Sein königlicher Vater, welcher elf Monate nachher starb und um diese Zeit wohl schon an das unabwendbare Schicksal aller Sterblichen denken mochte, empfing die Nachricht mit scheinbarer Ruhe, welcher eine bleibende betrübte Stimmung folgte. Die Gemahlin des Prinzen dagegen verfiel in einen Zustand, der die Besorgniß erregte, daß sie dieses Ringen mit dem schneidendsten Schmerze nicht überleben werde. Der König, von grenzenloser Gutmüthigkeit, theilte diese Besorgniß und bot Alles auf, die, welche er als Tochter ansah, zu beruhigen." Die Prinzessin wurde in das kronprinzliche Palais gebracht, und zu der herzlichen Theilnahme an der Trübsal ihrer so jung verwittweten Schwester kam für Luise noch die Sorge um den eigenen Gemahl: denn der Kronprinz, tief erschüttert durch den Verlust des geliebten Bruders, erkrankte am Neujahrstage 1797 schwer an einer Luftröhrentzündung und war erst am 9. Januar außer Lebensgefahr. Die Kronprinzessin wich nicht von seinem Krankenbette.

Drei Monate nachher gewährte Luise dem trauernden Königshause für den Verlust eines seiner edelsten Söhne einen freudigen Ersatz: sie gab am 22. März 1797 in der zweiten Nachmittags-

stunde ihrem zweiten Sohne das Leben, dem Prinzen Friedrich Wilhelm Ludwig (nachherigen König und Kaiser Wilhelm). Vorher war noch eine zweite Trauer über das königliche Haus gekommen. Elisabeth Christiane, die greise Wittwe Friedrichs des Großen, starb am 13. Januar 1797. Sie hatte ihr als Muster weiblicher Tugend vorleuchtendes Leben auf 82 Jahre, 2 Monate und 5 Tage gebracht. Rode, damals Director der königlichen Akademie der Künste in Berlin, der Maler vaterländischer Geschichte, zeichnete ein Sinnbild auf ihren Tod; es wurde von Ring in Kupfer gestochen und der Kronprinzessin Luise gewidmet. Dieser allegorische Kupferstich zeigt: wie der jugendliche Genius der Unsterblichkeit, von Sternen umkränzt, die todte Königin aus der geöffneten Gruft zu höhern Regionen emporträgt, aus deren Lichtquell ihr Genien mit Palmen entgegen kommen. Auf den Stufen des Grabmals sitzt die trauernde Armuth; von weinenden Kindern umringt, streckt sie die Hände nach der verklärten Wohlthäterin aus. Zum Troste der Verlassenen schwebt der Genius der Wohlthätigkeit, ein Ebenbild Luisens nieder, ein Füllhorn der Milde ausschüttend. Neben dem Sarge steht das Weihrauchfaß der Andacht; dazu versinnbildlichen einige Bücher die religiöse Dichtkunst der Verewigten. Rode starb bald nach dem Entwurfe dieser Todes-Allegorie: das Blatt mit dem Ebenbilde Luisens erschien gleichsam als des berühmten Künstlers Vermächtniß.

Als Friedrich Wilhelm II. die Nachricht von dem Heimgange der Königin Wittwe empfing, sagte er zu dem General von Bischofswerder: „Nun komm' ich d'ran!" Und wie in der Ahnung seines baldigen Todes erließ er ein neues Trauer-Reglement zur Beschränkung des übermäßigen Pompes bei den Leichenbegängnissen. Es ward am 7. Oktober verkündet und zwei Monate darauf bei seinem Begräbnisse zum ersten Male befolgt. Am 25. September, zur Feier seines Geburtstages, an dem er sein dreiundfünfzigstes Jahr vollendete, kam er zum vorletzten Male von Potsdam herüber nach Berlin. Die Kronprinzessin beschenkte ihn mit einem in Rosa gestickten Stuhl und einem dazu passenden Tisch, er sie zum

Dank mit seinem Portrait. Schon da erschien seine sonst hohe, volle Gestalt auffällig eingesunken und abgemagert. — Am 8. Oktober fuhren der Kronprinz und die Kronprinzessin nach Potsdam zu dem kranken König. „Barmherziger Gott, welch ein Anblick," bemerkt Frau von Voß in ihrem Tagebuche. „Der König ist schwächer und abgemagerter als je; seine Stimme ist so schwach, daß man ihn kaum verstehen kann, wenn er spricht." — Am 19. Oktober: „Der Kronprinz kam um 8 Uhr (Abends von Potsdam) zurück und sagte, er hätte seinen Vater besser gefunden. — Der König hat ihn verstanden, und es hat geschienen, als wünsche er die Kronprinzessin zu sehen. Aber die Gräfin (Lichtenau) war die ganze Zeit im Zimmer." — Tags darauf fuhr die Kronprinzessin mit dem Kronprinzen nach Potsdam. Bei ihrer Rückkehr sagten sie der Oberhofmeisterin: „sie hätten den König ganz bei Besinnung gefunden und ziemlich wohl aber sehr matt." — Am 15. November sprach der Kronprinz seinen Vater zum letzten Mal. Am nächsten Vormittag brachte ein Feldjäger aus Potsdam die Trauerkunde: der König sei im Sterben. Der Kronprinz fährt hinüber. Mittags 1 Uhr sieht man in Berlin plötzlich die fünf Flügel des Brandenburger Thores gesperrt, die andern Thore gleichfalls verschlossen. Die Garnison der Hauptstadt schwört dem neuen König. Friedrich Wilhelm II. ist Vormittags zwei Minuten vor neun Uhr in Potsdam verschieden, in dem von ihm dort am Ufer des heiligen Sees erbauten Marmorhaus. — „Meine Königin," schreibt die Oberhofmeisterin, „ist ganz betrübt und ergriffen, und der König ist es ebenfalls. Beide sind in Wahrheit sehr traurig, und der junge König, nach seiner edlen Denkungsart, hätte gern die Krone noch entbehrt, um seinen Vater länger zu haben."

So verlor das Königshaus in Zeit von noch nicht vollen elf Monaten das Haupt und zwei Mitglieder. Ein Bild des königlichen Familienkreises, wie er sich vor dieser dreifachen Heimsuchung darstellte, findet sich in der ersten Ausgabe von Goethes Hermann und Dorothea. Das Gedicht erschien als Taschenbuch für 1798 im Berliner Verlage (bei F. Vieweg, dem Aeltern).

Der prächtige Einband dazu von gewirkter Seide und Maroquin war der erste derartige Versuch in Deutschland, die Arbeit zweier kurz zuvor in Berlin eingewanderter Emigranten: sie lieferten den Außenschmuck zu der deutschen Dichtung, in welcher auch das Leid der armen Vertriebenen geschildert wird. Das Titelkupfer dazu von der Meisterhand Chodowieckis zeigt die königliche Familie in anmuthiger Gruppe, wie sie in einem Zimmer des Schlosses beisammen ist. Man sieht da im Vordergrund den König Friedrich Wilhelm II., vor ihm seine Schwiegertöchter Luise und Friederike, jede mit einem Kinde auf dem Arme. Ein drittes Fürstenkind im Flügelkleide steht zu des Großvaters Füßen, es streckt lächelnd die Hände zu ihm empor. Der Kronprinz steht zwischen dem König und der Kronprinzessin, seitwärts der Prinz Ludwig. Die Wittwe Friedrichs des Großen und die Königin, mehr im Hintergrunde sitzend, haben neben ihren Sesseln die Prinzen Heinrich, Wilhelm und die Prinzessin von Oranien. Friedrich Wilhelm II. hat wie im Vorgefühle seines nahen Todes den Blick, den schon getrübten, himmelwärts gerichtet. Es scheint, als hätten dem bildenden Meister bei der Zeichnung der leidenden Königsgestalt die Worte des Gedichtes vorgeschwebt:

„Siehst du des Tischlers Werkstatt da drüben für heute geschlossen?
Morgen eröffnet er sie; da rühret sich Hobel und Säge,
Und so geht es von frühe bis Abend die fleißigen Stunden.
Aber bedenke dir dies: der Morgen wird künftig erscheinen,
Da der Meister sich regt mit allen seinen Gesellen,
Dir den Sarg zu bereiten und schnell und geschickt zu vollenden."

Auf einem Spiegeltisch des Zimmers, wo die königliche Familie beisammen ist, thront die Büste Friedrichs des Großen: sie eröffnet gleichsam den Fernblick auf den weltgeschichtlichen Hintergrund seines Herrscherhauses.

Auch Schadows meisterhafte Gruppe: die fürstlichen Schwestern, giebt ein naturwahres Bild Luisens aus jener Zeit. Das Kunstwerk, aus weißem Marmor geschaffen, stellt Luise und ihre Schwester Friederike in Lebensgröße dar, die beiden Portrait-

Statuen in einer schwesterlichen Umarmung vereinigend. Schadow selber berichtet über die Entstehung dieser vielbewunderten Marmorbilder: „Im Seitenflügel des kronprinzlichen Palais ward mir ein eigenes Zimmer eingeräumt. Ausgemacht war: die Prinzessin Louis (Friederike) sollte zuerst zu ihrer Büste sitzen. Nach Empfang von Hofstaat, den Fremden, der Correspondenz und der Toilette war das Mögliche gethan, um gegen zwölf Uhr fertig zu sein. Mit den beiden hohen Damen kam auch der Kronprinz. Man baut sich auf: eine Büste in Thon, Naturgröße und so, daß dem ersten Entwurfe nach ein Ideal-Kopf gebildet werden könne. Die Profilirung meines lebenden Originals hatte aber nicht die Stirn und Nase in einer fortschreitenden Linie, und nach dem ersten Visiren nahm ich mit einem Zuge, durch Wegnahme eines Stücks Thon, die Profilirung der Natur — ein Manöver, welches die hohen Herrschaften nicht wieder vergaßen und mir nachmals vormachten — auch die Prinzessin erwähnte, wie sie daraus die Abweichung ihres Profils vom Ideale wahrgenommen habe. Der Beifall, den diese Büste erhielt, dauerte fort, und zur Zeit des dritten Gemahls, (des Königs Ernst August von Hannover) wo Abgüsse davon bestellt wurden, nannte die Fürstin solche: feu mon visage. Die Büste der Kronprinzessin wurde in der Ober-Etage modellirt, weil die hohen Herrschaften gerade derselben Stunde bedurften, um die Fremden zu empfangen, weshalb auch wohl der Kronprinz immer zugegen war. Obwohl ich mir vorgenommen hatte, die Gedanken auf meine Arbeit zu richten, auch vom Gespräch der Herrschaften nichts beizubringen wüßte, bleibt mir doch in Erinnerung, wie der Kronprinz — nachdem die Herrschaften entlassen waren, und in deren Gegenwart Se. Königliche Hoheit eine feste Haltung behielt — nun von Manchen die Geberden und übertriebene Freundlichkeit nachmachte, so wie deren poetische Phrasen wiederholte. Aus einem Stückchen Thon modellirte er ein Köpfchen mit Stutz-Perruque; es zeigte wohl eine Anlage, die der Herr aus angeborenem Mißtrauen gegen sich selbst nicht einräumte und so hierin nicht mehr Versuche machte. Hiernach folgten diese Büsten der Kronprinzessin und des Kronprinzen.

Unter den Büsten fanden die der beiden Prinzessinnen den mehrsten Beifall. Die schöne Gestalt der beiden hohen Frauen bewog den Minister von Heinitz, die Gruppe derselben so modelliren zu lassen, daß eine Copie in kleinerem Maßstabe nach dem Modell angefertigt werden könne, um mehrere Exemplare in Porzellan-Biscuit zu liefern. Die königliche Porzellan-Manufactur, unter seiner Aufsicht damals noch im Besitz des Monopols, gewährte einen Ertrag, mit welchem der Minister beim Könige die Genehmigung zu vielen Kunst-Unternehmungen auswirkte und die Kosten bestreiten konnte."

In stiller Begeisterung arbeitete der Künstler an diesem Modell; er nahm die Maße nach der Natur: die hohen Schwestern gaben von ihrer Garderobe das, was er aussuchte, und so hatte die damalige Mode ihren Einfluß auf die Gewandung. Der Kopfputz der Kronprinzessin und die Binde unter dem Kinn sollten eine Schwellung decken, die am Halse entstanden war, nachmals aber wieder verschwand. Diese Halsbinde wurde von den Damen jener Zeit als Mode nachgeahmt. — Im Jahre 1795 sah man das Modell in den Sälen der königlichen Akademie. Man konnte täglich die Natur mit dem Bildwerke vergleichen; auch am Hofe stimmte man dahin überein, daß dies Werk wohl verdiene, in Marmor ausgeführt zu werden. Der Minister erhielt Befehl, sich deshalb mit Schadow zu verständigen.

Welch einen Enthusiasmus das erste Erscheinen dieser Marmor-Gruppe auf der Ausstellung in Berlin bewirkte, das bezeugt ein gleichzeitiger Kunstkenner, indem er schreibt: „Der Künstler wird nicht zürnen, daß über die liebenswürdigen Personen dieser Gruppe die bewunderungswürdige Kunst hie und da übersehen ward; denn der Freund seines Vaterlandes mußte in den Aeußerungen der Liebe und Verehrung, welche er bei den Beschauern des Kunstwerkes beobachtete, einen neuen Genuß für sein Herz finden. Gewiß werden künftige Jahrhunderte diese Gruppe ebenfalls mit Interesse betrachten. Denn länger noch, als dieser doch endlich zerstäubende Stein, wird das Beispiel der Häuslichkeit, der Milde, der Wohlthätigkeit, der Güte, wird das Beispiel dieser Königin

und ihrer Tugend in der Geschichte des preußischen Hauses leben. So wie die Statue Marc-Aurels noch jetzt zu dem Herzen jedes fühlenden Menschen spricht; wie noch jetzt deren Betrachter die wohlthätige Regierung dieses Monarchen, seine stille Größe langsam vorübergeht, so werden ebenfalls nach Jahrhunderten vor dieser Gruppe sinnende Bewunderer stehen, und sich in die Zeit zurücksehnen, in welcher die Königin lebte!"

Viertes Kapitel.

Luise als Königin.

Als die Abgeordneten der Berliner Bürgerschaft kamen, um Ihrer Majestät zu der Thronbesteigung den Glückwunsch der Hauptstadt darzubringen, sprach die Königin Luise zu ihnen: „Es ist mir lieb, meine Herren, sie kennen zu lernen. Die gütige Aufnahme von Seiten der preußischen Unterthanen und ihre bisherige Liebe wird mir unvergeßlich bleiben, und es wird mein vorzüglichstes Bestreben sein, mir diese Liebe zu erhalten. Die Liebe der Unterthanen ist das sanfteste Kopfkissen der Könige; mit Freuden werde ich jede Gelegenheit ergreifen, mich den hiesigen Bürgern dafür erkenntlich zu erweisen."

Der junge König, damals im achtundzwanzigsten Lebensjahre, hat nach dem Tode seines Vaters die versammelten Staatsminister mit den bescheidenen Worten angeredet: „Sie haben Ihren besten Freund verloren; wollen Sie mich dafür annehmen?" Zu Köckeritz soll er sich geäußert haben: „Mein seliger Großonkel (Friedrich der Große) hat gesagt: ein Schatz sei die Basis und Stütze des preußischen Staates. Nun aber haben wir nichts als Schulden. Ich will so sparsam sein, als es mir immer möglich ist. Keine Schenkungen mehr. Hat das Land dringende Bedürfnisse, wie bei Brandschäden, Ueberschwemmungen, Mißernte, dann will ich von Herzen gern geben. Nur aber keinen Aufwand, der ist mir zuwider."

Das prachtvolle königliche Schloß stand den jungen Majestäten zu Gebote. Sie aber begnügten sich nach wie vor mit dem prunklosen kronprinzlichen Palais, der bisherigen Stätte ihres häuslichen

Glückes. Im Hinblick darauf erschien kurz nach ihrer Thronbesteigung ein von Henne in Kupfer gestochenes Bild der königlichen Familie mit der Unterschrift: „Friedrich Wilhelm und Luise, sie wohnen alle Beide ja so gern noch jetzt wie vormals unter eines Hauses Obdach" u. s. w. Der junge König sitzt in dem Bilde an der Seite seiner Gemahlin, Beide sich des Anblicks ihrer Kinder freuend: der Kronprinz steht neben dem Vater, die Hand an einen kleinen Degen gelegt; den Prinzen Wilhelm hat die königliche Mutter auf dem Arm.

Ueber ihre Kinder schrieb sie, wenige Wochen nach des Königs Thronbesteigung, an den Leipziger Professor Heidenreich, den Verfasser der ihr zugesandten „Grundsätze für Geist und Herz", in einem Dankbriefe für das von ihr gelesene Buch:

„Allerdings ist es mein heißester, mein liebster Wunsch, meine Kinder zu wohlwollenden Menschenfreunden zu bilden, auch nähre ich die frohe Hoffnung, diesen Zweck nicht zu verfehlen."

Der König sprach seinen festen Vorsatz, sich möglichst einzuschränken, auch in den Worten aus: „Der König wird von den Einkünften des Kronprinzen leben müssen." Er und Luise beharrten in ihrer schlichten Lebensweise. Als einer der Kammerdiener vor der neuen Majestät beide Flügelthüren aufreißt, fragt Friedrich Wilhelm III.: „Bin ich denn in der Geschwindigkeit so dick geworden, daß eine Thür für mich zu enge ist?" Und als der Küchenmeister, zum Unterschiede der nunmehr königlichen Küche von der kronprinzlichen, zwei Schüsseln mehr auf den Küchenzettel setzt, da streicht sie der König mit der Frage: „Man glaubt wohl gar, ich habe seit gestern einen größeren Magen bekommen?" — Seit Friedrich I. das französische Hof-Ceremoniel nach Berlin verpflanzt hatte, war es am preußischen Hofe Sitte, daß an der königlichen Tafel zwei General-Lieutenants stehend die Speisen vorlegten, und daß der Hofmarschall dem regierenden Herrn bis zum ersten Trunke aufwartete. Als nun Friedrich Wilhelm III. an der ersten Festtafel hinter seinem Sessel den Hofmarschall stehen sieht, sagt er zu ihm: „Können sich auch zu Tische setzen." — „Das darf ich nicht," antwortet der Hofmarschall, „nicht eher, als

bis Ew. Majestät den ersten Trunk gethan." — „Schreibt die Etikette dazu ein besonderes Getränk vor?" fragt der König. — „So viel ich weiß — nein, Ew. Majestät." — „Warten Sie," spricht Friedrich Wilhelm III. Er langt nach dem nächsten Wasserglase, trinkt vor des Hofmarschalls Augen und sagt: „So! Nun können Sie sich setzen. Ich habe den ersten Trunk gethan."

Nach wie vor sah man Friedrich Wilhelm und Luise Arm in Arm unter den Linden und im Thiergarten spazieren gehen, nur im Gefolge des Volkes, das sich freudig um das junge Königs-Paar drängte. Ebenso besuchten Beide im Winter 1797 wieder den Berliner Weihnachtsmarkt, kauften an verschiedenen Buden und nahmen bei dem Konditor Fechter einige Erfrischungen zu sich. An einer der Buden will eine Bürgersfrau, im Einkaufen begriffen, den Handel abbrechen und geschwind vor Ihren Majestäten zurücktreten. „Stehen bleiben, liebe Frau," sagt die Königin. „Was würden die Verkäufer sagen, wollten wir ihnen die Käufer verscheuchen?" — Sie erkundigt sich, ob die Bürgersfrau Familie habe, und als diese sich mit mütterlichem Stolze eines Sohnes rühmt, der mit dem Kronprinzen in gleichem Alter sei, da kauft die Königin Spielsachen für den Knaben und überreicht sie ihr mit den Worten: „Nehmen Sie, liebe Frau, und bescheren Sie diese Kleinigkeit Ihrem Kronprinzen im Namen des meinigen."

Als Königin eine Landesmutter in jenem frommen deutschen Sinne, der einst eine Elisabeth von Thüringen trieb, ihre Edelsteine zu verkaufen, um aus diesen Steinen Brod für die Armen zu schaffen, sah und grüßte Luise in den Geringsten ihres Volkes einen Sohn oder eine Tochter. Wie oft auf ihren Spaziergängen hat sie Kinder, welche am Wege spielten, liebreich zu sich empor gehoben, wie oft sich zu alten am Pfade kauernden Mütterchen geneigt. Und wo es keiner milden Gabe bedurfte, da ließ sie als Andenken ein freundliches Wort zurück. Ein alter Berliner erzählte uns mit jugendlicher Wärme: wie er einmal als Knabe beim „Pferdespielen" im Schloßgarten zu Charlottenburg der Königin Luise unversehens in die Hände gerannt sei. Da habe denn die Ihre Majestät begleitende Hofdame ihn, den „wilden Rangen,"

tüchtig ausschelten wollen, aber die Königin sie unterbrochen mit den Worten: „Lassen Sie nur. Ein Knabe muß wild sein.“ Und ihm, dem Kleinen, die Wange klopfend, habe sie hinzugefügt: „Renne nur, mein Söhnchen, und bestelle einen schönen Gruß von mir an deine Eltern.“ — Man kann das gar nicht so wiederholen, versicherte der glaubwürdige Erzähler, die Worte allein thun's nicht; aber der Ton, der Ton, in dem die Königin sprach, muß Jedem, der sie auch nur ein einziges Mal reden gehört hat, für immer in der Seele nachklingen.

Ohne durch äußerlichen Prunk daran zu mahnen, daß sie die Königin sei, machte sie doch bei der angeborenen Hoheit ihrer Erscheinung niemals vergessen, daß sie des Königs Gemahlin, die Repräsentantin der Majestät war. „Der König selbst,“ schreibt ein Zeitgenosse im Monat Februar 1798, „nimmt selten Cour an; er versäumt aber niemals die, welche Sonntags Abend gewöhnlich bei der Königin Statt findet. Alle Etikette ist indessen aus diesen Gesellschaften verbannt. Wohlwollen und Ungezwungenheit herrschen in ihnen, so daß Männer, welche sonst geschworene Feinde alles Hofzwanges waren, sich hier wie im Kreise einer befreundeten Familie befinden. Der König und die Königin unterhalten sich mit Jedem der Anwesenden und binden durch ihr Betragen und ihre Worte die Herzen immer fester an sich. — Einer der Staatsminister des Königs gab dieser Tage ein Abendessen und einen Ball. Der König und die Königin beehrten beides mit ihrer Gegenwart. Als der Wagen des Königs vorfuhr, hielten schon mehrere Wagen vor der Thür, so daß der königliche nicht sogleich vorfahren konnte. Man wollte den Thorweg öffnen; aber der König verbot es und wartete, bis sein Wagen der Reihe nach vorkam. Als die Königin ausstieg, sagte sie zu der sie empfangenden Frau des Staatsministers: Nehmen Sie's nicht übel, daß wir so spät kommen, mein Mann hatte noch Geschäfte. — Seltener Hof, wo die Geschäfte den Rang vor Festen und Vergnügungen haben!“

Auf dem nämlichen Minister-Ball ward eine achtbare bürgerliche Dame von den adeligen Herren nicht zum Tanze aufgefordert. Die Königin bemerkt diese Zurücksetzung. Sie bittet den König,

doch selber mit der Bürgerlichen zu tanzen, und wendet ihr so die höchste Ehre des Ballabends zu. In eben so zartsinniger Weise hat Luise bei einer Damen-Cour in Magdeburg sich der jungen Frau eines Stabs-Offiziers angenommen, als diese durch die Frage: „Was sind Sie für eine Geborene?" so sehr in Verlegenheit gerieth, daß sie — die Tochter eines reichen Kaufmannes in Magdeburg — in der Angst ihres bürgerlichen Herzens äußerte: „Ach, Ihro Majestät! Ich bin gar keine — Geborene!" Die Umstehenden kicherten. Allein die Königin verbannte durch einen ernsten Blick den Spott aus den Mienen der Andern. Sie neigte sich dann freundlich zu der ganz befangen dastehenden jungen Frau, und mit erhobener Stimme, als wünschte sie von Allen gehört zu werden, sprach sie: „Nun Frau Majorin, Sie haben mir da recht schalkhaft geantwortet. Ich muß gestehen, in der beliebten Redensart: von Geburt sein, wenn damit ein angeborener Vorzug ausgedrückt werden soll, habe auch ich niemals einen rechten Sinn finden können. Sind doch in der Geburt alle Menschen gleich. Allerdings von guter Familie zu sein, von ausgezeichneten Vorfahren und Eltern abzustammen, wer wollte das nicht schätzen? Aber dies findet man, Gottlob! in allen Ständen. Ja, selbst aus den untersten sind ja oft große Wohlthäter des menschlichen Geschlechts hervorgegangen. Wohl kann man Adel und Reichthum ererben, aber innere Würdigkeit muß doch Jeder für seine eigene Person erwerben. Ich danke Ihnen, liebe Frau Majorin, daß Sie mir Veranlassung gegeben, dies hier in der Gesellschaft auszusprechen, und ich wünsche Ihnen in Ihrer Ehe viel Glück, dessen Quelle doch immer im Herzen liegt." Bei dieser Rede bewegte die Königin lebhaft den kleinen Fächer, den sie gewöhnlich in der rechten Hand trug, ihn wie im Takte hebend und senkend, und mit welchem sie auch das Zeichen der Entlassung zu geben pflegte. Diesmal verabschiedete sie die versammelten Damen nicht ohne bedeutsamen Wink mit dem Fächer. Jene „Ungeborene" aber fühlte sich wie neu geboren.

So offenbarte Luise in ihren Reden nicht minder, als in ihren Briefen den Adel ihrer Seele. Immer ist das Wort eine

wahre Aeußerung geistigen Lebens nur da, wo es ein Schlag des Herzens, ein Klang der Seele ist, wo die Rede mit dem Grundtone des ganzen Wesens übereinstimmt. Dies das ganze Geheimniß der Beredsamkeit, der ächten, die keine Kunst ist, sondern eine Tugend; daher auch jener Zauber der Rede, welcher der Königin von ihren Zeitgenossen nachgesagt wird: er gab ihr überall das rechte Wort ein, sei es in holder Herablassung zu dem Geringsten ihres Volkes, sei es in majestätischer Aufrichtung gegen einen hochfahrenden Kriegsfürsten wie Napoleon. Ganz im Gegensatze zu Talleyrand, jenem hinkenden Teufel französischer Diplomatie, der da meinte: die Worte seien nur ein Schleier der Gedanken, kam der Königin in ihrer mündlichen oder schriftlichen Rede vielmehr Alles darauf an, ihr Denken und Empfinden frischweg auszusprechen. Daher der volle Herzens-Erguß in ihren eigenhändigen Briefen; daher aber auch das Charakteristische in ihren Zeilen, daß das Deutsche manchmal mit französischen Sätzen untermischt steht. Nicht immer vermochte sie in der deutschen Muttersprache dem raschen Schwunge ihrer Gedanken flugs zu folgen; dann griff sie zu den ihr schneller zu Gebote stehenden, weil ihr von Kindheit an geläufigen französischen Worten. — Auch in der ungesuchten Einfachheit ihrer Kleidung zeigte sich die unverkünstelte edle Natur der Königin. Eine berühmte Frau schreibt darüber in einem Briefe aus dem Junimonat 1798: „Freilich können Wenige so wie sie, bei der stillen Majestät ihrer Schönheit, so der äußern Hülfsmittel entbehren. Die Königin erscheint nie, außer wo es die Würde ihres Standes erheischt, prachtvoll. Nie sah ich sie anders als in leichtem Musselin gekleidet, das schöne leicht umlockte Haupt, im leichten Kostüme, eben so einfach geschmückt. Diese Grazie hat Berlins Töchter verleitet, eine Reform in ihrem Anzuge zu machen. Welch ein Vorbild, welch ein Beispiel ihrem Geschlecht, das voll Bewunderung zu ihr aufblickt! Ich traue den Berlinerinnen edlen Bildungstrieb genug zu, sich nicht nur an der reizenden Außenseite ergötzen, nicht nur ihr jeden Schwung ihres Federschmuckes, jeden Wurf der Falten ihres Gewandes abstehlen zu wollen, sondern ihren Blick auf das

innere Heiligthum ihres Hausstandes zu werfen, wo sie ganz in der ehrwürdigen Gestalt einer deutschen Gattin und Mutter erscheint." — Ja so weit ging die Schwärmerei Berliner Damen für das junge Königs-Paar, daß sie kleine Fächer mit den Brustbildern Friedrich Wilhelms und Luisens trugen, dazu breite Atlasbänder mit der goldenen Inschrift: „Vive le Roi, vive la Reine!"

Viele Bildnisse Friedrich Wilhelms III. und Luisens erschienen als besondere Kunstblätter, außerdem in damaligen Zeitschriften. Die Herausgeber der Denkwürdigkeiten und Tagesgeschichte der Mark Brandenburg (Fischbach, Kosmann und Th. Heinsius) richteten an die Königin die Bitte um die Mittheilung eines ähnlichen Gemäldes des Königs: sie möchten gern auf den Wunsch ihrer Leser sein Bildniß dem Januarhefte 1798 vorsetzen. Luise antwortete ihnen: sie besitze kein anderes ähnliches Bildniß des Königs, als das, welches sie an der Brust als Medaillon trage, und es falle ihr schwer, sich auf eine Zeit lang davon zu trennen; indessen, da es die Leser wünschten, so wolle sie sich zu überwinden suchen und deren Wünschen genügen. — Gleichwie Luise sein Bildniß, eben so trug Friedrich Wilhelm III. das ihrige noch nach ihrem Tode und bis an den seinigen, auf der Brust in der Kapsel seines schwarzen Adlerordens, Allen verborgen. Erst nach seinem Ableben, als man die Kapsel dieses Ordens öffnete, enthüllte sich dieses Geheimniß seines stillen Andenkens an die Verewigte.

In jenem mit des Königs Bildniß geschmückten Hefte der genannten Zeitschrift erzählt der Mitherausgeber Kosmann: Ein Berliner Prediger, dessen Sohn Zögling der chirurgischen Pepinière war, bat die Königin, den General-Chirurgus Goerke zu bestimmen, daß er jenen bald anstellen möchte. Sie theilte Goerke dies Gesuch mit, nachdem sie zuvor, wie immer in solchen Fällen, mit dem König deshalb Rücksprache genommen hatte. Goerkes Antwort war: der junge Mann sei zwar gut geartet, müsse aber erst noch mehr lernen; auch könne er ihn andern geschicktern Jünglingen nicht vorziehen. Der König kam gerade dazu und hörte diese Worte. „Hab' ich es nicht gesagt?" rief er. „Das thut Goerke nicht, der geht geradezu und liebt den rechten Weg." —

Eine Aeußerung, die ganz zu dem Charakter Friedrich Wilhelms III. stimmt. Hatte er doch gleich beim Antritte seiner Regierung allen Hofbedienten untersagt, für irgend Jemanden ein gutes Wort um eine Anstellung bei ihm einzulegen: er könne solche krumme Wege nicht leiden und werde jede derartige Fürsprache als ein Abschieds-Gesuch des unbefugten Fürsprechers ansehen.

Der König selbst war nach seiner Thronbesteigung für Jedermann zu sprechen. Einmal tritt auch eine Fischerfrau aus Schwedt vor ihn und erzählt: der selige Prinz Ludwig habe kurz vor seinem Tode ihrem Mann 6000 Thaler zum Bau eines neuen Hauses versprochen, zahlbar in vier Terminen. Indeß nach der ersten Zahlung von 1500 Thalern sei der Prinz gestorben, bald darauf auch ihr Mann; nun stocke der Hausbau, und sie, die arme Wittwe, stehe hülflos da. Zum Glück habe sie gehört, daß des Prinzen Bruder König geworden, und da habe sie sich denn stracks auf den Weg gemacht, um dem König ihr Leid zu klagen. „Syn Broder was en ehrlik Mann," sprach sie weiter, „un ick denke, he wert et ok sin, un wyl he nu wat woarden is, wert he my ok myn Hus buen laten." Der König sagt ihr das zu, vorausgesetzt, daß sich Alles in Wahrheit so verhalte. Bald darauf treibt ihr Dankgefühl die unterstützte Fischerin wieder nach Berlin. Sie bringt dem König ein Fäßchen Neunaugen mit den Worten: „Wyl ick sehe, dat he ebenso en ehrlik Mann is als syn Broder, so breng ick em hier en kleen Vatt Nienoogen vör syne Möje." Der König nimmt das Fäßchen, er giebt der Frau ein reichliches Botenlohn, eilt mit dem Geschenk zur Königin und erzählt ihr, wie er zu den Neunaugen gekommen: „Siehst Du, da habe ich als König schon etwas verdient."

Noch viele solcher kleinen Tagesgeschichten aus dem Leben der jungen Majestäten finden sich in damaligen Schriften aufgezeichnet — redende Zeugnisse der Liebe und Verehrung, welche das Volk für Friedrich Wilhelm und Luise empfand, trotz oder vielmehr eben wegen der schlichten und knappen königlichen Hofhaltung, Angesichts welcher die Oberhofmeisterin auf ihrem Tagebuchblatte vom 15. December 1797, vier Wochen nach dem

Regierungs-Antritte Friedrich Wilhelms III. die Glosse macht: „Der König ist noch ganz und gar der Kronprinz; über Alles Ausrufungen, so wenig Etiquette als nur immer möglich und große Sparsamkeit. Wenn es nur so bleibt und dies Alles nicht überhand nimmt mit der Zeit, dann ist es ja ganz schön und gut!“ — Zu Weihnachten bemerkt sie: „Abends bescherten der König und seine Brüder und Schwestern sich unter einander ein; wir Andern und der Hofstaat bekamen keine Bescherung.“

Bedeutende Dichter jener Zeit wetteiferten mit einander, der Königin ihre poetischen Huldigungen darzubringen. Novalis (Friedrich von Hardenberg), der Sänger so wundersamer Lieder, wie: „Wenn ich ihn nur habe,“ und „Wenn Alle untreu werden,“ der jung verstorbene Dichter, von dem Schleiermacher in den Reden über Religion sagt: „An ihm schauet die Kraft der Begeisterung und der Besonnenheit eines frommen Gemüths“ — Novalis veröffentlichte damals eine Reihe tiefer Gedanken: „Glauben und Liebe, oder der König und die Königin.“ Darin sagt er im geraden Hinblick auf Friedrich Wilhelm III. und Luise:

„Der König ist das gediegene Lebensprinzip des Staates; ganz dasselbe, was die Sonne im Planeten-System ist. Die Königin hat zwar keinen politischen, aber einen häuslichen Wirkungskreis im Großen. Ihr Beispiel wird unendlich viel wirken. Die glücklichen Ehen werden immer häufiger, und die Häuslichkeit mehr als Mode werden. Sie wird zugleich ächtes Muster des weiblichen Anzugs sein. — Der Hof ist eigentlich das große Muster einer Haushaltung. Nach ihm bilden sich die großen Haushaltungen des Staats, nach diesen die kleineren und so herunter. Der Hof soll das klassische Privatleben im Großen sein. Die Hausfrau ist die Feder des Hauswesens. So ist die Königin die Feder des Hofes. — Jede gebildete Frau und jede sorgfältige Mutter sollte das Bild der Königin in ihrem oder ihrer Töchter Wohnzimmer haben. Welche schöne, kräftige Erinnerung an das Urbild, das jede zu erreichen sich vorgesetzt hätte. Aehnlichkeit mit der Königin würde der Charakterzug der preußischen Frauen, ihr Nationalzug. Ein liebenswürdiges Wesen unter

tausendfachen Gestalten! — Sonst mußte man sich vor den Höfen, wie vor einem ansteckenden Orte, mit Weib und Kindern flüchten. An einen Hof wird man sich jetzt vor der allgemeinen Sittenverderbniß wie auf eine glückliche Insel zurückziehen können. Um eine treffliche Frau zu finden, mußte ein behutsamer junger Mann sonst in die entlegenen Provinzen, wenigstens in die gänzlich von Stadt und Hof entfernten Familien gehen; künftig wird man, wie es nach dem ursprünglichen Begriff sein sollte, an den Hof, als den Sammelplatz des Besten und Schönsten, gehen und sich glücklich preisen können, eine Frau aus der Hand der Königin zu empfangen. — In unsern Zeiten haben sich wahre Wunder der Transsubstantiation ereignet. Verwandelt sich nicht ein Hof in eine Familie, ein Thron in ein Heiligthum, eine königliche Vermählung in einen ewigen Herzensbund? Wer den ewigen Frieden jetzt sehen und lieb gewinnen will, der reise nach Berlin und sehe die Königin."

Sei es, daß Novalis in seiner poetischen Schilderung des jungen Königs-Paares der kühler blickenden Nachwelt zu überschwänglich vorkommt: sie bleibt dennoch eine Urkunde jener begeisterten Stimmung, welche Friedrich Wilhelm III. und Luise bei ihrer Thronbesteigung in allen Schichten des Volkes, in allen Kreisen der Gesellschaft hervorriefen. Denn wie das Wort überhaupt nichts Anderes ist, als die äußere Gestalt des sprechenden Geistes, so läßt sich im Einzelnen der Geist einer Zeit eben nur aus den Aeußerungen der Genossen dieser Zeit erkennen, daher auch das, was Luise für ihre Mitwelt war, durch die ursprünglichen Worte ihrer Zeitgenossen am lebendigsten darstellen.

Wie Novalis, so bekundet auch der ihm geistesverwandte August Wilhelm Schlegel, der klassische Shakespeare-Uebersetzer, jene Begeisterung für Friedrich Wilhelm III. und Luise. In seinem Gedichte zur Feier der Huldigung (6. Juli 1798) sagt Schlegel:

Ein edler König ist der Welt gegeben,
Das Vaterland schwört ihm den heil'gen Bund.
Nicht Einer, der mit innerm Widerstreben
Ihm Treu gelobt aus heuchlerischem Mund. —

Ihr kennt ihn ja, ihr frohen Millionen,
Ihr saht ihn sichern Tritts zum Ziele gehn.
Sein Thun verdient ihm angestammte Kronen,
Der Völker Wahl wird ihn dazu erhöhn,
Bei dem die Geister großer Ahnen wohnen,
In dessen Bild sie nun verjüngt sich sehn;
Den königlichen Mann, gerecht und gütig,
Mit Würde mild, mit Ruhe heldenmüthig.

Wie könnte je sich ihm der Himmel schwärzen?
Er sucht' und fand der Liebe schönsten Lohn.
Luisens Lächeln heißt den Kummer scherzen,
Vor ihrem Blick ist jedes Leid entfloh'n.
Sie wär' in Hütten Königin der Herzen,
Sie ist der Anmuth Göttin auf dem Thron;
Ihr zartes Werk, Ihr seligstes Gelingen,
In seinen Lorbeer Myrten einzuschlingen.

Es blickt auf Euch die Muse der Geschichte,
Erhabner Herrscher! Holde Königin!
Ihr strenges Zeugniß wird zum Lobgedichte;
Sie ist der goldnen Zeit Verkünderin.
Ach, jüngst noch sah sie grausende Gesichte,
Der Griffel sank als Dolch ihr blutig hin.
So schritt sie ernst auf tragischem Kothurne
Und ruhte sinnend an der Menschheit Urne.

Ihr aber habt der Göttin Gram erheitert,
Hier, wo der Staat ein ew'ger Tempel steht,
Nicht wanket wie das Schiff, das, eh' es scheitert,
Sich noch mit aufgespannten Segeln bläht,
Wird keine Kraft gedämpft, sie wird geläutert,
Es gilt der freien Wahrheit Majestät;
Hier waltet Ruh', stürzt schon verflucht, bewundert
In seine Gruft mit Krachen das Jahrhundert. —

Ein dunkler Schatten aber trübte im Frühjahre 1798 das Familienglück der jungen Königin durch die geheime Verheirathung ihrer Schwester Friederike, der verwittweten Prinzessin Ludwig, mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Solms-Braunfels, worüber

die Oberhofmeisterin Frau von Voß in ihren Aufzeichnungen sich ausläßt: „Diese Entdeckung und alle Nebenumstände haben der Gesundheit meiner armen Königin sehr geschadet. Ihre tugendhafte, engelreine Seele hat dabei mehr gelitten, als sich aussprechen läßt, und das Gefühl, so lange getäuscht worden zu sein, war auch hart für sie. Man konnte sie nicht ohne inniges Mitleid ansehen; ihr tiefer Gram über das Geschehene war ergreifend und dennoch hatte sie eine solche Herrschaft über sich selbst, daß sie denselben der Welt niemals zeigte. Sie verlor in dieser Schwester eine zärtlich geliebte Gefährtin, die sie seit ihrer ersten Kindheit nie verlassen hatte. Aber vielleicht war dieser Verlust dennoch ein Gewinn für die Königin, und es war besser für sie, die Prinzessin zu entbehren, als wenn dieselbe immer neben ihr geblieben wäre.“ Schadow (seine Schwester war Kammerfrau bei der Königin) gedenkt der Wiedervermählung der Wittwe des Prinzen Ludwig von Preußen mit der Bemerkung: „In den hohen und niedern Ständen war eine Uebereinstimmung in der Ansicht dieses Ereignisses, wo die mächtige Natur die Skala der Convenienz unbeachtet gelassen hatte.“ Die nunmehrige Prinzessin von Solms-Braunfels schied von dem Berliner Hofe, sie zog mit ihrem zweiten Gemahl, den sie bereits früher sich insgeheim hatte antrauen lassen, nach dem damals preußischen Ansbach. —

Im Frühjahre 1798 reiste Luise mit dem König zur Huldigung nach Königsberg. Er hatte schon vorher den Wunsch ausgesprochen: man möge sich alles Gepränges zu seinem Empfange enthalten. „Ich selbst,“ schrieb er am 28. Februar 1798 an seinen Staats-Minister von Schrötter, „ich selbst werde kein königlich Gepränge, aber ein treues landesväterliches Herz meinen guten Unterthanen entgegen bringen, und ihre Liebe und biedere Anhänglichkeit wird mich um so inniger rühren, je prunkloser sie sich äußern wird. Ihr werdet mich verbinden, wenn Ihr diese meine Gesinnungen ohne Eclat verbreiten könnt.“ Ebenso am 9. April 1798 an das General-Directorium: „Ich erfahre, daß man bereits hin und wieder an den Oertern, durch welche die Huldigungs-Reise mich führen wird, auf Anstalten zu einem feier-

lichen Empfange denkt. Als Zeichen der Zuneigung von Seiten meiner treuen Unterthanen würden mir diese Feierlichkeiten, selbst bei der Ermüdung der Reise, höchst schätzbar und willkommen sein. Allein die Liebe des Volkes hat untrüglichere Merkmale, die von keiner Gewohnheit und Herkommen abhängen, sondern gerade aus dem Herzen kommen. Nur diese haben für das meinige wahren Werth, und ich verdanke ihnen während meiner Regierung manche frohe Stunde. Ich hoffe sie auch während meiner Reise in den Provinzen wieder zu finden."

Er fand solche im vollen Maße, er und die junge, damals zweiundzwanzigjährige Königin. Am 25. Mai 1798 reiste er von Berlin nach Königsberg ab. Die Königin war schon am Nachmittage zuvor aufgebrochen und übernachtete in Freienwalde. Sie sah neuen Mutterfreuden entgegen, sie sollte nur kleinere Tagesfahrten machen. Ihre Begleiterinnen waren die Oberhofmeisterin von Voß und die Hofdame Fräulein von Vieregg die Aeltere. In Stargard in Pommern traf sie am 25. Mai Nachmittags mit dem König zusammen. Die Sonne brannte, als wäre es schon Sommer; doch die dichte Volksmasse trug, um das junge Königs-Paar zu sehen, gern des Tages Hitze. Neunzehn kleine Mädchen aus der Stadt, alle in weißer Tracht mit rothen Bändern und mit Kränzen von Wintergrün um Kopf und Kleid, jedes mit einem Körbchen in der Hand, standen Blumen streuend an der Schwelle des Hauses, wo die Königin abstieg. Sie unterhielt sich wie eine Mutter mit den Kindern. Diese faßten schnell Vertrauen zu ihr und erzählten: sie seien eigentlich ihrer zwanzig gewesen; aber das eine Mädchen sei nach Hause geschickt worden, weil es gar so häßlich ausgesehen habe. „Das arme Kind!" ruft die Königin. „Es hat sich gewiß recht auf meine Ankunft gefreut, und nun muß es zu Hause sitzen und wird seine bittern Thränen weinen." Sie ließ sogleich die zurückgesetzte Kleine herbeiholen und zeichnete dann gerade sie, die „Häßliche" merklich vor den andern aus. — Tags darauf, am 26. Mai, war Luise bei der Musterung der Truppen durch den König zugegen. Beide wieder von der Volksmenge umdrängt. Da wird die Königin

gewahr, wie ein alter pommerscher Landmann in einiger Entfernung von ihr vergebens näher heran strebt. Sie befiehlt einem Bedienten, doch jenem alten Mann Platz zu machen, damit er näher herantreten könne. Der Bediente geht zu dem Bauer hin und redet ihn an: „Vater, Ihr möchtet wohl auch gern die Königin sehen?" Der Alte nickt, und als der Bediente ihn weiter vorgeführt hat, da steht der Greis mit entblößtem weißem Haupt und schaut unverwandt die holde junge Landesmutter an, als wolle er sich ihr Bild für immer einprägen.

Am 27. Mai reiste sie von Stargard weiter und übernachtete auf dem Schlosse Plathe bei Herrn und Frau von der Osten, der Tochter des weiland Mecklenburg-Strelitz'schen Hofmarschalls von Normann. Von Plathe brach die Königin am 28. Mai Morgens nach Köslin auf. In einem Dorfe nicht weit von der Stadt wurde der Wagen der Königin von einer Schar von Landleuten umringt. Der Ortsschulze tritt an den Schlag und bittet in seiner platten Mundart Ihre Majestät, doch eine Weile auszusteigen, denn die Bauern hier möchten doch auch gern ihre Landesmutter traktiren; die Städter drin dächten ja sonst, sie hätten allein das Vorrecht. Die Königin steigt aus dem Wagen, tritt in das zu ihrem „Traktement" eingerichtete Bauerhaus und ißt fröhlich von dem aufgetischten Eierkuchen, sich vielleicht dabei jenes einst bei Goethes Mutter geschmausten Eierkuchens erinnernd. In Köslin wie überall festlich empfangen, sieht die Königin mit besonderem Wohlgefallen etliche Bauermädchen aus dem Dorfe Jamund in der eigenthümlichen alten Landestracht. Auf ihrer Weiterfahrt am 29. Mai früh um 6 Uhr nach Stolpe nimmt sie die Gelegenheit wahr, den Fahnenberg bei Köslin zu besteigen und sich oben an der Aussicht nach der Ostsee hin zu laben. „Ueberall Gedränge, Ehrenpforten, Blumenkränze und Erfrischungen (schreibt die Oberhofmeisterin). Wir aßen zu Mittag in Stolpe, wo die Königin auch einige Stunden blieb, und ich ihr einige junge Damen präsentiren mußte. Man überreichte ihr ein schönes Geschenk, das Portrait des Königs in Bernstein gefaßt, an einer Bernsteinkette. Um 3 Uhr ging es weiter; um 6 Uhr waren wir

in Lauenburg. — 30. Mai um 9 Uhr von Lauenburg weiter. Wir reisen immerwährend begleitet von einer Masse Menschen, die sich überall erneut. Es wurde heute unterwegs angehalten, um Toilette zu machen, und durch das Gehöft von Brünneck durchgefahren, was sehr hübsch ist. Eine Meile vor Danzig war ein Zelt aufgeschlagen, in dem eine Deputation uns erwartete; auch Massow und der Minister Schrötter waren dabei. Als wir in Danzig einfuhren, donnerten die Kanonen und die Schiffe hatten alle geflaggt, die im Hafen lagen. Die Stadt ist groß und reinlich; in den Straßen wogte eine dicht gedrängte Menschenmenge, die mit Jubelrufen die Königin empfing. Wir wohnen im Hause des Gouverneurs Generals Kalckreuth, der uns entgegen geritten kam; seine Frau empfing uns im Hause und war ganz unerträglich." (Wahrscheinlich weniger der gütigen geduldsamen Königin, als der Frau Oberhofmeisterin, zu deren Reisebedarf auch das ceremoniöse Anhängsel und Beiwesen der Etikette gehörte.) „Der König kam erst um 8 Uhr herein, ein bischen übler Laune von dem unaufhörlichen Vivat-Schreien, und gleich nach dem Souper ging Alles zu Bett. — 31. Mai. Gegen 2 Uhr fuhren wir nach Oliva." (Anderthalb Meilen nordwestlich von Danzig, geschichtlich bedeutsam als einer der ältesten Kultursitze am Ostseestrande, sowie durch den hier im Frühjahre 1660 abgeschlossenen Frieden, kraft dessen der große Kurfürst endgültig als souveräner Herzog von Preußen anerkannt worden ist. Eine Marmortafel an der alten Klosterwand nahe beim Eingange in die herrliche Kirche der alten Cisterzienser-Abtei gedenkt jenes Friedens, der im Friedenssaale neben dem Kreuzgange unterzeichnet wurde.) „In Oliva großes Diner; die Baulichkeiten sind wundervoll; nach Tisch präsentirte ich viele Damen." (Dabei gewiß recht in ihrem esse.) „Spaziergang im Garten, dann im offenen Wagen nach dem Karlsberg gefahren, wo man die schönste Aussicht der Welt hat und weit hinaus die Stadt und das Meer übersieht. Abends wieder in der Stadt großes Damen-Souper; dann Illumination und Herumfahren in den Straßen. Wir kamen schließlich sehr spät zurück, worüber der König ganz ungehalten war. — 1. Juni.

Um elf Uhr an den Strand gefahren, wo die Königin von der Kaufmannschaft feierlich empfangen wurde. Eine unabsehbare Menschenmasse war hier versammelt; wir wurden auf eine Art Balkon geführt, der auf dem Deck eines Schiffes errichtet war, und von dem aus man zwei Schiffe vom Stapel laufen sah. Auf dem einen war das Bild der Königin, das andere soll den Namen des Kronprinzen führen. Es war in der That schön mitanzusehen, wie die Schiffe flott wurden. Dann fuhren auch wir in einer Gondel (Schute) ins Meer hinaus (nach Neufahrwasser, Hafenort, eine Meile von Danzig). Schließlich bestiegen wir ein großmächtiges Schiff, das einem der Kaufherren Namens Frantzius gehörte, der mitten darin einen Eßsaal hatte erbauen lassen, wo wir Mittag aßen. Dreie der Kaufherren aßen mit uns, dieser Frantzius und zwei andere. Es war sehr schön; in meinem ganzen Leben habe ich keinen so schönen Anblick gehabt, als den dieses Hafens. Nach dem Essen ließen wir uns in den unteren Theil des Schiffes führen; auch König und Königin gingen unten herum und sahen Alles an. Nachher fuhren wir in einer Schaluppe noch einmal ganz weit hinaus in die sonnengoldene Ostsee. Es war ganz wundervoll, über das leuchtende Meer hinzusehen, belebt von der Masse der Fahrzeuge, die dem unsrigen folgten und es umschwärmten, dabei die ganze Luft zitternd von den Hurrahs und Freudenrufen für König und Königin; das machte ihnen Beiden eine große Freude."

Andere gleichzeitige Aufzeichnungen schildern noch: wie englische Schiffe, eben dort vor Anker liegend, den preußischen Majestäten eine unvorhergesehene Aufmerksamkeit erwiesen. Das Schiffsvolk unter den englischen Flaggen ließ, hinter seinen Masten, Segeln und Tauen versteckt, sich zuerst gar nicht blicken. Jedes jener Fahrzeuge schien wie ausgestorben oder wie das leere, lautlose Geisterschiff des „Fliegenden Holländers," nur daß nicht einmal er, der bleiche Capitain, wie in der Sage einsam am Mastbaume lehnte. Plötzlich, als die Herrenschute mit dem König und der Königin von Preußen heranfährt, wird es auf den englischen Schiffen lebendig. Jauchzend kommen alle Matrosen und Schiffs-

jungen in frisch gewaschenem Leinen zum Vorschein, sie klettern flink die Masten hinauf, machen sich an Segeln und Tauen zu schaffen, dabei „im höheren Chore“ englische Volkslieder anstimmend, darunter Good save the king. Der König nimmt den Hut ab, die Königin weht mit dem Tuche, während die englischen Seeleute den Majestäten zu und hinter ihnen her jubeln.

In Danzig stiftete Luise sich ein fortgrünendes Andenken: Luisenhain nannte man ihr zu Ehren jene Höhe des Karlsberges bei Oliva, wohinauf sie in einem eigens dazu angefertigten Wagen gefahren. Auch der zu ihrem Empfang erbaute Kiosk blieb dort stehen.

Am 2. Juni setzte die Königin ihre Reise nach Königsberg über Frauenburg fort. In Klemensfähr, beim Uebergang über die Nogat, hatte die Elbinger Kaufmannschaft ein Zelt aufschlagen lassen; in seinem Schatten sollten Ihre Majestäten zu Mittag speisen. Die Königin kam eher, als der König, der in Marienburg erst noch die dort zusammengezogenen Truppen musterte. Es war schon spät, daher die Frage an die Königin: ob sie befehle, daß aufgetragen werden solle. „Nein,“ antwortete sie, „ich speise nicht eher, als bis mein Mann kommt. Es ist Pflicht der Frau, mit dem Essen auf den Mann zu warten.“ Eine halbe Stunde später kam der König nach und setzte sich mit ihr zu Tische. Bei diesem Mahle war es, wo Friedrich Wilhelm III. einem Bauer, der ihm kniend eine Bittschrift überreichte, unwillig zurief: „Aufstehen! Nur vor Gott knien! Ein Mensch soll nicht vor Menschen knien!“

Ein gleichgesinntes Wort sprach einst der mit dem Kurhause Brandenburg verschwägerte Schwedenkönig Gustav Adolf. Nach seinem Siege bei Breitenfelde über Tilly hoben sie in Erfurt kniend ihre Kinder zu ihm empor; aber verweisend sprach Gustav Adolf: „Euren Retter heißt Ihr mich? Und doch wollt Ihr mich versuchen durch den Teufel des Hochmuths, da Ihr vor mir schwachen Menschen niederfallet, als wär' ich Gott der Herr!“ — Auch Luise hat dargethan, daß sie vor Gott keinen Unterschied der Stände kenne. Bei einem Militär-Gottesdienst (so erzählt der

Bischof Eylert), dem der König und die Königin mit ihren Hofstaaten in der Garnison-Kirche zu Potsdam beiwohnten, konnte eine zu spät kommende Frau in der überfüllten Kirche nirgends mehr ein Plätzchen finden. Unbekannt mit der Örtlichkeit, geräth sie in den Gang zur Loge der Königin und öffnet die Thür. Scheu bei dem Anblick der glänzenden Versammlung will sie zurücktreten, da nöthigt sie der freundliche Wink einer Hofdame zum Sitzen in der hintersten Reihe. Aber nach dem Gottesdienste, sobald die Königin die Loge verlassen hat, tritt der Ober-Ceremonienmeister von N. unwirsch zu der Frau: „Wie sie sich habe unterstehen können, ungeziemender Weise in die Loge Ihrer Majestät zu dringen und damit eine unverantwortliche Unschicklichkeit zu begehen?" Ihre Versicherung, es sei ja nicht mit Willen geschehen, ihre Bitte um Verzeihung half nichts, obwohl sie den achtbaren Namen ihres Mannes nannte. Sie wurde gescholten, als handele es sich um eine Beleidigung der Majestät. Weinend kam die Frau zu Eylert: sie klagte ihm ihre Noth, ganz betrübt darüber, daß es scheinen könne, als habe sie die Ehrfurcht vor der Königin aus den Augen gesetzt. Als sie noch so jammert, kommt ein Kammerherr der Königin, Graf von Brühl, zu Eylert: Ihre Majestät wünsche ihn zu sprechen, wo möglich sogleich. Eylert geht zur Königin. Dem Eintretenden raschen Schrittes entgegen, empfängt sie ihn mit den Worten: „Aber ich bitte Sie ums Himmels willen, was ist in Ihrer Kirche geschehen? So eben habe ich mit Unwillen gehört, wie eine würdige Frau der Gemeinde von dem Herrn von N. gekränkt worden ist. Warum? Sollte man es glauben, darum, weil sie in meiner Loge während des Gottesdienstes Platz genommen hat. Man weiß, wie der König und ich über das Hof-Ceremoniel denken. Ganz läßt es sich auch nicht beseitigen; aber man sollte doch einen Unterschied machen. Und das nun vollends in der Kirche! Ich bin trostlos darüber, wiewohl nicht schuld daran. Ich bitte Sie, machen Sie es wieder gut. Essen Sie diesen Mittag bei uns auf der Pfauen-Insel und bringen Sie mir die Versicherung, daß die ehrenwerthe Frau zufrieden gestellt ist. Morgen aber kommen Sie mit ihr

selber — ich werde mich freuen, ihre persönliche Bekanntschaft zu machen."

So hat die Königin sich immer als eine von Herzen demüthige erwiesen, aber ohne daß der Zug ihrer Seele nach dem Unsichtbaren, ohne daß ihre Vertiefung in Gottes Offenbarung ein weinerlich Zerfließendes oder unklar Verschwimmendes hatte. Davor bewahrte sie die ursprüngliche Frische und Gesundheit ihres Gemüthes. —

In Königsberg, der preußischen Krönungsstadt, kam die Königin Luise am 3. Juni Nachmittags an. „Vom letzten Relais an bis zur Stadt (schreibt die Oberhofmeisterin) war die Hitze, der Staub und das Menschengetümmel so arg, daß man buchstäblich nicht mehr sehen und athmen konnte. Alle Häuser der Stadt waren mit Fahnen, Kränzen und Flaggen bedeckt, überall war Musik; am Nassengarten-Thor eine Menge weiß gekleideter junger Mädchen, die der Königin einen großen Korb voll der schönsten Blumen brachten. Wir fuhren quer durch die Stadt an den Strand, wo unzählige beflaggte und bekränzte Schiffe an den Quais entlang lagen, alle Matrosen weiß angezogen, die uns mit Hurrah-Rufen begrüßten und ihre Hüte schwenkten. Vor dem Schloß standen alle Generale und höheren Offiziere und außerdem eine solche Masse Menschen, daß es sich nicht beschreiben läßt! Die beiden Kammerherren Kayserling und Graf Sacken wurden vorgestellt. Die Gräfinnen Dönhoff, Groeben und Osten, die Herzogin von Holstein und noch einige andere Damen empfingen die Königin im Schloß. Sie hielt dieselben jedoch nicht lange bei sich fest und zog sich bald zurück. Das Schloß ist groß, aber häßlich; ich wohne in den Kinderzimmern des Grafen Brünneck, König und Königin in seinen eigenen Zimmern."

Das nach der Ansicht der Oberhofmeisterin häßliche Schloß verschönerte sich wohl in den Augen des Königs und der Königin durch die Erinnerung daran, daß es einst die Burg des deutschen Ordens war, nach dem Verluste der herrlichen Marienburg der Sitz der Hochmeister, dann die Residenz der ersten Herzöge von Preußen und das Geburtshaus des ersten Königs in Preußen. —

Wir haben, schreibt ein Königsberger, kein Heidelberger Schloß, in dessen malerischen Trümmern Eulen und Singvögel, Mäuse und Spinnen nisten; keinen Hradschin, in dessen festgefügten Wänden die kostbarsten Prunksäle sich ausweiten, kaiserliche Wohn-, Speise- und Schlafzimmer, herrliche Bildergalerien sich mit nachlässiger Grazie und doch vornehmen Wurf ausdehnten. Aber wir haben ein Schloß, mächtig zunächst durch seine hohe, die Stadt beherrschende Lage, prächtig durch seinen Umfang, seinen Hof im Viereck, der mehrere Regimenter sehr bequem sich kann aufstellen lassen, seinen gewaltigen über die Gewölbe der Kirche hinlaufenden Moskowitersaal mit den großen hellen Fenstern nach allen vier Seiten, von denen man die schönste Aussicht auf Stadt und Land genießt.

Von einem offenen Fenster des Schlosses schaute die Königin am 5. Juni dem Acte der Huldigung zu, bei welchem dem König der Eid der Treue in deutscher und in polnischer Sprache geschworen wurde. In dem 265 Fuß langen und 57 Fuß breiten Moskowitersaal gab der König am 6. Juni Abends einen Ball, zu dem Edelleute, Bürger und Bauern als Gäste geladen waren.

Die Worte der Königin zu den ihr vorgestellten Abgeordneten der verschiedenen Stände pflanzten sich von Mund zu Mund und wurzelten in vielen Herzen. Vertreter der Königsberger Kaufmannschaft nahten ihr mit der Bitte: sie möge das Gesuch um Belebung des dortigen Handels bei Seiner Majestät befürworten. Die Königin, mit feinem Takt jeden Schein von Einmischung in die Staatsgeschäfte vermeidend, ging nicht auf diese Bitte ein. Aber sie wußte in deren Ablehnung eine frohe Verheißung zu legen: „Meine Herren! Es bedarf keiner Fürsprache von meiner Seite; denn mein Mann thut aus eigenem Antriebe Alles, was das Glück seiner Unterthanen fördern kann.“ — Auch hier war es ihr zuwider, die angemeldeten Deputationen lange im Vorzimmer warten zu lassen. Schon als Kronprinzessin hatte sie bei gleichzeitiger Ansage ihres Hofschuhmachers und eines Grafen dem Handwerksmanne den Vorrang des Eintrittes gestattet mit den Worten: „Dem Meister ist seine Zeit gewiß kostbarer als dem Grafen, und wenn der Mann Stunden lang auf meine Bestellungen warten

soll, was hat er dann von der Ehre, Hofschuhmacher zu sein? Der Meister soll kommen und der Herr Graf mag warten." — Hier in Königsberg bat der Prediger Lefort im Namen der französischen Gemeinde um eine Audienz und ward um elf Uhr bestellt. Eine Stunde vorher schickt die Königin zu ihm und läßt ihm sagen: „sie werde die Herren Deputirten erst um drei Uhr empfangen können und bitte daher, ihr erst um diese Stunde das Vergnügen zu machen, bei ihr zu erscheinen."

Mögen diese und ähnliche Züge auch nach jetziger Ansicht nicht so bedeutend hervortreten: zu jener Zeit dagegen herrschte an den deutschen Höfen, sogar an den kleinen noch ein großes hoffärtiges Wesen. Erließ doch in Hildburghausen der Vorgänger des regierenden Schwagers Luisens eine Rangordnung des Hofpersonals in nicht weniger als dreizehn Klassen, von den Excellenzen bis zu den Lakaien herunter. Für ihre Zeit also wurde die Königin durch ihre edle Einfachheit ein Vorbild in fürstlichen Kreisen. Durch ihre reine, musterhafte Ehe mit dem König ein weithin leuchtendes Beispiel für das deutsche Familienleben, löste sie auch das Hofleben aus dem Banne der französischen Formen. Sie suchte es auf jene frühere, den deutschen Charakter anheimelnde Traulichkeit zurückzuführen, welche den Fürsten als des Landes Vater, die Fürstin als des Landes-Mutter ansieht und mit der äußeren Ehrfurcht die innere Liebe des Volkes vereinigt. In diesem Sinne lautet auch ein damaliges Königsberger Festgedicht:

Der Preußensohn will seinen König kennen,
Des Landes Tochter ihre Königin.
O glücklich Volk! Ihn darfst Du Vater nennen
Und Mutter Deine Herrscherin!

Als jene um drei Uhr bestellte Deputation vor ihr erschien, antwortete die Königin dem Sprecher derselben, dem Prediger Lefort: „Mein Mann und ich haben recht lebhaft gewünscht, Preußen zu sehen; wir sind von Freude durchdrungen, uns von unsern braven Preußen umringt zu sehen, die sich immer durch ihre Anhänglichkeit an das Vaterland und durch ihre Liebe zum Könige ausgezeichnet haben." — Die Zunft der Bernsteindreher

verehrte der Königin einen aus zwei langen Schnüren und zwei Gürteln bestehenden Bernsteinschmuck als vaterländisches Geschmeide, auch ein Schachspiel von Bernstein. Sie übersandte dem Gewerke zum Dank dafür die große goldene Huldigungs-Medaille.

Von Königsberg reiste die Königin am 10. Juni weiter. In Domnau speiste sie bei Herrn von Witt zu Mittag. Der Kutscher, in der Hitze durstig geworden, trank hier mehr, als er vertragen konnte; er läßt auf der Weiterfahrt den Reisewagen ohne Hemmschuh den Abhang eines Berges hinabrollen: die Kutsche läuft unten seitwärts in einen Graben und stürzt um. Die Oberhofmeisterin beginnt nicht mit Unrecht eine Strafrede auf den Unvorsichtigen; doch die Königin unterbricht die Scheltende mit den Worten: „Lassen Sie nur gut sein, liebe Voß. Gott sei Dank, mir fehlt nichts, und die Leute haben sich dabei gewiß mehr erschrocken, als wir selbst."

Am 13. Juni, Abends 6 Uhr, erreichten der König und die Königin Warschau, vor dessen Mauern er wenige Jahre vorher als Kronprinz die Belagerung mitbefehligt hatte. Jetzt hielt er seinen Einzug ohne militärisches Geleite. Auch bei seiner Abreise lehnte er solches ab mit den Worten: „Ich bin gewohnt, mich bei Bereisung meiner alten Provinzen nur von der Liebe meiner Unterthanen escortiren zu lassen, und bin weit entfernt zu glauben, andere als ähnliche freundliche Gesinnungen in den neuen Provinzen zu finden." Er gestattete nicht, die gewöhnliche Wache des Schlosses durch eine Ehrenwache zu verstärken und vor seinem Zimmer mehr als zwei Mann aufzustellen. Dabei hatte Jeder, der eine Bittschrift darreichen wollte, freien Zutritt. Am 15. Juni Abends war Konzert und Ball bei der Königin. Diesen Ball eröffnete Luise mit dem berühmten polnischen Magnaten Oginski; an seiner sogenannten Todtenpolonaise haftet die Sage: er habe sich nach der Vollendung dieser Tanz-Composition erschossen. —

Am 18. Juni Morgens setzte Luise ihre Reise von Warschau nach Breslau fort: die Gewerke geleiteten sie in festlichem Aufzuge

bis Wola, wo vor vier Jahren der König als Kronprinz die feindliche Schanze mit erstürmt hatte. Schon vor Breslau kamen der Königin die Söhne und Töchter der Kräuter (so heißen dort die Gemüse- und Krautgärtner) entgegen, als Druschmor (Hochzeitbitter) gekleidet; die Mädchen, paarweise eines das andere an einer Feldblumen-Guirlande führend, streuten ihr Blumen und überreichten ihr ein Gedicht in volksthümlicher Mundart, überschrieben: „Uenser Ollergnadigsten Fro Königin os troim Harzen übergaben von da Kroitern üm Braßel a poar Tage vor Johanne.“ Hier eine Stelle daraus:

„Vu Freiheet schwotze, war do mag;
Su annen guden Harrn
Und anner Fro vu sichern Schlag,
Dann'n dient ma harzlich garn.
Weer bleeben ünserm Künig troi,
Hie hot a Harz und Hand.
Good sag'n ihn alle Morgen noi!
Su freet sich Stoad und Land.
Ha gab der Freede, Glück und Ruh,
Und denen Kindern do,
Du gude Landesmutter Du,
Du brave Künigsfro!“

Die „brave Künigsfro“ ließ sich dies Gedicht hersagen und dolmetschen. Der treuherzige Volkston fand hellen Anklang in ihrem für alles Volksthümliche empfänglichen Gemüthe. Als Geschenk der Breslauer Kaufmannschaft empfing sie aus den Händen zweier Frauen ein Gewebe der feinsten schlesischen Leinwand, ein vollständiges Kinderzeug, ein meisterhaft gearbeitetes Wiegenband und eine silberne Kinderklapper an goldener Kette mit Schellen und kleinen Medaillen. Diese Schaumünzen zeigten die Bildnisse der königlichen Eltern mit der Mahnung an das damit spielen sollende Kind: „Werde wie Diese!“ Auf dem Wiegenband stand ein poetischer Gruß der schlesischen Mütter, gedichtet vom Professor Manso (damals Rector des Gymnasiums zu St. Maria Magdalena in Breslau). Die Verse lauteten:

Klein nur ist das Geschenk, das der hoffenden Mutter die treuen
Mütter Silesiens weih'n; aber Du achtest das Herz.
Fürstin, wir wünschen so sehr, daß Du des Landes gedächtest,
Das so kindlich Dich liebt. Darum verehren wir Dir
Was es selber erzeugt und pflegt und bereitet, und knüpfen
An die Empfindung es an, die Dich als Mutter durchdringt.

Diese sinnreiche Gabe, überhaupt die dort warm zu ihrem Herzen sprechende Verehrung ergriff die Königin so, daß sie sichtbar bewegt ausrief: „Ich werde die guten Schlesier nie vergessen!“ — Auch sie blieb unvergeßlich den Vielen, die „ihrer Sitten Freundlichkeit erfahren, und Alle rührte ihr Geschick.“ Nach ihrem frühen Hinsterben schrieb in seiner preußischen Geschichte derselbe Professor Manso (kein geborener Preuße, ein naher Thüringer Landsmann des Verfassers dieser Biographie), schrieb es aus eigener Erlebung: „Wie nur wenige Königinnen gleich ihr geliebt worden sind im Leben, so sind wenige gleich ihr beweint worden im Tode.“ — Ein köstliches Andenken von ihr, ein Medaillon mit einer Locke ihres blonden Haares erhielt Frau von Maltzahn, die Gattin des damals in Breslau diensthuenden Kammerherrn.

Nach den schönen Tagen in Breslau kehrte sie über Crossen und Frankfurt an der Oder nach Charlottenburg zurück, wo sie am 29. Juni ankam. Sie fuhr nicht durch Berlin, sondern von Pankow aus um die Stadt herum. Erst am nächsten Tage sah man sie wieder in Berlin, als sie der Königin-Mutter in Monbijou einen Besuch abstattete.

Acht Tage darauf (6. Juli 1798) folgte die Feier der Huldigung in Berlin. Bei den festlichen Zurüstungen zeigte sich wieder der bescheidene, allem Gepränge abholde Sinn Friedrich Wilhelms III. Schadow berichtet darüber aus eigener Wahrnehmung: „Alle Welt erfreute sich der neuen Regierung, und in dieser Stimmung traten, unter Vorsitz des Ministers von Heinitz (damals Curator der Kunst-Akademie), die Künstler zusammen. Malerei sollte das Erbaute dekoriren. So begann man unter Leitung des Architekten Gentz einen Bau im Halbkreis (ein Amphitheater) dem Schlosse

gegenüber, in welchem Tausende in offenen Abtheilungen geschützt verweilen konnten. Vor dem Anfang der Linden wurde ein Triumphbogen aufgeführt, den gemalte Allegorien zieren sollten. Es fügte sich, daß König Friedrich Wilhelm III. erst nach Berlin kam, als die Zimmerleute schon die oberen Balken legten, und die Construction des Ganzen deutlich zu sehen war. Der König fragte die Arbeiter, was das vorstellen solle? Die Leute sagten: einen Triumphbogen. Der alte Minister konnte lange nicht die Aeußerungen verschmerzen, die dem König im ersten Unmuthe entfahren waren, und die erste Folge war, daß beide Bauten wieder abgetragen wurden." — Auch die Erleuchtung des Akademie-Gebäudes, eben so die der Stadt; für den Abend des 6. Juli beabsichtigt, verbat sich der König, schrieb aber am Vortage der Huldigung freundlich aus Charlottenburg an den Minister von Heinitz: er verkenne deshalb doch die gute Absicht nicht. „Ich habe überdem (setzte er hinzu) eine viel zu gute Meinung von Euren und der Akademie Verdiensten um den Zustand der Künste in Meinen Staaten, als daß Ihr besorgen dürftet, daß Ich derselben darum Meine Gnade und Mein Wohlwollen entziehen würde; vielmehr hoffe Ich bald Gelegenheit zu haben, Euch von der Fortdauer Meiner Werthschätzung dieser Gesellschaft Beweise geben zu können." Diese Zusage besiegelt er im nächsten Frühjahre durch die Stiftung der Bauschule (Bauakademie) als eines besondern Zweiges der Königlichen Akademie der Künste.

Anders aber als Schadow auf seinem Künstler-Standpunkte erzählt ein gleichzeitiger Bericht: eine große, hohe Tribüne mit Sitzreihen im Lustgarten, für reiche Zuschauer erbaut, welche ihre Sitzplätze theuer bezahlen konnten, ließ der König auf der Stelle abbrechen, weil sie den ärmeren Leuten die freie Aussicht auf den Balkon am Schlosse benehme und deren frohen Antheil an der Feier schmälere. Mochten die bei diesem Aufbau Betheiligten sich über dessen Niederreißen ärgern; die große Menge frohlockte, als sie das Amphitheater wieder abtragen sah. Es war ihnen mit seinen, nur für hohe Preise zugänglichen Plätzen ein Dorn im Auge. Auch fehlte es beim Wegräumen des Aufbaues,

dem Viele mit lautem Jubel zuschauten, nicht an Berliner Straßenjungen, welche sich der zum Ausputze dienenden Tannenzweige bemächtigten und lachend die grünen Aeste davon trugen. —

Am Tage der Huldigung versammelten die Stände sich zunächst im Dome. Der König mit den Prinzen ging um zehn Uhr Vormittags aus dem Schlosse in die Kirche. Die Königin fuhr im achtspännigen Galawagen zum Dome: „ich mit ihr", schreibt die Oberhofmeisterin, „à la Romaine gekleidet." Die Festpredigt (von der sie nichts aufgezeichnet hat) hielt der Hofprediger Sack über den ihm als Text vorgeschriebenen Spruch Salomonis (Cap. 16, V. 12): „Durch Gerechtigkeit wird der Thron bestätigt." Es klingt fast wie eine Weissagung auf den fünfzehn Jahre späteren Befreiungskrieg, was Sack in dieser Huldigungs-Predigt sagt: „Wenn das Volk wahrnimmt, wie ein gerechter König das Schwert nie aus der Scheide zieht, um der Habsucht oder dem Stolze oder der Rachbegierde eine gefährliche Befriedigung zu geben, wie er den Krieg, diese schreckliche Plage der Menschheit, nicht liebt und nicht sucht; aber ihn auch im Vertrauen auf Gott nicht scheut, wenn nicht anders ein übermüthiger Feind entwaffnet, des Staates Unabhängigkeit gesichert, der Gerechtigkeit strenges Gebot erfüllt werden kann; wenn es ihn mit starkem Arm das Ruder des Staats festhalten sieht, mitten im Sturme nicht achtend der rastlosen Anstrengung und taub gegen die Lockstimme der Weichlichkeit; wenn es in ihm nicht nur ehrt den gewalthabenden Monarchen, sondern auch in ihm liebt den gottesfürchtigen, den tugendhaften Mann, das Vorbild einfacher Sitten, den Freund seines Volkes, o wie steht da der Thron so unerschütterlich fest! Kommt es auf dessen Vertheidigung und Beschützung an — das getreue Volk ist da, ist bereit, Gut und Blut für ihn aufzuopfern. Seinen König verläßt es nicht. Für ihn sterben heißt für das Vaterland selbst sein Blut vergießen!"

Aus der Kirche schritt der König mit den Prinzen in das Schloß zurück. Die Königin, die Königin-Mutter und die Prinzessinnen folgten zu Wagen. Sie waren Zeugen der Huldigung.

Nach der Festtafel, gegen fünf Uhr Nachmittags, kehrte das Königs-Paar nach Charlottenburg zurück.

Ein eigenthümlicher Anblick war es (so bemerkt Leopold von Ranke), in die Mitte der einander bekämpfenden Weltmächte diesen friedliebenden, von ehrgeizigen Entwürfen entfernten Fürsten eintreten zu sehen, welcher an der Neutralität festhalten wollte. Die Schwierigkeiten, in die er gerathen sollte, zeigten sich gleichsam symbolisch bei der Huldigung in Berlin. Die Ritterschaft, die selbst die Zusicherung ihrer Privilegien, die ihr zu Theil wurde, für unnöthig hielt, weil ihr Recht, ihr ursprünglich angehörig, keiner neuen Verleihung bedürfe, war in dem weißen Saale des Schlosses versammelt, um die Huldigung zu leisten: die kurmärkische in der Mitte, die altmärkische zur Rechten, die neumärkische zur Linken. Alle in ihrem ständischen Ornat, Alle gepudert; in der Mitte der kurmärkische Domdechant von Brandenburg in seinem violetten Talar. In dieser Versammlung, in welcher nur die althergebrachten, gleichsam altväterischen Vorstellungen herrschten, sah man plötzlich eine fremdartige Figur erscheinen, mit schwarzem, ungepuderten Kopf und einer großen dreifarbigen Schärpe; es war der Gesandte der jetzt von Preußen anerkannten französischen Republik, Sieyes, von dem man in Berlin hauptsächlich das wußte, daß er für den Tod Ludwig XVI. gestimmt hatte: der Anblick des Königsmörders brachte in der zur Huldigung vereinten altständischen Versammlung eine widerwärtige Sensation hervor. In Sieyes erschien die revolutionäre Idee gleichsam verkörpert.*)

Am Abend des 6. Juli 1798 wurde im königlichen National-Theater zu Berlin zu Ehren des Tages ein neues Festspiel von Iffland: „Der Veteran" dargestellt. Ein ländliches Gemälde wie des Dichters „Jäger". Der Veteran, ein greiser Dorfschulze, hat den siebenjährigen Krieg unter dem großen Friedrich mitgemacht und will sich nun zur Ruhe setzen. An dem Huldigungstage seines neuen Monarchen ruft er die Gemeinde

*) L. von Ranke: Hardenberg und die Geschichte des preußischen Staates von 1793—1813. Leipzig, 1880. II. 18.

unter die alte Linde des Dorfes. Da wollen die Bauern anfänglich nicht von ihrem alten Schulzen lassen. Er weist sie darauf hin, daß die mit dem jungen König kommende neue Zeit auch frische Kräfte erfordere; das Alter müsse der aufstrebenden Jugend das Feld räumen. Die Landleute geben nach und wählen des Schulzen Sohn zum Nachfolger seines Vaters. Der neue Dorfschulze feiert zugleich seine Verlobung mit der Tochter eines alten Freundes. Der Bräutigam heißt Friedrich Wilhelm, die Braut Luise; indem der Brautvater ihre Hände zusammenfügt, spricht er: „Soll ich euch mit meinem Segen ein Beispiel der guten Ehe aufstellen? Auf unseres Königs Throne lebt es! Luise, meine gute Tochter, sei eine so freundliche, gute Gattin, werde eine so treue, gute Mutter, als unsere Königin es ist. Wahrlich, sie ist oft mit dem großen Hausschmuck angethan, denn sie hat oft ihre Kinder auf den Armen. So habe ich und viele Menschen sie gesehen, das bringt Freude und Muth für den Hausstand unter guten Menschen." In gleichem Sinne ruft des Bräutigams Vater, der Veteran: „Der Segen des abgelebten Kriegers über diese Felder, über mein ganzes Vaterland ist Frieden, Frieden! Der königliche Hausvater wird ihn schaffen und erhalten. Aber kein Frieden kann dauern, wo keine Ehre erhalten wird; wenn dann einst unser guter König für Preußens Ehre, des Vaterlandes Heil, für Eigenthum, Gesetz und Herd sein Schwert ziehen müßte — Brüder, dann seid Eures Namens eingedenk, der alten Treue, eingedenk Eures Eides und kämpft wie Männer!"

Wie einfach sich auch dies idyllische Festspiel gestaltete: die patriotischen Anklänge darin fanden ihr Echo in der erhöhten Stimmung des Tages, und das Ganze war von mächtigem Eindrucke. „Nie," berichtet ein Zuschauer dieses Schauspiels, „nie hab' ich das Publikum so bewegt gesehen. Das Herz der Deutschen muß sehr tief gerührt sein, eh' es sich äußert. Dies geschah heute zu öftern Malen. Das Publikum, im Uebermaß seines erregten Gefühls, sah nicht gern den Vorhang sinken. Aus dem verwirrten Freudengetöse erscholl zuletzt der Name Iffland! Er ward allgemein verlangt, als sollte er noch die Empfindung fort unterhalten, die

er gegeben hatte. Er erschien endlich. Das Gefühl des großen Augenblicks schien ihn zu begeistern und erschüttert sprach er nichts, als: „Gott segne den König!“ Das Volk jauchzte es ihm nach, und ohne Prunk, aber in Treue und Innigkeit ward dieser Abend eine schöne und herzliche Volksfeier.“ — Iffland, erst zwei Jahre vorher nach Berlin zur Direction des königlichen National-Theaters berufen, gab damit nicht nur der Stimmung des Tages Ausdruck, sondern auch seinem eigenen patriotischen Gefühle, dies nachher bewährend durch seine unerschrockene Treue unter der französischen Säbelherrschaft in Berlin. —

Kaum acht Tage nach der Huldigung in Berlin gab die Königin am 13. Juli im Schlosse zu Charlottenburg einer Prinzessin das Leben, ihrer ersten Tochter. Diese wurde am 3. August, an des Vaters Geburtstag getauft und Friederike Luise Charlotte Wilhelmine genannt. Von ihr hat die Mutter geschrieben: „Unsere Tochter Charlotte macht mir immer mehr Freude. — Erhält sie Gott am Leben, so ahne ich für sie eine glänzende Zukunft.“ Die Ahnung Luisens sollte in Erfüllung gehen: an ihrem neunzehnten Geburtstage, am 13. Juli 1817, vermählt die Prinzessin sich mit dem Großfürsten Nicolaus, und acht Jahre darauf besteigt sie, an der Seite ihres kaiserlichen Gemahles, den Thron Peters des Großen. —

In jenen Festtagen der Huldigung hat Luise an ihre Großmutter geschrieben: „Ich bin Königin, und was mich dabei am meisten freut, ist die Hoffnung, daß ich nun meine Wohlthaten nicht mehr so ängstlich werde zu zählen brauchen.“ — Welche Seele spiegelt sich in diesen wenigen Worten! Kein Wunder, daß ihre ungezählten Wohlthaten, die sie spendete wie die Sonne ihre Strahlen, sie in Geldverlegenheit brachten. Denn sie hatte als Königin nur soviel Schatullengelder wie als Kronprinzessin: monatlich tausend Thaler. Die Folge war, daß sie bei ihrer Freigebigkeit nach einigen Jahren wohl dreimal so viel Schulden hatte, als ihr Jahrgeld betrug. Da wandte sie sich an den damaligen Cabinetsrath Beyme: er möge dem König vorstellen, daß sie als Königin bei den erhöhten Ansprüchen an sie doch

unmöglich mit dem Einkommen der Kronprinzessin auskommen könne. Der König brachte nun ihre Einnahme und Ausgabe ins Gleichgewicht. Er bestimmte, daß die Königin fortan alles Nöthige genau aufschreibe und aus seiner Schatulle bezahlen lasse. Der damalige Geheime Kämmerer Wolter sagte eines Tages, (wie er selbst erzählt hat) zu der Königin: „Bei Vorlegung meiner Rechnungen darf ich in der Ausgabe keine Vorschüsse notiren; des Königs Majestät wollen das durchaus nicht. Und wahrhaftig, Ihro Majestät, das geht nicht länger so, Sie geben sich noch arm.“ — „Guter Wolter,“ entgegnete die Königin, „ich liebe meine Kinder, und das Wort Landeskind hat für mich einen so magnetischen Klang, daß ich helfen muß, wo es Noth thut.“ — „Nun gut, Majestät,“ antwortete Wolter, „ich werd' das dem König sagen.“ — „Aber doch so, daß er ja nicht böse wird,“ sprach die Königin. Bald nachher findet sie die Schublade in ihrem Schreibpult überraschend gefüllt. Sie fragt den König: „Welcher Engel hat mir wohl das hineingelegt?“ — Der König fragt zurück: „Kennst Du nicht den schönen Spruch? Seinen Freunden giebt er es schlafend.“

Wie auf der Huldigungs-Fahrt, so begleitete die Königin nachher den König auf seinen meisten Reisen zur Heerschau. Oft hatten sie dabei noch weitere Ziele im Auge. So besuchten sie im nächsten Frühjahre (1799) Westfalen und die fränkischen Fürstenthümer Ansbach und Bayreuth. Von Magdeburg, wo der König am 26. und 27. Mai die Truppen musterte, fuhren die Majestäten am 28. nach Braunschweig und blieben dort einen Tag zum Besuche an dem verwandten und befreundeten Hofe, wo die verwittwete Herzogin, eine Schwester Friedrichs des Großen, die Königin wie eine Tochter in die Arme schloß. Von Braunschweig ging am 29. Mai die Reise weiter nach Petershagen bei Minden. Hier, bei der großen Revue am 30. war in des Königs Gefolge auch der Freiherr von und zum Stein, damals Ober-Präsident der westfälischen Kammern in Minden und Hamm, mit ihm der junge Landrath Freiherr von Vincke, erst seit vorigem Sommer im Amte. Als dieser vorgestellt wurde, soll der König, überrascht von dem jugendlichen Aussehen des 23 Jahre alten

Landraths, die Frage an Stein gerichtet haben: „Macht man hier Kinder zu Landräthen?“ — „Ja, Ew. Majestät,“ sei Steins Antwort gewesen, „ein Jüngling an Jahren, aber ein Greis an Weisheit.“ So wird in Steins Lebensgeschichte von Pertz erzählt. In Vinckes Tagebuch steht davon nichts geschrieben, wohl aber, daß Seine Majestät sich gegen ihn sehr gnädig bezeigte. Besonders hebt Vincke die Huld der Königin hervor, die der junge Landrath ebenfalls zu Pferde durch den Kreis begleitet hat. Sie erfreute ihn durch den Auftrag, er möge eine Ansicht der westfälischen Pforte (des Engpasses oberhalb Minden, wo die Weser durchs Gebirge bricht) für sie anfertigen lassen. Er hat die von geschickter Künstlerhand abgebildete porta westfalica viertehalb Monate nachher der Königin zugeschickt und dafür ein „allerliebstes Danksagungsschreiben“ empfangen. So bezeichnet er selber in seinem Tagebuche den nachstehenden Brief der Königin aus Potsdam vom 5. Oktober 1799:

„Es ist allerdings, mein lieber Landrath v. Vincke, zu bedauern, daß ich durch den ungünstigen Nebel verhindert worden bin, bei der Ueberfahrt über die Weserbrücke eine der schönsten Naturgegenden zu betrachten. Indessen werd' ich durch die, mir mittelst Schreibens vom 14. v. M. von Ihnen übersandten Ansichten der westfälischen Pforte gewissermaßen dafür entschädigt. Die Betrachtung derselben gewährt mir das angenehmste Vergnügen; ich säume daher nicht länger, Ihnen für deren Mittheilung hiermit aufrichtig zu danken und zu meiner Erkenntlichkeit noch die Versicherung zu fügen, daß ich unausgesetzt verbleiben werde

Ihre

affectionirte Königin

Luise.“ *)

Von Petershagen war die Königin am 1. Juni nach Minden gereist, von da auf kürzestem Wege nach Hildburghausen, um dort

*) S. Das Leben des Ober-Präsidenten Freiherrn von Vincke. Aus seinen Tagebüchern bearbeitet von E. von Bodelschwingh. Berlin, 1853. I. 110.

ihre Schwester zu besuchen, während der König seine westfälische Fahrt bis nach Wesel ausdehnte, wo er zwei Tage zur Spezial-Revue und zum Manöver blieb. Die Königin traf am 8. Juni auf Wilhelmshöhe bei Kassel wieder mit ihrem Gemahl zusammen, sie von Hildburghausen her über Eisenach mit ihren Schwestern, auch der Prinzessin Friederike von Solms-Braunfels, und ihrem Bruder, dem Erbprinzen von Mecklenburg-Strelitz. Ihre Weiterreise von Kassel nach den fränkischen Fürstenthümern ging über Coburg. Der damalige k. k. Feldmarschall Prinz Friedrich Josias von Coburg schreibt in seinen von A. von Witzleben herausgegebenen Tagebüchern: „14. Juni (1799). Vormittags langten Se. Majestät der König von Preußen mit seiner Frau Gemahlin auf der Durchreise nach Baireuth und Ansbach nebst der Königin Frau Schwester, Fürstin von Solms, hier an, wurden vom Hof aus in dem Rath Uz'schen Hause mit einem Frühstücke bedient und setzten nach einem zweistündigen Aufenthalt die Reise weiter fort. In der Suite befanden sich die Frau Oberhofmeisterin von Voß, der Kammerherr von Schilden und die beiden General-Adjutanten v. Köckeritz und Zastrow." — Diese Aufzeichnung beweist auch die Unrichtigkeit einer 1808 gedruckten Behauptung, daß der König erst 1805 während seiner dreiwöchigen Brunnenkur in Alexanderbad sich durch seine Gemahlin habe erbitten lassen, einen Besuch seiner Schwägerin anzunehmen.

Nach Baireuth kamen die Majestäten am 14. Juni Abends. Tags darauf besuchten sie das Lustschloß Eremitage, besahen sich den Park, den Sonnentempel, die Zellen, wo der Markgraf Georg Wilhelm mit seinen Höflingen Einsiedler gespielt hat. „Nun auch das Zuchthaus sehen und seine Marmor-Fabrik," sagte der König zu dem die Majestäten geleitenden Minister von Hardenberg. Dieser führte sie dahin, auf einem kleinen Umweg über den sogenannten Brandenburger. „Arbeit, bestes Besserungsmittel," äußerte sich der König in seiner kurzen Weise zu Hardenberg, der damals an der Spitze der Verwaltung der brandenburgischen Fürstenthümer stand.

In Fürth ließ der König seine Truppen am 18. Juni wieder unter den Augen der Königin manövriren. Von Ansbach reisten sie

über Aschaffenburg, wo sie den Kurfürst von Mainz besuchten, nach Wilhelmsbad bei Hanau. Sie machten von da Ausflüge nach Darmstadt (25. Juni) und Frankfurt am Main (27. Juni). Luise erfrischte sich an der Seite ihres Gemahls und im Kreise ihrer Geschwister durch das Wiedersehen jener Rhein- und Maingegenden, wo sie ihre jüngern Jahre verlebt und ihn kennen gelernt hatte. Am 30. Juni trat die Königin die Rückreise an, mit ihr der König und ihre Geschwister (ohne die Prinzessin von Solms-Braunfels). Sie kamen am ersten Tage bis Eisenach, am zweiten bis Weimar und blieben am 2. Juli zum Besuche am herzoglichen Hofe. Von Weimar kehrten sie über Halle und Dessau nach Potsdam heim (7. Juli). Diese weite Fahrt auf den damals noch nicht so bequemen Wegen brachte die Königin einmal in Lebensgefahr, aus der sie vom Herzog von Weimar gerettet wurde. Heftige Gewitterregen hatten (nach den Mittheilungen der Oberhofmeisterin von Voß) die Wege zerrissen. Man gelangte nur mit Mühe vorwärts. Der Herzog von Weimar war der Königin entgegengekommen und begleitete mit einigen Herrn seines Gefolges den Wagen ihrer Majestät. Von einem Berg ging der Wagen einen steilen Abhang im Zickzack hinab — an der schlimmsten Stelle bricht plötzlich der Hemmschuh, der Wagen schießt vorwärts, der Herzog zieht den Degen, sprengt auf das Handpferd los und sticht es nieder. Das zu Boden stürzende Thier hält den Wagen auf, und die Königin ist gerettet. Der Herzog wirft sich vom Pferde, reißt den Schlag auf und hebt sie auf seinen Armen aus dem noch schwankenden Wagen.

Berlin selbst hatte damals nur eine Chaussee: die nach Potsdam, und diese auch erst seit 1792. Die zweite Kunststraße, die nach Charlottenburg, auf Befehl des Königs gebaut, wurde in diesem Sommer (1799) fertig. Als er zum ersten Mal mit der Königin auf der neuen Chaussee durch den Thiergarten nach dem ihr lieben Charlottenburg fährt, fragt er: „Nun, Luise, hab' ich das nicht gut gemacht?"

Es lustwandelten nun noch mehr Berliner nach Charlottenburg. Zumal an Sonn- und Festtagen ergingen sich dort Alt und Jung

in dem sonst stillen Schloßgarten. Eines Sonntags Nachmittags (es war am 1. September 1799) stand die Königin mit dem König am Fenster jenes runden, mit Marmor gepflasterten Sommersaales des Schlosses, wo man einen so anmuthigen Ausblick in den Garten hat. Hier wurden sie gewahr, wie draußen eine Schar von Knaben und Mädchen lustwandelte; die Kinder waren gleichförmig gekleidet und daran als Zöglinge eines Waisenhauses kenntlich. Die Königin äußert ihr Wohlgefallen, wie sauber diese Waisenkinder aussehen. „Scheinen auch gut gezogen," bemerkt der König, „sie bleiben hübsch auf den Wegen, treten nicht auf den Rasen." Er schickt einen Diener hinaus, um zu fragen, aus welcher Anstalt die Kinder sind. Die Antwort lautet: „Aus dem großen Friedrichs-Waisenhaus." Als der König das hört, läßt er ihrem Lehrer sagen: sobald er die Kinder überall im Garten umher geführt habe, solle er mit ihnen in den Orangerie-Saal kommen. Hier in dem mittlern, auf Säulen ruhenden Salon, der bei Hoffesten als Speise- und Tanzsaal diente, läßt Luise unterdessen ein Abendbrod auftischen. Sie selber heißt dann als Landesmutter die Waisenkinder (ungefähr 70 an der Zahl) willkommen. Sie freut sich mit dem König: wie gut es ihren kleinen Gästen schmeckt. Viele andere Ausflügler aus Berlin waren den Kindern bis in den Orangerie-Garten gefolgt, aber von den Hofbedienten nicht mit in den Saal hineingelassen worden. Die Königin bemerkt die mißvergnügten Gesichter draußen: sie spricht mit dem König, und er befiehlt, den sonst freien Zutritt auch jetzt Niemandem zu wehren. „Müssen doch sehen, die Fenstergucker," sagt er zu ihr, „was Du den Kindern angerichtet. Werden's wieder, als wär's Wunder was, an die große Glocke bringen." Damit meinte er die Zeitungen, in denen er sich und sein häusliches Walten nicht gern „ausgeläutet" sah.

Wie Luise hier in Charlottenburg die Waisenkinder bewirthete, so lud sie sich ein andermal in Berlin selber bei den Cadetten zu Tische. Der König und die Königin besuchten gewöhnlich am Tage des großen Examens das Cadettenhaus in der Neuen Friedrichsstraße, welches Friedrich der Große „den Zöglingen des Mars

und der Minerva" (so steht an des Hauses Stirnwand mit lateinischen Worten) neu erbaut hatte. Die Majestäten pflegten um elf Uhr Vormittags zu erscheinen. Von einem ihrer Besuche (1802) erzählt ein Ritter des Eisernen Kreuzes, der Hauptmann Vincent von Ehrenkreutz aus seinen Cadettenjahren: Es wurden zuerst die Voltigir-Uebungen unter den Augen Ihrer Majestäten produzirt, darauf die Tanz-Uebungen von 16 Cadetten in Form einer combinirten Quadrille ausgeführt und daran die Fecht-Uebungen gereiht. Sodann wurde das ganze Cadettencorps in neuen Uniformen in Linie aufgestellt. Der König nahm die Parade ab. Danach wurde exerzirt, manövrirt, die Wache vorgezogen, welche mit Musik und Trommelschlag aufzog, und zuletzt die Parole ausgegeben, während die Andern abmarschirten, die Gewehre und Patrontaschen ablegten und in den Speisesaal schritten. Hier hatte ich damals meinen Platz auf dem äußersten Flügel des Tisches, neben dem Unteroffizier. Es gab (wie immer an solchen Tagen) eine Schüssel mehr, auch Wein bei Tische. Ihre Majestäten erschienen ebenfalls im Speisesaal und blieben in nächster Nähe von meinem Platze stehen, sich da des Königs Bildniß besehend. Plötzlich wandte sich die holdselige Königin zu mir mit den Worten: „Lieber Cadett, wollen Sie mir wohl erlauben, daß ich von Ihrer Kost etwas versuche?" Ich sprang von meinem Sitze auf, und während ein Offizier ein reines Couvert für die Königin holte, fragte sie mich nach Namen, Heimath und wie lange ich schon Cadett sei. Dann setzte sie sich auf meinen Platz, nahm ihren Teller und erbat sich von dem Unteroffizier eine kleine Portion von den als Gemüse aufgetragenen Erbsen mit Pökelfleisch. Sie lud auch den König ein; er dankte für seine Person, wünschte ihr aber guten Appetit. Die Königin aß etwas von den Erbsen und ein Stückchen Pökelfleisch; danach stand sie auf, dankte mir freundlich und ging mit dem König weiter.

Die dritte längere Reise, welche Luise mit dem Könige machte, ging (im Sommer 1800) wieder nach Schlesien, wo Volk und Land ihr auf jener Huldigungs-Fahrt besonders lieb geworden waren. Von Warmbrunn, dem „alten schlesischen Bethesda im

Hirschberger Thalkessel," aus besuchte sie mit dem König den Kynast und das sagenumklungene alte Bergschloß, welches einst den feindlichen Hussiten und Schweden standhaft trotzte, um dann seine festen Mauern unter dem einschlagenden Blitzstrahl in Trümmer sinken zu sehen. Tags darauf (18. August 1800) bestiegen sie mit der Familie des Grafen von Schaffgotsch die Schneekoppe. Rübezahl, der gefürchtete Alte vom Berge, schien ihnen hold: bei heiterem Wetter ging es von der Schlingelbaude an zu Pferde und die letzte Strecke zu Fuße hinauf zum Gipfel des Riesengebirges. Kein Wolken- noch Nebelschleier verhing ihnen oben auf der Koppe die weite Aussicht. Bis Breslau und Prag hin lagen Schlesiens und Böhmens Berge, Thäler und Ebenen mit ihren bethürmten Städten und Dörfern wie eine Landkarte im klaren Lichte ausgebreitet. Stumm stand Luise beim ersten Blick auf diese „gottvolle Natur" neben dem König. Noch lange nachher sprach sie davon als von einem der herrlichsten Momente ihres Lebens: „es sei ihr da gewesen, wie wenn sie, erhoben über der Erde, ihrem Schöpfer näher gestanden." — Von Warmbrunn fuhren die Majestäten über Buchwald und Landshut nach Waldenburg und weiter nach dem Fürstenstein, wo der Schloßherr Graf von Hochberg ihnen zu Ehren ein ritterliches Spiel (Ringelstechen) zugerüstet hatte. In mittelalterlicher Rittertracht harrte dort, wo vor Zeiten eine Veste Vorstinburg gestanden haben soll, eine Schar des hohen schlesischen Adels mit Bannerherren, Kampfrichtern, geharnischten Reisigen, bereit zum Turnier. Nach dem Stechen in der besonders dazu gebauten Bahn vertheilte die Königin die Ritterdanke, Ketten und Bänder mit goldenen und silbernen Schaumünzen, sie den Siegern im Turnier mit eigener Hand umhängend. Abends strahlte das fünf Stock hohe Schloß ein festliches Licht aus: jedes seiner vielen Fenster blickte wie ein feuriges Auge auf das romantische Thal nieder. — Den Beschluß dieser zweiten schlesischen Reise der Königin machte der Besuch des Lagers von Lissa, wo ein ganzes Armee-Corps manövrirte, so zur Zufriedenheit seines Kriegsherrn, daß er den Truppen das übliche Revue-Geld doppelt auszahlen ließ. Aus jenem Lager von Lissa

ging die Rückfahrt der Majestäten am 1. September nach Charlottenburg, wo sie am 2. Abends eintrafen.

Von den andern längern Reisen der Königin erstreckte die, welche sie am 26. Mai 1802, nach den bei Berlin abgehaltenen Frühlings-Revuen, mit dem Könige antrat, sich bis nach Memel. Dorthin kam der Kaiser Alexander I. von Rußland zum Besuche und verweilte die ganze Revuezeit über bei dem Königs-Paare (vom 10. Juni bis zum 16. Juni). Es war das erste Mal, daß der Kaiser und König einander sahen. Auf dem Feste, welches die Kaufmannschaft in Memel zu Ehren der Majestäten gab, eröffnete Alexander I. mit Luise den Ball. Zum Andenken erbat es sich die Bürgerschaft von Memel, die Straße, wo der Kaiser gewohnt, fortan die Kaiserstraße, und die, in welcher die Königin gewohnt, Luisenstraße nennen zu dürfen.

Im Juni 1803 folgte die Königin dem König wieder nach Franken zur Heerschau. Aus den Tagen jener zweiten fränkischen Reise erzählt Karl Heinrich Ritter von Lang, damals Kriegs- und Domänenrath zu Ansbach, in seinen Memoiren: „Der König traf am 7. Juni mit der Königin (von dem preußisch gewordenen Erfurt her) in Ansbach ein, in ziemlicher Mißstimmung gegen den Minister von Hardenberg, von dem ihm die Haugwitzianer glauben machten: er benehme sich in Ansbach wie ein verschwenderischer Nabob, hätte auf des Königs Kosten das Schloß sich zu einem Feenpalaste hergerichtet, auf welchem für die Frau Ministerin hängende Gärten in die Lüfte gezaubert wären. Da sich nun der König persönlich von diesen boshaften Lügen und von den zu seiner Verwunderung bescheidenen häuslichen Einrichtungen des Ministers überzeugte, der seinem Hange zur Großmuth und Gastfreiheit durch Zubuße seiner eigenen Renten von dreißigtausend Gulden jährlich Genüge leistete, so war er wie ganz umgewandelt und eilte, dem Minister zur Schadloshaltung das eben heimgefallene Leutersheimer Rittergut Altenmuhr, von zwölftausend Gulden Jahresertrag, zu schenken. Auf alle Fälle trug wohl auchdie anwesende Königin das Ihrige mit bei, um dem Minister wieder auf das Gnadenpferd zu helfen. Das war nun freilich eine Frau, die wie

ein ganz überirdisches Wesen vor einem schwebte, in einer englischen Gestalt und von honigsüßer Beredsamkeit, mit der sie Allen die Strahlen ihrer Holdseligkeit zuwarf, so daß jeder auch in einem zauberischen Traume glauben mußte, dieses lebendige, regsame Feenbild sei in ihn verliebt, und er dürfe nun auch in sie verliebt sein. Auch mich sprach sie, eine Zauberin, wenn ich jemals eine gesehen. Sie hatte früher schon dem Könige Stücke aus meiner Baireuther Geschichte vorgelesen und mir schmeichelhafte Briefe darüber geschrieben." —

Auf einer Harzreise im Frühjahre 1805 zeigte sich das „Brockengespenst" der Königin nicht so günstig, wie der Rübezahl des Riesengebirges in jenem Sommer 1800. Sie begleitete den König nach Körbelitz bei Magdeburg zur Revue. Von da fuhren sie zusammen über Quedlinburg nach Wernigerode, um am 30. Mai durch das Ilsethal hinauf zum Brocken zu steigen. Schon auf der Fußwanderung zu den Wasserfällen der Ilse von einem Gewitterregen überrascht, doch dadurch nicht zur Umkehr bestimmt, fanden sie nach dem beschwerlichen Wege den Gipfel des „Blocksberges" von Nebel und Schnee verdunkelt, ohne andere Aussicht als die aus feucht-kalten Wolken in das Frostwetter hinein. Der Brocken hatte, wie die Harzbewohner zu sagen pflegen, seinen Hut aufgesetzt; er nahm ihn auch vor der aufgehenden Sonne nicht ab. — Anmuthiger verlief die Weiterreise durch Thüringen und Franken nach Alexandersbad am Fuße des Fichtelgebirges. Hier trank der König vom 14. Juni an drei Wochen lang den Egerbrunnen, während die Königin das Bad gebrauchte. Als sie Beide zum ersten Male die Luxburg besuchten, den etwa eine halbe Stunde von Alexandersbad entfernten Berg mit seinen wild umher liegenden Granitmassen und Felsengrotten, da wurden sie durch unsichtbare Chöre mit Musik begrüßt. Weiterhin auf dem grünen Platze in der Nähe der Ruine hatten sich Sänger und Sängerinnen mit Spielleuten aufgepflanzt; sie empfingen die ankommenden Majestäten mit einem von Jean Paul auf Anregung des Ministers Hardenberg gedichteten Wechselgesang von Oreaden und Najaden:

Seid gegrüßt, Erhabene, den Geistern der Berge und Ströme!
Die Ruine blüht vor Euch;
Blumen opfert das Gebirg;
Der Berg wird zum Throne durch Ihn,
Der Thron ein Olympos durch Sie!

Oreaden.

Deinem Adler gebührt die Höh'!
Unser Vater verlieh ihn Dir,
Mit Klauen voll Frühlingsgewitter,
Um die Fluren zu segnen,
Um die Feinde zu treffen.

Najaden.

Wir bewohnen bloß vier kleine Flüsse,*)
Nur das Meer gebar die schönste Göttin.
Zum Meere eilen die Flüsse,
Zur Schönheit ziehen die Herzen.
Doch auch die Welle schafft die Göttin, und ihr Demant
Faßt das göttliche Bild.
Uns're vier schönen Ströme spiegeln Anadyomene
Als vier Schwestern zurück.

Eine Oreade.

Ich besiege die Nymphen der Berge und Flüsse.
Ich sende aus der Tiefe, statt Goldes, die Heilquelle ins Thal,
Und die Erhabenen weilen am längsten bei ihr.

Die Najade der Saale.

Ich besiege Dich; ich begleite sie am längsten in ihr Reich.
Dann eilt meine Götterschwester mir vom Riesengebirg**) entgegen,
Und umarmend tragen wir des deutschen Königs Schiff' ins deutsche Meer.

---

*) Die vier auf dem Fichtelgebirge entspringenden Flüsse: die Saale, die Eger, die Nabe und der Main.

**) Die auf dem Riesengebirge, in der Herrschaft Kynast entspringende Elbe, in welche die thüringische Saale fällt.

Chor der Oreaden und Najaden.

Wir sind alle gleich,
Denn sie sind bei uns!
Ueberschauet die Welt,
Große, die Ihr beschützet!

Seitdem heißt die Luxburg, der Königin Luise zu Ehren, die Luisenburg. —

Die Zeiträume, welche zwischen ihren Reisen lagen, verlebte die Königin mehr in stiller Häuslichkeit, als in dem Glanze und dem Geräusche des Hofes. Die meiste Zeit des Jahres verweilte sie mit ihrem Gemahl, ihren Kindern und einem kleinen Gefolge abwechselnd in Potsdam, Paretz und Charlottenburg. Und nicht allein ihr Herz fühlte sich hier zufrieden, auch ihr Geist reifte in der ländlichen Muße.

Die Kindheit Luisens war in die Blüthezeit der deutschen Poesie gefallen. Zunächst von Herder fühlte sie sich mächtig angezogen. Seine zerstreuten Blätter, seine Briefe zur Bildung der Humanität, seine Terpsichore, seine Adrastea waren ihre Gesellschafter auf ihren Reisen. In spätern Jahren neigte ihr Gemüth sich mehr zu Goethe. Auch mit den hohen idealischen Gestalten Schillers sympathisirte sie. Seine Geschichte der Niederlande, seine Geschichte des dreißigjährigen Krieges las die Königin mit eingehender Aufmerksamkeit, eben so Gibbons Geschichte des Verfalls des römischen Reichs. Die Geschichte des Alterthums und die Geschichte Englands beschäftigten sie viel. Aber in die deutsche Geschichte vertiefte sie sich erst nach dem unglücklichen Kriege, sich an den Helden der vaterländischen Vorzeit aufrichtend. Die alten griechischen Tragiker lernte die Königin durch Uebersetzungen kennen, eben so Shakespeare: auf den Schwingen seiner wunderbaren Poesie erhob sie sich zu geistigen Höhen, auf denen ihr das hehrste Geheimniß der Dichtkunst klar zu werden schien. Und Alles, was sie las und hörte, fruchtete ihr: denn durch die eigenthümliche Art, wie sie Schrift und Rede in sich aufnahm, verwandelte sie Alles gleichsam in ihren Geist. — Eine für die Belesenheit der Königin bezeichnende Anekdote erzählt Charlotte von Schiller (des

Dichters Gattin) aus dem Frühjahre 1801. Ihr Schwager von Wolzogen hatte damals den Herzog von Weimar nach Berlin zum Carneval begleitet. Hier befragte ihn die Königin über den Roman seiner Frau: „Agnes von Lilien." (Der erste Theil, ohne Namen der Verfasserin in Schillers Horen gedruckt, wurde anfänglich für ein Werk Goethes gehalten.) Wolzogen gestand: er habe nur den ersten Theil gelesen. Darauf schenkte ihm die Königin ein in Maroquin gebundenes Exemplar des damals berühmten Buches mit der von ihr hinein geschriebenen Widmung: „Dem Gemahl der liebenswürdigen Verfasserin zu ewigem Schimpf und Schande." — Seitdem, sagt Charlotte von Schiller, war die Agnes in diesem Zirkel sehr en vogue; sogar die alte Oberhofmeisterin hat alle Buchläden durchsuchen lassen nach der Agnes. —

Als Jean Paul zum ersten Male Berlin besuchte (im Frühjahre 1800) übersandte er der Königin den damals erscheinenden ersten Band seines Meisterwerkes „Titan" mit der Widmung unter der Ueberschrift: „Traum der Wahrheit." Gleich am nächsten Tage schrieb Luise (Sanssouci, den 29. Mai 1800):

„Ich habe Ihren Titan erhalten und daraus mit Vergnügen ersehen, daß Sie noch immer fortfahren, Ihre Zeitgenossen mit Wahrheiten zu unterhalten, die in dem Gewande romantischer Dichtkunst, mit welchem Sie sie zu bekleiden wissen, ihre Wirkung gewiß nicht verfehlen werden. Ihr Zweck, die Menschheit vor mancher trüben Wolke zu befreien, ist zu schön, als daß Sie ihn nicht erreichen sollten, und es wird mir daher auch eine Freude sein, Sie während Ihres Hierseins zu sehen und Ihnen zu zeigen, wie sehr ich bin Ihre wohlaffectionirte

Luise."

Bald darauf konnte Jean Paul seinem Freunde Otto in Bayreuth freudig berichten: „Die herrliche Königin lud mich brieflich nach Sanssouci ein, ich aß bei ihr, sie zeigte mir Alles um dasselbe. Der Ton an der Hoftafel war leicht und gut." — Nach Halberstadt an Gleim schrieb er (14. Juni): „Ich sah die gekrönte Aphrodite, ich war an der heiligen Stelle, wo der große Geist des Erbauers sich und Europa beherrscht hatte. Ge-

heiligt und gerührt stand ich in diesem Tempel des aufgeflogenen Adlers."

Im Oktober kam Jean Paul wieder von Weimar nach Berlin. Er verlobte sich da mit Karoline, einer der „drei herrlichen Töchterlein" des Geheimen Ober-Tribunal-Raths Maier. Am 12. Januar 1801 schreibt er nach Weimar an Herders Gattin: „Die Königin gab mir den ersten ehelichen Hausrath — ein silbernes Thee- und Kaffee-Service. Ich wollte, ich könnte ihr daraus einschenken. Im Frühling bezieh' ich erst mein Hochzeithaus; ich weiß aber nicht, in welcher Stadt es gebaut ist. Hier (in Berlin) bleib' ich nicht. Der Ton hier übertrifft an Unbefangenheit noch den Weimarischen. Der Adel vermengt sich hier mit dem Bürger, nicht wie Fett mit Wasser, auf welchem dieses immer oben schwimmt und äugelt, sondern sie sind innig vereinigt, wie diese durch Laugensalz, woraus Seife entsteht. Gelehrte, Juden, Offiziere, Geheimräthe, Edelleute, kurz Alles, was sich an andern Orten (Weimar ausgenommen) die Hälse bricht, fället einander um diese und lebt wenigstens freundlich an Thee- und Eßtischen."

Weniger als Luise und die Damen des Hofes, vornehmlich Frau von Berg, war Friedrich Wilhelm III. eingenommen für die genialen Werke des damals hochgefeierten deutschen Humoristen. Dem König war die Schreibart Jean Pauls „doch ein Bischen gar zu kraus." *)

Zum 25jährigen Geburtstage Luisens, am 10. März 1801, hat Jean Paul der Königin seinen Glückwunsch in nachstehender Zuschrift dargebracht:

---

*) Auch König Friedrich Wilhelm IV. bezeichnete in dem ihm vorgelesenen Manuscript dieser Biographie dem Vorleser L. Schneider in der oben (S. 6) auszugsweise mitgetheilten Widmung des „Titan" einige doch besser nicht zu wiederholende überschwängliche Stellen, namentlich diese: „Amor und Amorinnen und kleine Genien flogen ihnen spielend nach, und unsere Nachtigallen flatterten ihnen aus dem Mai entgegen." Ferner diese Stelle: „Die Genien und Amorinnen verwandelten sich in ihre Kinder und flogen ihnen in die Mutterarme." — „Die Kinder," sagte Friedrich Wilhelm IV. dabei, „sind nunmehr doch wohl zu erwachsen für kleine Genien."

„Verzeichniß Derer, welche heute der schönen und edlen Königin Glück zu Ihrem Geburtstage wünschen werden:

Erstlich: Alle. — Zweitens: die Guten. — Drittens: die Künstler, welche, durch Raphael an die Unsterblichkeit der Schönheit gewöhnt, sie auch dieser wünschen müssen. — Viertens: die Unglücklichen. So viele Getröstete, so viele Beglückte, denen Sie die Thränen nahm, werden sie heute wieder vergießen; aber auch nur für Sie, nicht vor Ihr, und nur aus Liebe und Freude, weil sie für ein Leben danken und beten, das so warm und freundlich in manches Trübe leuchtet. — Fünftens: die Glücklichsten, nämlich Ihre Geliebtesten: Ihr Gemahl, Ihre Kinder, Ihre Schwestern und Ihr Bruder; — aber was die nächsten Herzen dem nächsten gerührt und selig sagen, bleibt heilig verhüllet. — Auch der Verfasser des Verzeichnisses gehört in das Verzeichniß und steht schon in der zuerst genannten Klasse; aber die Wünsche seiner Seele sind so warm und aufrichtig, als gehörte er in die dritte und vierte.

Jean Paul Fr. Richter."

Schiller war den Majestäten auf ihren Wunsch schon in Weimar vorgestellt worden, als sie dort der Aufführung von Wallensteins Tod beiwohnten (2. Juli 1799). Sie hatten in Berlin noch keine der Wallenstein-Vorstellungen besucht, weil sie das Trauerspiel zuerst in Weimar sehen wollten. „Die Königin ist sehr graziös und von dem verbindlichsten Betragen," schrieb der Dichter damals an seinen Freund Christoph Gottfried Körner. Als Schiller selbst im Frühjahre 1804 nach Berlin kam, sah ihn die Königin bei sich (13. Mai), machte auch ihre ältesten Söhne, den Kronprinzen und den Prinzen Wilhelm, mit dem Dichter bekannt. „Es ist dort (in Berlin) eine große persönliche Freiheit," schrieb Schiller nach seiner Heimkehr an Körner, „und eine Ungezwungenheit im bürgerlichen Leben. Musik und Theater bieten mancherlei Genüsse dar, obgleich beide bei Weitem das nicht leisten, was sie kosten. Auch kann ich in Berlin eher Aussichten für meine Kinder finden und mich vielleicht, wenn ich erst dort

bin, noch auf manche Art verbessern. — Auch meine beiden Jungen waren mit, und Carl hat mit dem Kronprinzen Freundschaft geschlossen.“ — Ein Jahr nachher, ebenfalls im Mai, meldete die Berlinische Zeitung unter ihren Vermischten Nachrichten, daß in Weimar „der berühmte Dichter Herr v. Schiller plötzlich gestorben sei.“ Der König ließ zum Besten der Erben Schillers die Braut von Messina aufführen und vermehrte die reiche Einnahme durch hundert Friedrichsd'or aus seiner Schatulle. Dr. Hufeland, der königliche Leibarzt, schrieb nach Weimar an die Wittwe des Dichters: „Wie viel haben wir, wie viel haben Sie verloren! Wie verwaiset kommt mir der bessere Theil der Menschheit vor. Ein guter Genius ist von ihr gewichen. — Die Königin, die unbeschreiblich von diesem Verlust gerührt war, hat mir ausdrücklich aufgetragen, Ihnen ihre innigste Theilnahme zu bezeugen, und wie sehr sie wünsche, etwas zu Ihrer Tröstung und Aufheiterung beitragen zu können. Hatte nicht der Verewigte den Plan, einen seiner Söhne dem Kriegsdienste zu widmen? Wäre dies, so würde sich jetzt die beste Gelegenheit dazu darbieten, und ich würde Sie bitten, mir nur ein Wort darüber zu schreiben.“ — Zehn Jahre nachher (im Juni 1815) hat Charlotte von Schiller in Weimar den ältesten Sohn Luisens wiedergesehen. „Ich habe den Kronprinzen von Preußen sehr lieb gewonnen,“ schreibt sie über ihn an Knebel. „So ein durchaus gutes und liebenswürdiges Wesen. Er hat ganz die Züge seiner schönen Mutter, der unvergeßlichen Königin Luise, nur werden die seinen natürlich männlicher. Er hat sich mit rechter Artigkeit der früheren Bekanntschaft meiner Söhne erinnert. Es ist mir recht vom Herzen gegangen, als ich ihm meinen Segen gab zum Abschied.“

So hat Schillers Wittwe das Andenken der auch ihr unvergeßlichen Königin noch in deren Sohne gesegnet. — Aber nicht allein die Heroen deutscher Poesie, auch ein armer geringer Naturdichter wie Gottlieb Hiller weiß von der Huld der Königin zu erzählen. Hiller, anfänglich Lohnfuhrmann, dann Strohflechter und Ziegelstreicher, kam im Herbst 1803 nach Berlin. Prinz Louis Ferdinand von Preußen hatte ihn von Magdeburg aus

mit einem Empfehlungsschreiben und Reisegeld ausgerüstet. „Am 23. Oktober (so erzählt Hiller in der Selbstbiographie vor seinen Gedichten) ward ich früh um 9 Uhr zur Gräfin von Voß bestellt, welche mir befahl, um 11 Uhr wieder im königlichen Schlosse zu erscheinen. Nach der mir vom Vater Gleim gegebenen Regel war ich mit der Minute da. Ihro Excellenz die Frau Gräfin von Voß erschien um halb 12 Uhr, mich den königlichen Majestäten vorzustellen; ich war nicht besonders angekleidet, sondern ging wie gewöhnlich im langen Rock und in Stiefeln. Als ich in das Zimmer trat, kam Ihro Majestät die Königin mir zuerst entgegen; ich weiß aber heute noch nicht, ob ich oder die Königin die erste Verbeugung machte. Ihro Majestät redete mich zuerst an und freute sich, mich kennen zu lernen, indem sie viel Gutes von mir gehört und gelesen hätte." — Als Hiller den Majestäten eines seiner Gedichte vorgetragen hatte, fragte der König: „Haben Sie dies Alles von selbst gelernt?" — „Ich denke es, da ich nicht auf Schulen gewesen bin." — Der König erwiederte: „Das ist auch besser, wenn man die Talente von der Natur erhält, als wenn man sie erst durch Kunst erzwingen muß." Die Königin fragte: „Wollen Sie uns nicht Ihre Geschichte erzählen?" Sie hörten ihm wohl eine Viertelstunde lang zu, erkundigten sich dann nach seinem Lebensplan, und die Königin fand es klug gedacht, daß er nur nebenher dichte, da er als Gelehrter doch nicht existiren könne. Auch der Kronprinz und sein Erzieher Delbrück waren zugegen. „Nun mußte ich (erzählt Hiller weiter) noch verschiedene meiner Gedichte rezitiren, welche den Majestäten dem Namen und Inhalte nach schon bekannt waren. Der König neigte mir seine Zufriedenheit zu und entfernte sich. Nach verschiedenen kleinen Fragen dankte mir auch die Königin Majestät mit einem herzlichen Segenswunsche, welcher so fließend war, als wenn ein Prediger zum neuen Jahr gratulirt. Ihro Excellenz die Gräfin von Voß begleitete mich wieder zum Zimmer hinaus, nachdem die Unterredung drei Viertelstunden gedauert hatte. Gleich den Tag nachher bekam ich vom General-Major Köckeritz zehn Stück Friedrichsd'or ausgezahlt. Die Königin hatte die besondere Gnade,

mir ein paar Ringe zukommen zu lassen, damit ich mich einmal an meinem Ehrentage ihrer erinnern könnte. Ich schloß die Ringe in einen einfachen Brief und schrieb folgenden Vers auf das Couvert:

Dieses Siegel bleibe fest verschlossen,
Nicht des Freundes, nicht der Mutter Hand
Löse seines Inhalts hohes Pfand,
Bis noch tausend Tage sind verflossen.
Jedem Auge bleib' es dicht verborgen,
Bis nach einem Kampf mit Licht und Nacht
Mich an meines Lebens schönstem Morgen
Eine reine Hand noch glücklich macht."

Die Königin ehrte also nicht nur die vornehmen Geister im idealen Reiche der Poesie; auch der schlichte Naturdichter, dessen Musenborn zwischen Strohflechten und Lehmstreichen sprang, sonnte sich in ihrer Huld. Dies Paar Trauringe, das sie an Hiller schenkt, paßt es nicht ganz zu ihrer Ehrenkette für Goethes Mutter, zu ihrem Hochzeitgeschenk an Jean Paul? Als „die Königin der Anmuth und der Sitten" feiert sie ein Sonett von A. W. Schlegel, ihr am 10. März 1803 zu ihrem 27jährigen Geburtstage durch Friederike Unzelmann überreicht. Ihr Name klingt in vielen Dichtungen jener Zeit, auch in jetzt verschollenen. Schlegel und Kotzebue, wie weit und literarisch verfehdet sie sonst auseinander gehen, in der Verehrung der Königin stimmen sie doch zusammen. In Kotzebues damals Furore machendem Singspiel „Fanchon" mit der Musik des Berliner Kapellmeisters Himmel tritt ein Abbé auf, ein Dutzend Gedichte zu Namenstagen in der Tasche. Er sagt in seinem Liede:

Auf alle Tag' im Jahr'
Halt' ich die Verse bereit —
Wird Alles gedankenlos spendirt
An jene wie an diese.
Doch wenn das Herz den Reim dictirt,
Steht im Kalender Luise.

Diese Anspielung erregte im Theater einen Jubel, wie er nur da ausbricht, wo der Sänger den Zuhörern aus der Seele singt.

Viele Denkzeilen der Königin deuten auf ihre Kenntniß der bedeutendsten Geister ihrer Zeit. Zur Erinnerung an jene schönen Stunden im Riesengebirge, wo sie auf dem Landeshuter Kamm mit Friedrich dem Großen ausrief: „Es giebt nur ein Schlesien!" hat sie die Worte aus Jean Pauls Unsichtbarer Loge vermerkt: „Vier Priester stehen im weiten Dom der Natur und beten an Gottes Altären, den Bergen — der eisgraue Winter mit dem schneeweißen Chorhemd — der sammelnde Herbst mit Ernten unter dem Arm, die er Gott auf den Altar legt, und die der Mensch nehmen darf — der feurige Jüngling, der Sommer, der bis Nachts arbeitet, um zu opfern — und endlich der kindliche Frühling mit seinem weißen Kirchenschmuck von Blüthen, der wie ein Kind Blumen und Blumenkelche um den erhabenen Geist herumlegt und an dessen Gebeten Alles mitbetet, was ihn beten hört."

Dabei hatte die Königin eigentlich (so schreibt Frau von Berg) nicht viel Muße zum Lesen, weil auch bei einer einfachen Lebensweise ihre Zeit durch ihre mannigfaltigen Pflichten und Sorgen als Königin, Gattin und Mutter in Anspruch genommen wurde. Aber von dem, was sie las, war kein bedeutendes Wort für sie verloren. Von flacher Vielwisserei hielt sie nichts: es war ihrem Geiste nicht entgangen, wie das Wissen der Frauen, wohlgeordnet und nur auf Ein Ziel gerichtet, der Veredelung und Verschönerung ihres Charakters allein dienen müsse. Innerlich zuwider war ihr daher eine gewisse Schein- und Modebildung der Frauen, welche damals so überhand nahm, daß sie zu wirklicher Verbildung ausartete, so wie die daraus erwachsende Schöngeisterei, in welcher die weibliche Eitelkeit nur einen neuen Zweig zu treiben schien. Was Goethe im Tasso die Prinzessin sagen läßt, das bezeichnet wohl, wie die Königin über die Bildung der Frauen dachte:

Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen,
Daß ich verstehen kann, wie sie es meinen:
Es sei ein Urtheil über einen Mann
Der alten Zeit und seiner Thaten Werth;
Es sei von einer Wissenschaft die Rede,
Die, durch Erfahrung weiter ausgebreitet,

Dem Menschen nutzt, indem sie ihn erhebt. —
Wohin sich das Gespräch der Edlen lenkt,
Ich folge gern, denn mir wird leicht zu folgen.
Ich höre gern dem Streit der Klugen zu,
Wenn um die Kräfte, die des Menschen Brust
So freundlich und so fürchterlich bewegen,
Mit Grazie die Redner-Lippe spielt;
Gern, wenn die fürstliche Begier des Ruhms,
Des ausgebreiteten Besitzes Stoff
Dem Denken wird, und wenn die feine Klugheit,
Von einem klugen Manne zart entwickelt,
Statt uns zu hintergehen, uns belehrt.

Luise las nicht nur, sie schrieb auch gern, schrieb mit schwungvoller Feder Tagebuchblätter, Aufsätze und vorzüglich Briefe. Geist und Gemüth adelten alle Briefe, in welchen sie sich offen aussprechen durfte. Die Musik war ihr lieb, am liebsten die auf den Ton innerer Wahrheit gestimmte, worin, wie sie sich ausdrückte, der Componist sein Herz auszuschütten schien. Nicht so kehlfertig wie ihre älteste Schwester, die Herzogin Charlotte von Hildburghausen, doch mit eben so inniger, seelenvoller Stimme sang sie besonders vaterländische Lieder, ihre frohe Häuslichkeit durch die Musik, diese recht eigentliche Kunst des Gemüthes verschönernd.

Aber wie bald sollten die heitern Tage ihres Lebensglückes sich trüben! In Frankreich hatte Napoleon Bonaparte die Revolution mit eiserner Sohle zu Boden getreten; aber nur, um ihren blutigen Nacken als Emporstufe zum Kaiserthrone zu benutzen und ihre Schreckensherrschaft auf der Spitze seiner Bajonette ins Ausland zu tragen. Sein Kriegsgericht ersetzte dem einstmaligen Jakobiner Bonaparte das Revolutions-Tribunal. Gegen alles Völkerrecht, wie die Menschenräuber brechen seine Gensdarmen in der Nacht zum 15. März 1804 in Ettenheim ein: von dem neutralen badischen Gebiete hinweg schleppen sie den gewaltsam entführten Herzog von Enghien über Straßburg ohne Rast nach Paris in das Schloß Vincennes. Dort stellen sie ihn vor das von Bonaparte befohlene formlose Kriegsgericht, gönnen ihm weder Ruhe noch Bedenkzeit, noch Vertheidiger, sprechen Nachts

2 Uhr ein sogenanntes Todesurtheil über ihn und vollstrecken es früh 4 Uhr bei Fackelschein mit Pulver und Blei im Schloßgraben, ehe es Tag wird, ehe die aufgehende Frühlingssonne den abermaligen Mord an dem französischen Königshause bescheint. Ein Schrei des Zornes ging durch das gesittete Europa. Aber so tief war Deutschland schon heruntergekommen, daß sein Reichstag sich von Rußland vergebens mahnen ließ, sich des gebrochenen Völkerrechtes anzunehmen. Bonaparte schärfte diese Unthat, durch die er seinen Feinden „einen heilsamen Schrecken einjagen wollte," noch durch den Hohn seiner Antwort an die russische Regierung: „Zu was denn sie sich um die Verletzung des deutschen Gebietes kümmere? Die deutschen Staaten selbst verhielten sich ja ganz ruhig dabei."

Und jene mörderischen Flintenschüsse auf den Herzog von Enghien, den Enkel des großen Condé, waren kaum verhallt, da verkündeten hundert und ein Kanonendonner, daß die Republik das Kaiserreich zur Welt gebracht hatte. Bonaparte besteigt als Napoleon den Thron, er krönt sich selbst zum König von Italien, stiftet den Rheinbund, und aus den Trümmern des tausendjährigen Reiches deutscher Nation erbaut sich der neue Caesar sein Protektorat über West- und Süddeutschland. Seine unersättliche Herrschsucht kannte bald kein anderes Maß mehr, als die Länge seines Degens. Zu keiner Zeit und in keinem gesitteten Reiche war je so wenig Freiheit, als unter jenem „Robespierre zu Pferde," wie Frau von Staël-Holstein ihn nannte. Sein Reichsanzeiger, der Moniteur, war der gebieterische, von ihm selber gestellte Weiser für die öffentliche Meinung: alle Uhren seiner Zeit sollten danach gehen. Wehe jeder Zeitung, die eine Neuigkeit abdruckte, ohne daß diese zuvor vom Moniteur verkündet war, oder die eine Neuigkeit im andern Sinne deutete, als der Moniteur, dies Sprachrohr der bonapartistischen Gedanken. Wehe jeder Feder, die den Muth einer andern Meinung hatte. Frau von Staël wurde erst aus Paris, danach aus Frankreich verbannt. Ein deutscher Buchhändler, jener hingemordete Palm in Nürnberg, wurde von französischen Gensdarmen aus seinem Hause gerissen, von Nürnberg nach Ansbach, von Ansbach nach Braunau geschleppt

und dort, auf deutschem Grund und Boden, vor ein französisches Kriegsgericht gestellt, blos weil er eine anonyme, (einem Ansbacher Yelin zugeschriebene) Flugschrift: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung," ihm von einer andern Buchhandlung zugesandt, weiter befördert hatte. Vergebens betheuerte Palm, und er starb mit dieser Aussage: diese Schrift sei ihm nach Buchhändler-Brauch in verschlossenen Packeten zugekommen und eben so von ihm weiter geschickt worden. Er habe den Inhalt gar nicht gekannt. Vergebens beweist seine Frau in einer Eingabe an den französischen Gesandten in München und in einer zweiten an den Marschall Berthier, daß außer jenem Packete auch nicht ein einziges Exemplar der Flugschrift von Palms Handlung verkauft worden. Am 26. August 1806 halb elf Uhr Mittags kommen sie zu ihm in den Kerker: Palm im Bewußtsein seiner Unschuld erwartet, sie würden ihm seine Freisprechung verkünden. Aber es ist sein Todesurtheil, das sie ihm vorlesen: in drei Stunden soll es vollstreckt werden. Vergebens dringen deutsche Frauen und Kinder aus Braunau zu dem General St. Hilaire, flehen ihn fußfällig um Aufschub. Achselzuckend sagt der General: „Der Kaiser allein hat die Macht, Gnade zu üben. Doch der ist nicht da, ist in Paris, und auf seinen Befehl ist das Todesurtheil gesprochen; auf seinen Befehl muß es ungesäumt vollstreckt werden." — Und um zwei Uhr Nachmittags fällt Palm unter den französischen Kugeln. Ein so abscheulicher Justizmord, daß sogar ein französischer Offizier, Beisitzer jenes Blutgerichts bei der Rückkehr in sein Quartier seinen Degen zerbricht und es verschwört, sich je wieder zum Werkzeug solcher Unthat zu machen. Nur Norddeutschland, Berlin an der Spitze, erkühnte sich, für Palms Familie zu sammeln. Süddeutschland, das damals dem Protektor des Rheinbundes unterthänige, durfte sich nicht rühren.*)

*) Die auf Befehl Napoleons III. veröffentlichte Correspondenz seines Oheims, in welcher — nach dem Ausdrucke der mit ihrer Herausgabe betrauten Commission — das Geheimniß der innersten Gedanken Napoleons I. aufgedeckt wird, enthält auch dessen urkundliche Entscheidung gegen Palm und andere deutsche Buchhändler. Der

Ein in Süddeutschland eingebürgerter Geschichtschreiber, der freimüthige Friedrich Christoph Schlosser, der die Napoleonszeit mit durchlebt hat, sagt: „In dieser Zeit ward, noch ehe Preußen (im Kriege 1806) besiegt war, die Herrschaft Napoleons über ganz

---

Marschall Berthier war es, der seinem Kaiser anzeigte: die jüngst in Deutschland erschienenen „Schmähschriften" gegen Napoleon seien von den Buchhändlern Kupfer von Wien, Eurich von Linz und Stein von Nürnberg aus verbreitet worden. (Palm, der Schwiegersohn des Buchhändlers Stein in Nürnberg, war Inhaber der dortigen Steinschen Buchhandlung.) Auf jene Angabe Berthiers befiehlt Napoleon I. von Saint-Cloud am 5. August 1806 seinem Minister des Auswärtigen Talleyrand: eine sehr scharfe Note an Metternich, den damaligen österreichischen Gesandten in Paris, zu richten und darin zu fordern, daß die Verfasser und Verbreiter dieser Schriften verhaftet und zur abschreckenden Strafe gezogen würden. Er (Napoleon) selber schreibt am nämlichen Tage an Berthier: „Mein Vetter, ich setze voraus, daß Sie die Buchhändler von Augsburg und Nürnberg haben festnehmen lassen. Es ist mein Wille, daß sie vor ein Kriegsgericht gestellt und binnen 24 Stunden erschossen werden." — Palm glaubte in Nürnberg sich sicher als Bürger der vormaligen freien Reichsstadt und im Bewußtsein seiner Unschuld. Arglos ging er in die Falle, die ihm die geheime französische Polizei gestellt hatte. Eine eherne Statue des hingemordeten deutschen Mannes steht seit 1866 als ernstes Memento auf dem Promenaden-Platze in Braunau. Palms Haus in Nürnberg ist durch eine Gedenktafel kenntlich, ihm durch König Ludwig I. von Bayern geweiht. — Kaum neun Jahre nach Palms Tode sollte Berthier schrecklich in Franken enden. Als am 1. Juni 1815 die Russen mit klingendem Spiel in Bamberg einrücken, steht Berthier dort im Schlosse auf dem Balkon des dritten Stockes, durch ein Fernglas ihrem Einmarsche zusehend. Dabei thut er plötzlich einen tödtlichen Sturz vom Balkon auf das Steinpflaster hinunter. Die Einen sagen: er habe sich mit dem Perspectiv zu weit vor gebeugt und das Gleichgewicht verloren. Die Andern: er habe sich, schon geisteszerrüttet, aus Furcht vor den Kosacken hinab gestürzt. Bonapartische Federn haben nachher die Lüge ausgespritzt: er sei hinterrücks durch drei vermummte Männer, drei Mitverschworene einer geheimen Gesellschaft, vom Balkon hinunter geworfen worden. Im

Deutschland, so weit es nicht preußisch war, befestigt. — Ueber das ganze Reich waren Franzosen zerstreut: sie drückten den von seinen Vorgesetzten despotisirten deutschen Unterthan, benahmen sich brutal gegen jeden Beamten und insolent gegen die sich vor jedem Franzosen tief beugenden Fürsten und ihre Höflinge. — Davoust, Soult und Berthier, Männer, die der Schreckensherrschaft ihre Größe oder besser ihren Rang verdankten, verfuhren in Schwaben und Franken mit den Deutschen, wie in der Schreckenszeit mit den Franzosen verfahren ward." So Schlosser, der, wie viel er auch sonst an dem damaligen Preußen auszusetzen findet, doch Luise stets in der historischen Majestät einer „edlen, patriotischen Königin und wahrhaft deutschen Frau" darstellt.

Mit maßlosem Uebermuth verfuhren die französischen Generale und Beamten sogar während des Friedens in Deutschland. In Westfalen ließ ein französischer General einen Reisewagen, der ihm gefiel, ohne Weiteres wegnehmen und den Besitzer fragen, was er kosten solle. Der Besitzer war aber zufällig ein deutscher Mann von altem Schrot und Korn — war der Freiherr von und zum Stein, damals Oberpräsident in Westfalen. Seine Antwort war: „der Wagen koste weiter nichts als vier Kugeln." Auf diese Entgegnung hat Stein seinen Wagen sofort wieder erhalten.

Napoleon, schon Herr in Süddeutschland, wollte es nun auch in Norddeutschland werden. Preußen, diese von Friedrich dem Großen hoch aufgerichtete Heeressäule, sollte nun gleichfalls gestürzt werden, sollte das erniedrigte übrige Deutschland nicht länger überragen.

Frankenlande aber erzählte sich das Volk in seiner Herzenseinfalt: der blutige Schatten Palms sei unversehens oben neben dem Spießgesellen des Bonaparte gestanden, und im Zurückschaudern vor dem sei der französische Marschall vom Balkon gefallen, sich das Genick brechend.

Fünftes Kapitel.

Die Glückswende im Leben der Königin.

In den ersten Oktobertagen des Jahres 1805 ging Napoleon mit einem Gewaltschritt gegen Preußen vor, mit einer Verletzung des neutralen Bodens der brandenburgischen Fürstenthümer in Franken, mit dem Durchzuge französischer Truppen durch das preußische Gebiet im Ansbachschen. Ein schmaler Streifen lag da seinen Plänen im Kriege gegen Oesterreich im Wege. Anstatt nun den vom Völkerrecht gebotenen Umweg um dies neutrale preußische Land zu machen, muß der von Hannover heranziehende Bernadotte mit seinen französischen Truppen ohne Weiteres durch Ansbach marschiren, um den Oesterreichern in den Rücken zu fallen. Am 3. Oktober rückt das französische Heer über Sickershausen ins Ansbachsche ein, die dagegen protestirenden preußischen Husaren-Offiziere mit ihren an den Grenzen stehenden Detachements zurückdrängend. „Man werde vorwärts gehen," erklärt der französische General Kellermann, „auch wenn auf sie geschossen würde." Denn — so meinte Napoleon, allem Rechte Hohn sprechend — der Sieg, den er haben müsse, und den er sich nicht durch falsche Bedenklichkeiten dürfe entgehen lassen, werde seine beste Rechtfertigung sein für diesen Bruch des Völkerrechtes. Und Dank seiner willkürlichen Verletzung der Neutralität Preußens, die kein rechtlicher Sinn vermuthet hatte, konnte Napoleon seinen Soldaten schon in seiner Proklamation aus Pfaffenhofen (13. Oktober 1805) zurufen: „Das feindliche Kriegsheer, getäuscht durch unsere Schwenkungen und raschen Bewegungen, ist vollständig umgangen. — Die Schanzen, die es mit ungeheuern Kosten längs

der Iller gebaut hat, uns an den Pässen des Schwarzwaldes vermuthend, sind nun für sie unnütz; denn wir kommen durch die bayerischen Ebenen.“ Vier Tage nachher schreibt er aus der Abtei Elchingen (zwischen Günzburg und Ulm) frohlockend an Talleyrand: „Mein Plan ist vollführt worden, wie ich ihn entworfen hatte. Ich habe den Feind vollständig getäuscht — seine Dispositionen waren fortwährend verfehlt, und meine Absichten hat er nie errathen.“

Die unerforschliche Sphinx zu spielen war freilich für seine Falschheit keine allzu schwere Aufgabe. Denn (so berichtet Hardenberg in seinen von Ranke herausgegebenen Memoiren) um durch den kürzeren Weg die bei Ulm stehende österreichische Armee auf eine ihr ganz unerwartete Art zu umgehen, ließ Napoleon bis auf den letzten Augenblick versichern, daß man die Neutralität des königlich preußischen Gebiets in Franken respektiren werde, und damit vor der Zeit kein Zweifel darüber entstehen, und die Oesterreicher sich ganz sicher glauben möchten, wurde kein Anmuthen in Berlin, keine Requisition selbst bei den Behörden der Provinz vorher gemacht, geschweige die Einwilligung des Königs verlangt und erwartet. Man setzte alle Achtung, alle Rücksicht gegen einen Staat aus den Augen, mit dem man in einer freundschaftlichen Unterhandlung stand. Man nahm in einer neutralen, befreundeten Provinz alle Bedürfnisse ohne Bezahlung gegen Quittung, von denen, wie 1796 und 1800, nie Bezahlung zu erwarten war.

Die Stafette mit der ersten Meldung von dem erzwungenen Durchmarsch der Franzosen durch Ansbach traf den König am 6. Oktober auf Schloß Sanssouci, wo er eben mit der Königin residirte. Gegenüber diesem Einbruch in sein Gebiet betrachtete er das bisher fest von ihm aufrecht erhaltene Neutralitäts-System als gebrochen. Sofort, ohne vorher den Rath eines seiner Minister gehört zu haben, war er entschlossen, nun auch den Russen zu ihrer Vereinigung mit den Oesterreichern den Durchmarsch durch Schlesien zu gestatten, den er ihnen bisher standhaft abgeschlagen, zu dessen etwa nöthiger Abwehr sowie zur Behauptung seiner neutralen Stellung er seine Armee auf den Kriegsfuß gesetzt hatte.

Er befahl dem Minister Hardenberg, mit dem Herzog von Braunschweig, dem Feldmarschall von Möllendorf und dem General und Staatsminister Grafen von der Schulenburg in Berlin die erforlichen Schritte zu berathen und ihm am nächsten Tage (7. Oktober) das gemeinsame Gutachten zu schicken. Dies lautete dahin: es sei schon an und für sich für einen großen Staat unmöglich, solche Beleidigung der Souveränetät ungeahndet zu lassen; in Rücksicht auf Frankreich insbesondere aber würde dies die schlimmsten Folgen haben, da dessen Bedrückungs-System gegen Staaten, die sich dergleichen gefallen ließen, bekannt sei. Preußen, wenn es sich demselben nicht widersetze, würde desto größere Gefahr laufen, je mehr Erfolge Frankreich dadurch hätte, daß Preußen unthätig bliebe. Die Neutralität Seiner Königlichen Majestät bestehe schon in diesem Augenblicke nicht mehr, da sie von Frankreich gewaltsam gebrochen worden. Der Krieg mit Frankreich sei höchst wahrscheinlich nicht lange mehr zu vermeiden; nur eine sehr feste Sprache und feste Maßregeln könnten vielleicht den Kaiser Napoleon noch vermögen, daß er, um in diesem Augenblick nicht auch die ganze preußische Macht auf sich zu laden, billigen Vorschlägen zum allgemeinen Frieden Gehör gebe. Dies Gutachten in der Hand, bestimmte der König, daß morgen (7. Oktober) ein Staatsrath bei ihm gehalten werden sollte. In dieser Sitzung kam die vorläufige Entscheidung Seiner Majestät zum festen Beschlusse: „der französischen Gesandtschaft in Berlin wird erklärt, der König empfinde die Verletzung seiner Neutralität mit gerechter Indignation, betrachte jede diesseitig gegen Frankreich übernommene Verbindlichkeit als aufgehoben und sehe sich genöthigt, da eitle Versprechungen keine Beruhigung weiter gewähren, seine Armee die Stellungen nehmen zu lassen, welche allein der Monarchie Sicherheit verschaffen können."

Diese Tage, in denen (so heißt es in jenem Gutachten) schon das Gerücht von den Vorfällen in Franken die Aeußerungen höchster Entrüstung in militärischen sowie in bürgerlichen Kreisen hervorbrachte, diese bewegten Tage gestalteten sich auch für die Königin zu einem Wendepunkte in ihrem Leben. Es war natürlich, schreibt Frau von Berg, daß Napoleons gewaltherrische

Willkür gegen ein Land, dem der König die Segnungen des Friedens zu erhalten bestrebt war, auch das Gemüth der Königin tief erschütterte. „Du hast aus meinem stillen Frieden mich heraus geschreckt," hätte sie mit des Dichters Worten zu Napoleon sagen können. Sie fühlte sich ebenso, wie ihr Gemahl, in tiefster Seele verletzt. Um solche Beleidigung ruhig hinzunehmen, hätte Luise nicht ein so treues Herz, nicht ein so warmes Gefühl haben müssen für Preußens Unabhängigkeit und Ehre, die zugleich des Königs, ihre und ihrer Familie eigene Ehre war. Eine Wolke schwerer Besorgnisse fing an, die heitere Stimmung ihres reinen Gemüthes zu trüben. Schon jetzt schien sie ein dunkles Vorgefühl von Napoleons Absichten zu haben, wie sie in der Folge klar und klarer zu Tage getreten sind. Sein Wille sollte der alleinherrschende auf dem Festlande sein, und brechen sollte, was sich ihm nicht beugen, was ihm und seinem auf eine Weltmonarchie angelegten Kaiserreiche noch unabhängig gegenüber stand.

Neun Tage nach dem Eintreffen jener Stafette von Ansbach her wurde der Geburtstag des Kronprinzen von Preußen in dem stillen Paretz gefeiert. Der Erstgeborene Luisens wurde am 15. Oktober 1805 zehn Jahre alt. Er empfing als Festgeschenk Hut und Degen aus des Vaters Hand und erschien zum ersten Male in Uniform vor der Königin. Da äußerte sich die tiefe Bewegung ihres Gemüthes in den Worten: „Ich hoffe, mein Sohn, daß an dem Tage, wo Du Gebrauch machst von diesem Rocke, Dein einziger Gedanke der sein wird, Deine unglücklichen Brüder zu rächen."

Zehn Tage nach des Kronprinzen Geburtsfest kam der Kaiser Alexander von Rußland auf der Reise zu seiner Armee nach Berlin. Eine Stunde nach seiner Ankunft (25. Oktober 1805) fuhr er mit dem König und der Königin nach Potsdam, die drei Majestäten zusammen in einem Wagen. Am 27. Oktober kam Alexander wieder nach Berlin, mit ihm der königliche Hof. Nach der Tafel fuhren Alle ins Opernhaus zur Vorstellung der Armida von Gluck. Beim Eintritt der beiden Monarchen jubelte ihnen das ganze Publikum entgegen, zum Verdrusse des französischen Gesandten.

Der Kaiser warnte Friedrich Wilhelm III. und Luise vor der Gefahr, in welche Preußen sich durch seine neutrale Stellung stürze. Das Gewicht seiner Gründe verstärkte sich noch durch die Gegenwart des Erzherzogs Anton von Oesterreich. Dieser traf mit einem Briefe seines Bruders, des Kaisers Franz, fünf Tage später als Alexander in Berlin ein: er warb gleichzeitig mit dem russischen Kaiser um Preußens Beitritt zu dem Kriege gegen Frankreich.

Wie schon damals ächt deutsche Herzen auf Preußen als den letzten Hort Deutschlands blickten, dafür spricht ein Brief von Friedrich Perthes, dem in der Folge von den Franzosen geächteten deutschen Patrioten. „Was müssen wir erleben, (so schrieb Perthes in jenen Tagen an Johannes von Müller, den preußischen Historiographen) welche Schmach, welche Verhöhnung, welche Herabwürdigung steht Deutschland, steht den Völkern und der Welt bevor, und doch, welche Momente bietet die Vorsehung den Menschen dar, die Macht haben! Preußen kann Oesterreichs Retter werden, und es muß es werden bei Gefahr des eigenen Verderbens. Hebt Preußen Deutschlands Panier auf, so schließen Alle sich an und geben jetzt gerne ihre geliebte Unabhängigkeit theilweise hin, um nur endlich der Gefahr der Nation ins Auge zu sehen und nicht Knechte eines Volkes zu werden, welches sich als Verstandesmaschine von der Faust des Einen gebrauchen läßt, der Alles in der Welt gleich niedrig zu machen strebt."

Aber in den höchsten Kreisen zu Berlin standen zwei Parteien gegen einander. Die eine, die sogenannte Kriegspartei, drang darauf, daß Preußen die Sache Deutschlands zu der seinigen mache, daß es das Schwert ziehe gegen Frankreich. Diese Partei hatte den größten Anhang im Heere: an ihrer Spitze standen die Prinzen, vor Allen Prinz Louis Ferdinand, ferner der Fürst von Hohenlohe, die Generäle Blücher, Rüchel, Phull und Schmettau, die Minister Stein und Hardenberg. Dagegen die andere Partei, die sogenannte neutrale, im Grunde aber franzosenfreundliche, sah das Heil Preußens nur in enger Anschmiegung an den mächtigen Napoleon. Als die rührigsten Triebfedern dieser Partei galten

der Geheime Cabinetsrath Lombard und der von ihm beeinflußte Cabinets-Minister von Haugwitz. Lombard war, wie Gentz in seinem Tagebuche bemerkt, weit mehr Minister, als Graf Haugwitz selber. Dieser schritt zu keiner wichtigen Maßregel ohne jenen; mehr als einmal hörte Gentz, wie Lombard seinen Bruder Peter, den Günstling und Privatsekretair des Ministers, beauftragte: „Sage doch dem Grafen Haugwitz, ich hätte ihm diesen Abend etwas mitzutheilen," oder: „Vergiß nicht, daß Graf Haugwitz morgen früh zu mir kommt." — Auch Hardenberg in seinen Memoiren kennzeichnet Lombard als „den Cabinetsrath, der den politischen Premier-Minister spielte." — Der Sohn eines Perrückenmachers von der französischen Kolonie in Berlin und als fähiger Kopf auf ihre Kosten ausgebildet, war Lombard unter Friedrich Wilhelm II. im königlichen Cabinet angestellt und von Friedrich Wilhelm III. für die französische Correspondenz beibehalten worden; man sagt, auf Fürsprache eines angesehenen Predigers der französischen Gemeinde, des Ober-Consistorialraths Erman, des Verfassers der „Mémoires pour servir à l'histoire de Sophie Charlotte, Reine de Prusse." Als der Kammergerichtsrath Beyme 1800 erster Cabinetsrath wurde, rückte der ihm befreundete Lombard zum zweiten Cabinetsrath auf. Seiner Fertigkeit in der französischen Conversation, seinem Savoir-faire verdankte Lombard es wohl, daß er 1803 von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dem Grafen Haugwitz als Chargé d'affaires nach Brüssel gesandt wurde, um den ersten Consul auf seiner Reise nach dem Rhein und den Niederlanden zu bekomplimentiren. Wie er sich damals von Bonaparte bethören ließ, hat Lombard selbst gegen Gentz ausgesprochen: „Es ist wahr, ich ließ mich einen kurzen Augenblick von dem Ungeheuer, das jetzt die Erde verwüstet, düpiren. Als ich ihn im Jahre 1803 in Brüssel sah, wußte er mich äußerst geschickt zu fassen, allein weniger durch seine insinuirende Schmeichelei, als vielmehr dadurch, daß es ihm gelang, mir den Glauben an den Adel und die Größe seines Charakters und seine friedfertige Stimmung einzuflößen, und vor Allem durch die Scheinfreundlichkeit, mit der er über Preußens

Angelegenheiten sprach, sowie durch seine erheuchelte Zuneigung zu diesem Reich." Bei seiner Rückkehr aus Brüssel hieß es in Berlin, Lombard habe von dem ersten Consul ein reiches Douceur angenommen. „Man nannte die Summe: (schreibt Garlieb Merkel) 6000 Napoleonsd'or." Indeß Napoleonsd'or waren damals noch gar nicht gemünzt; es ist also auf solche Sagen nichts zu geben. Dagegen ein gültigeres Zeugniß gegen Lombard liefert jene von den Ministern Stein und Schrötter, sowie den Generalen Rüchel und Phull ausgegangene Denkschrift, welche die Leiter der franzosenfreundlichen Politik schildert, und die Stein am 10. Mai 1806 in die Hand der Königin Luise legte, um sie sicher an den König zu bringen.

„Der Geheime Cabinetsrath Lombard (schreibt Stein) ist physisch und moralisch gelähmt und abgestumpft, seine Kenntnisse schränken sich auf französische Schöngeisterei ein; die ernsthaften Wissenschaften, die die Aufmerksamkeit des Staatsmannes und des Gelehrten an sich ziehen, haben diesen frivolen Menschen nie beschäftigt. Seine frühzeitige Theilnahme an den Orgien der Rietzschen Familie, seine frühe Bekanntschaft mit den Ränken dieser Menschen haben sein moralisches Gefühl erstickt und an dessen Stelle eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen das Gute und Böse gesetzt. In den unreinen und schwachen Händen eines französischen Dichterlings von niederer Herkunft, eines Roués, der mit der moralischen Verderbtheit eine gänzliche physische Lähmung und Hinfälligkeit verbindet, der seine Zeit in dem Umgang leerer Menschen mit Spiel und Polissonnerien vergeudet, ist die Leitung der diplomatischen Verhältnisse dieses Staates in einer Periode, die in der neueren Staatengeschichte nicht ihres Gleichen findet."

Ein frivoler Mensch verspottete Lombard sogar seines Vaters Andenken mit den Worten: „feu mon père de poudreuse mémoire." Und in Steins Lebensgeschichte von G. H. Pertz wird gesagt: Lombard habe dem französischen Gesandten Leforest in Berlin Mittheilungen über alle Cabinets-Berathungen gemacht, ihm sogar die Abstimmungen der Minister bezeichnet und sei dafür

von jenem zu einer öffentlichen Ehrenbezeigung empfohlen worden. Auch Hardenberg erzählt in seinen Memoiren: wie ihm am 9. Oktober (1805) die pseudonyme Mittheilung zugegangen, daß Lombard nach dem Eintreffen der Nachricht von dem Einmarsch der Franzosen ins Ansbachische des Abends spät die französische Gesandtschaft besucht und da eine lange heimliche Unterredung mit Duroc gehabt habe. „Aber" (fügt Hardenberg hinzu) „Lombard war fein genug gewesen, mich selbst zu benachrichtigen, daß er bei den französischen Geschäftsträgern gewesen sei: er stellte es als einen unschuldigen Besuch dar, der stattgefunden habe, ehe er von dem Einmarsch unterrichtet gewesen sei. Ich lasse es dahingestellt, ob dieses begründet war, zweifle aber daran; denn es ist gar nicht glaublich, daß er eine Nachricht, die früh vor Mittag angekommen war und sich sehr schnell allenthalben verbreitete, am späten Abend nicht gewußt haben sollte. Von dem, was er mit der französischen Gesandtschaft gesprochen hatte, erfuhr ich nichts." Diese Zeugnisse gegen den Berliner Franzosen, lassen sie seine nachherige Verhaftung in Stettin auf Befehl der Königin nicht begreiflich erscheinen? War Lombard auch kein erweislicher Verräther, so war er doch jedenfalls besessen von der verhängnißschweren Meinung: „Preußen müsse seine Schicksale an die Schicksale Frankreichs binden." Seine vertrauten Berichte an die französische Gesandtschaft sollen zu den unlautern Quellen gehören, aus denen Napoleon seine nachherigen — nur ihn selber beschimpfenden — Schmähungen gegen die Königin geschöpft hat.

Auch Massenbach, der hinterher so dreist über den „Verfall des preußischen Staates" orakelte, hat erst im Einklange mit Lombard geschrieben: „Ich glaubte, mit dem mächtigen Mann der Seine vereint müßten wir nach Größe streben." — Als ob die unersättliche Herrschsucht Napoleons einen steigenden Nebenbuhler in Europa neben sich geduldet hätte. Und als ob da eine wahre Größe des Vaterlandes denkbar wäre, wo dieses die Säule seines Bestandes nicht in sich selber sucht, sondern sich auf die Krücken fremdländischer Unterstützung lehnen will! Der welthistorische Krückstock Friedrichs hatte Preußen groß gemacht, es hoch auf-

gerichtet. Dagegen die Krücke Napoleons, welche jene französische Partei in ihrer Verblendung der Schöpfung Friedrichs unterzuschieben, entdeutscht genug war, sie wurde die Gebrechlichkeit Preußens, wurde die Grube seines Falles, wurde die (zum Glück nur vorübergehende) Leichensäule seines Ruhmes. —

Der König hatte bei aller Friedensliebe zu viel Rechts- und Ehrgefühl, um über jene Verletzung der Neutralität Preußens durch Napoleon nicht empört zu sein. Er ließ dem französischen Gesandten in Berlin durch Hardenberg eine scharfe Note übergeben: er wisse nicht, ob er sich mehr über die Gewaltthätigkeiten in Franken oder über die unbegreiflichen Gründe wundern solle, mit denen man jene zu rechtfertigen suche. Er sehe sich nunmehr frei von allen früher übernommenen Verpflichtungen. Mündlich erklärte der Minister Hardenberg dem französischen Gesandten Laforest: „Der König von Preußen ist kein König von Neapel, und wenn er das ertrüge, jeder ehrliebende Mann in Preußen würde ihn an die Würde seiner Stellung mahnen.“

Gneisenau schrieb um jene Zeit auf dem Marsche in einem Briefe an seine Frau: „Die Königin ist nun sehr für den Krieg gestimmt. Sie hat dem französischen Gesandten erklärt: der König würde sich selbst an die Spitze der Armee stellen, und die Nation Gut und Leben wagen, um ihre Unabhängigkeit zu behaupten.“

Während der Anwesenheit des Kaisers Alexander und des Erzherzogs Anton kam es am 3. November 1805 Abends zum Abschlusse eines Vertrages mit Rußland und Oesterreich: Preußen sollte als vermittelnde Macht einen Unterhändler mit bestimmten Friedens-Vorschlägen in Napoleons Hauptquartier senden; wenn dieser nicht auf die Vorschläge einginge, so sollten 180,000 Preußen ins Feld rücken. — Nach dieser mit Handschlag und Umarmung bekräftigten Uebereinkunft bestimmte der Kaiser Alexander seine Abreise von Potsdam auf den 5. November. Den Abend vorher, bei Tische, äußerte er im Gespräch mit der königlichen Familie: wie gern er die Gruft Friedrichs gesehen hätte; er bedauere, von Potsdam zu scheiden, ohne den Manen des großen Königs seine

Ehrfurcht bezeigt zu haben. „Dazu ist es noch Zeit,“ gab der König zur Antwort und zugleich den Befehl, die Garnisonkirche zu erleuchten. Dort unter der Kanzel ruht Friedrich II. im zinnernen Sarge; eben dort im marmornen Friedrich Wilhelm I., der strenge königliche Vater, von dem der große Sohn schrieb: „Wenn es wahr ist, daß man den Schatten des Eichbaums der Kraft der Eichel verdankt, aus welcher er erwuchs, so wird alle Welt eingestehen, daß man in dem arbeitsamen Leben dieses Fürsten und in seinen weisen Anordnungen die Quelle des Glückes suchen muß, dessen das Königshaus sich noch jetzt erfreut.“

Nach elf Uhr erhoben Alexander, Friedrich Wilhelm und Luise sich von der Abendtafel, um sich auf kurze Zeit in ihre Gemächer zurückzuziehen. Der Kaiser machte sich reisefertig. Um halb ein Uhr begiebt er sich mit dem König und der Königin in die Garnisonkirche und hier in die von Wachskerzen erhellte Gruft. Alexander neigt seine Lippen auf Friedrichs Sarg, küßt ihn, reicht über dem Sarge Friedrich Wilhelm die Hand und schwört ihm ewige Freundschaft. Aus der Gruft des großen Königs stieg der Kaiser dann in den Reisewagen.

Graf Haugwitz wurde als preußischer Bevollmächtigter in das französische Hauptquartier abgesandt. Schon standen die feindlichen Heere einander gegenüber; er hätte also eilen sollen. Aber er reiste so langsam, daß er erst am 20. November Prag erreichte. Zu seiner Entschuldigung hat er angegeben: der Herzog von Braunschweig habe ihn gebeten, sich dergestalt einzurichten, daß die preußische Armee nicht vor dem 22. Dezember die Feindseligkeiten eröffnen dürfe. — Erst am 28. November hatte Haugwitz in Brünn seine erste Unterredung mit Napoleon. Sein Empfang (berichtet Haugwitz selbst) beim Kaiser war so, wie er ihn von diesem erstaunlichen Manne erwartete. Die Unterredung währte vier Stunden. Die gegenwärtigen Heere beschäftigten Napoleons ganzes Denken. Obwohl von den Anstrengungen des Tages ermüdet, ließ der Kaiser den Minister doch erst gegen Mitternacht gehen. Kaum eine Viertelstunde nachher kam Caulaincourt zu Haugwitz, um ihn im Auftrage des Kaisers zur

Weiterreise nach Wien einzuladen. „Man will sich schlagen," sagte Caulaincourt, „und der Kaiser wünscht, Sie möchten sich entschließen nach Wien zu gehen, wo sich ja auch Talleyrand (Napoleons Minister des Auswärtigen) befindet. Der Kaiser würde bedauern, einen Mann, der sich so eben neuen Anspruch auf seine Achtung erworben, solchem Wirrsal ausgesetzt zu sehen."

Napoleon selber hat im Bivouak, zwei Stunden von Brünn, am 30. November nach Wien an Talleyrand geschrieben: „Sie haben Herrn Haugwitz gesehen. Er zeigte in der Unterredung mit mir viel Feinheit, ich möchte sagen viel natürliche Fähigkeit; doch habe ich aus dem Briefe sowie aus seinen Aeußerungen die Ueberzeugung gewonnen, daß man in Berlin noch keinen festen Entschluß gefaßt hat. Verlangen Sie von ihm Erklärungen über den Einzug der combinirten Armee in Hannover. Er wird wohl antworten, diese Truppen seien in Folge der mir öfter vorgelegten Grundsätze einmarschirt; der König wolle nicht, daß der Krieg sich über den Norden verbreite, und er würde diesen Grundsätzen gemäß das russisch-schwedisch-englische Heer am Durchmarsch durch den Norden nach Holland verhindern. Morgen wird wahrscheinlich eine sehr ernsthafte Schlacht mit den Russen vor sich gehen." — Sieger in der Dreikaiserschlacht am 2. Dezember, schreibt Napoleon aus seinem Hauptquartier Austerlitz am 4. Dezember nach Wien an Talleyrand: „Der Kaiser von Deutschland hat mich um eine Zusammenkunft gebeten; ich habe sie ihm bewilligt; sie dauerte von zwei bis vier Uhr. Was ich von ihm denke, werde ich Ihnen mündlich sagen. — Kommen Sie eiligst nach Brünn. — Sagen Sie dem Herrn von Haugwitz, daß er mich in Wien erwarte. Was ich thun will, werde ich Ihnen in Brünn sagen. Uebereilen Sie nichts."

So war Haugwitz richtig dem Fingerzeige Napoleons von Brünn nach Wien gefolgt, anstatt sogleich im kaiserlichen Hauptquartiere das ihm aufgetragene Wort der Entscheidung zu sprechen, anstatt das Gewicht von Preußens Schwert in die damals noch schwankende Schale der Entscheidung zu werfen. Zwar waren die Franzosen schon siegreich in Wien eingerückt. Allein (so schrieb

Gneisenau damals) „das beispiellose Unglück der Oesterreicher hatte, anstatt den Muth unseres Heeres niederzuschlagen, solchen nur noch mehr angefeuert.“ — Im preußischen Heere hoffte man jede Stunde auf die Kriegserklärung. Und selbst ein französischer Geschichtschreiber wie Lefèbvre, sonst ein Bewunderer seines Kaisers, meint: „Ohne Zweifel hatte Preußen damals die Entscheidung des Feldzuges und das Schicksal Europas in seiner Hand. Napoleon sah sich in brennender Gefahr; wenn er nicht rasch und vollständig siegte, so hatte er 150,000 Feinde mehr zu bekämpfen, und das Schicksal seines Heeres, seine eigene Krone stand auf dem Spiele.“ Dazu kam, daß Napoleon den niederschlagenden Eindruck der Vernichtung seiner Flotte bei Trafalgar durch Nelson noch nicht verwunden hatte. Er sah, bevor ihm die Sonne von Austerlitz aufging, seinen Stern durch das stolze England verfinstert. Er hätte, ehe er Alles wieder auf die Spitze seines Degens stellte, doch wohl einen nicht schimpflichen Frieden vorgezogen.

Haugwitz hat, laut gleichzeitiger Nachrichten, am 29. November Abends Wien erreicht. Freilich in dem einige dreißig Jahre nachher herausgegebenen Fragment des mémoires inédits du Comte de Haugwitz, dieser Apologie seiner Gesandtschaftskunst, will er erst am zweiten Tage vor der Austerlitzer Schlacht (also am 30. November) zur Audienz bei Napoleon in Brünn gelangt sein. Dagegen bezeichnet sein eigener gleichzeitiger Bericht an den König den 28. November als den Tag seiner ersten Audienz in Brünn. In Wien, nach dem Donnerschlage, mit dem Napoleon den Feldzug beendigt hatte, wurde Haugwitz von Talleyrand bedeutet, daß die Russen heimwärts zögen: der Kaiser von Oesterreich sei so glücklich gewesen, eine persönliche Zusammenkunft mit dem Kaiser der Franzosen und die Bewilligung eines Waffenstillstandes zu erreichen; beide Kaiser dankten nunmehr für jede fremde Friedens-Vermittelung. Auf diese Eröffnung hätte der preußische Unterhändler mit seiner Abreise antworten können. Haugwitz beharrte in Wien, angeblich, weil Talleyrand ihm am 5. Dezember mitgetheilt: Napoleon wünsche den Grafen am 8. in Schönbrunn

zu sprechen. Der Kaiser, ebenso wie Talleyrand nichts übereilend, sprach ihn erst am 15., und Haugwitz führte sich mit einem Glückwunsche bei dem Sieger ein. Napoleons Antwort war: „Voilà un compliment dont la fortune a changé l'adresse." Hatte er doch schon in Brünn deutlich genug merken lassen, daß der Potsdamer Vertrag ihm, dem gut bedienten Kaiser, kein Geheimniß geblieben sei. Halb schmeichelnd, halb schreckend, kirrte und spornte er jetzt den Grafen zur Unterzeichnung eines entgegengesetzten Vertrages, eines Schutz- und Trutzbündnisses, das nach Napoleons Versicherung die Freundschaft zwischen Frankreich und Preußen auf ewige Zeiten befestigen würde. Preußen sollte an Bayern die Markgrafschaft Ansbach, an Frankreich Cleve mit der Festung Wesel und Neuchâtel geben und dafür Hannover nehmen. Den Inhalt dieses eigenmächtig abgeschlossenen Vertrages dem König mitzutheilen, behielt sich Haugwitz für seine Ankunft in Berlin vor: denn das Ergebniß seiner Unterredung mit Napoleon sei von solcher Wichtigkeit, daß er es weder der Feder noch einem andern Organ anvertrauen könne.

Graf Haugwitz, dieser süßliche kleine Mann mit dem gleißenden Lächeln und dem geschmeidigen Wesen, dem jener feste Knochenbau des innern Menschen, welchen man Charakter nennt, von Natur zu fehlen schien — dieser „Lombardische Minister," wie ihn spöttische Berliner hießen, war allerdings dem persönlichen Zauber Napoleons durchaus nicht gewachsen. Denn so einnehmend konnte der eiserne Eroberer, wenn er wollte, sogar gegen erbitterte Feinde sein, daß selbst ein fester altpreußischer Patriot wie Graf Alexander Dohna sich nach einer Audienz bei Napoleon (Ende März 1807) zu Hippel geäußert hat: „Der Kerl ist ein Tyrann, versteht es aber, so liebenswürdig zu sein, daß man fast aufhören könnte, ihn zu hassen."

Napoleon hatte schon seinen Preßburger Frieden mit Oesterreich gemacht, als Haugwitz wieder in Berlin eintraf (25. December 1805). Als Schild, der seine Eigenmächtigkeit decken sollte, trug er einen Brief Napoleons an den König. Es stand darin unter andern Treuherzigkeiten zu lesen: „Ich habe den Herrn Grafen

von Haugwitz gesehen, habe lange Zeit mit ihm gesprochen von meinen Empfindungen (mes sentiments), von meinen Plänen und von meinen Absichten. Er hat in meinem Herzen gelesen, er hat es ganz aufgeschlossen gesehen." — Ein schreiender Widerspruch gegen dieses sentimentale Schreiben Napoleons war aber der grimmige Ausruf, der ihm bei der ersten Kunde von dem Potsdamer Vertrag entfahren war: „Der König von Preußen soll mir das entgelten!" Auch der damalige französische Gesandte bei den Ständen des niedersächsischen Kreises in Hamburg, Fauvelet von Bourrienne, Bonapartes Schulfreund von der Kriegsschule in Brienne her und vertraut mit dessen korsischer Natur, prophezeite: „Napoleon, der jetzt noch nachtrage, was er als fünfzehnjähriger Knabe für Beleidigung angesehen, werde gewiß dem König von Preußen den November 1805 nimmermehr vergessen."

Für den König und die Königin war der vom Grafen von Haugwitz aus Schönbrunn mitgebrachte Vertrag eine widerwärtige Ueberraschung. Denn wie gern auch Friedrich Wilhelm III. mit Frankreich in Frieden geblieben wäre, er dachte doch zu rechtlich, und sein Herz hing zu sehr an den treuen Provinzen, die er gegen Hannover umtauschen sollte, als daß seinem Gefühle der von Haugwitz gewagte Schritt hätte entsprechen können. „Desto mehr (schreibt Hardenberg in seinen eigenhändigen Memoiren) „freuten sich aber beide Cabinetsräthe (Beyme und Lombard). Beyme empfing den Grafen in Gegenwart meiner und mehrerer Personen mit den größten Lobsprüchen über sein Benehmen, als ob er der Retter der Monarchie und ihrer Ehre gewesen wäre. Von Anfang an äußerte der Graf ohne irgend eine Aufforderung: man müsse den Vertrag nicht nach dem Buchstaben, wie er vorliege, nehmen. Seine Absicht sei schon in Wien gewesen, daß der König ihn mit Modificationen ratificiren solle, die die übereingekommenen Punkte eventuell machten; er sei ganz in Napoleons Geist eingedrungen sei überzeugt, daß dieser sich die Modificationen, die er, der Graf, im Sinne habe, gefallen lasse, und auf diese Weise werde sich alles mit dem Gefühl des Königs für Rechtlichkeit und mit seiner Anhänglichkeit an alte treue Unterthanen vereinigen lassen."

So sehr hatte Haugwitz sich von Napoleon blenden lassen, daß er, aller politischen Sehkraft beraubt, dessen Absicht gar nicht merkte, Preußen durch das ihm aufgedrungene Hannover mit England in Krieg zu verwickeln und es zugleich mit den andern bisher befreundeten Mächten zu entzweien. — Der König berief einen Staatsrath: darin wurde unter seinem Vorsitze beschlossen, jenen Schönbrunner Vertrag nur mit bestimmten Einschränkungen anzunehmen, namentlich unter dem Vorbehalte, daß England der Abtretung von Hannover zustimme. Haugwitz trug den abgeänderten Vertrag, dessen Annahme durch Napoleon er für gewiß hielt, nach Paris, wo er am 2. Februar 1806 ankam. Er fühlte nunmehr den ganzen Uebermuth des Siegers. Napoleon spielte als angeblich verkannter Freund den Entrüsteten. Ehe er den Grafen Haugwitz empfing, ließ er ihm durch Talleyrand erklären: der Vertrag von Schönbrunn könne, weil er nicht in der bestimmten Frist ratificirt worden, nun nicht mehr als bestehend angesehen werden. Napoleon entwarf einen neuen Vertrag mit viel ungünstigern Bedingungen. Preußen hatte nur noch die Wahl zwischen Annahme oder Krieg. Aber es war im Vertrauen auf Napoleons zugesicherte Freundschaft schon in der Abrüstung begriffen, seine Regimenter waren schon auf dem Rückmarsche nach ihren Standquartieren, während Napoleons Heer noch schlagfertig stand, auf dem Sprunge gegen Preußen. An Haugwitz hat der König geschrieben (26. Februar 1806): die Beweggründe zur Annahme dieses zweiten Vertrages verstärkten sich durch die veränderte militärische Stellung, in welche er durch die Täuschung eines ihm beigebrachten Zutrauens gerathen sei. Er selber hatte Bedenken getragen, seine mobilgemachten Truppen wieder auf den Friedensfuß zu setzen; da stellte man ihm vor: die Kriegsbereitschaft koste täglich hunderttausend Thaler, und es sei ja nach den Versicherungen des Grafen Haugwitz kein Zweifel, daß der modificirte Vertrag von Napoleon angenommen werde. Wozu also diese jetzt nicht mehr nothwendigen Kosten? So willigte der König, wenn auch ungern, aus finanziellen Rücksichten in die Abrüstung, die sich hinterher als eine vorzeitige herausstellte und

Preußen in die dringende Gefahr brachte, seine demobilisirten, zerstreuten Truppen von der Kriegsmacht des Gegners überrannt zu sehen. Nach dem Abschlusse des zweiten Vertrages hat Friedrich Wilhelm III. an Napoleon geschrieben: er (der König) bringe damit schwere Opfer, finde aber eine Beruhigung darin, das unglückliche Deutschland von einer zweifachen Truppenlast entbürdet zu sehen.

In den ersten Märztagen 1806 kam das seit vorigem Herbste mobile Dragoner-Regiment Ansbach-Bayreuth durch Berlin, auf dem Rückmarsche aus seinen Cantonnirungs-Quartieren in Thüringen. Es erhielt hier vom König den Ehrennamen „Regiment Königin Dragoner.“ Dies Reiter-Regiment, während des nordischen Krieges vom König Friedrich Wilhelm I. errichtet (1. Juni 1717), hat in der Hohenfriedberger Schlacht an der Spitze der preußischen Cavallerie jenen kühnen Angriff gethan, von welchem Friedrich der Große sagt, daß er verdiene, mit goldenen Buchstaben in die preußischen Annalen geschrieben zu werden. Nach dem siebenjährigen Kriege setzte der König dies Regiment auf die Liste der bevorzugten Truppentheile, denen er für ihre Bravour das Recht verlieh, ihre Wünsche und Gesuche unmittelbar an Seine Majestät gelangen zu lassen, während die andern durch ihre Inspecteure berichten mußten. Auf Grund dieses Vorrechtes bat der Chef des Regiments am 4. März bei der großen Parade in Berlin, wo es sich die Zufriedenheit seines Kriegsherrn erwarb, mit den Stabsoffizieren den König um die Erlaubniß, daß das Dragoner-Regiment, das bisher den Namen des im Januar verstorbenen Markgrafen von Ansbach-Bayreuth führte, sich nach der Königin nennen dürfe. Der König genehmigte dies sogleich mündlich und bestätigte es Tags darauf (5. März) nunmehr schriftlich durch eine Cabinets-Ordre an den General der Cavallerie, Grafen von Kalckreuth, worin Seine Majestät dem Regimente den Namen „Regiment Königin Dragoner“ beilegte: „überzeugt, daß dieses brave Regiment auch unter diesem Namen nicht nur seinen alten Ruhm behaupten, sondern sich auch denselben zu einem neuen Antriebe werde gereichen lassen, sich wie bisher auch ferner vortheilhaft auszuzeichnen.“

In Folge dessen wurde der Königin der monatliche Rapport sowie die Rang- und Quartierliste ihres Regiments eingereicht. Auf die erste Zusendung ließ sie an den General Grafen von Kalckreuth zu Pasewalk das folgende Schreiben aus Berlin, den 16. März 1806, ergehen:

„Mein Herr General!

Ich bin Ihnen sehr verbunden, daß Sie Mir mit Ihrem gefälligen Schreiben vom 7. d. M. den monatlichen Rapport nebst der Rang- und Quartier-Liste Meines Ihrem Befehle untergebenen Regiments zugesendet haben. Ich werde diese Listen gern ferner annehmen, und da Ich nach Ihrem mündlichen Versprechen dem baldigen Eingang des Regimentsbuches entgegensehen darf, so glaube Ich für jetzt Meine Wünsche auf dasselbe beschränken zu müssen, weil dieses Buch Mich wahrscheinlich von allen Nachrichten in Bezug auf das Regiment Kenntniß nehmen lassen wird.

Ich bin mit wahrer Achtung des Herrn Generals

wohlaffectionirte Königin

Luise."

In diesem Jahre, einem so verhängnißschweren für die preußische Monarchie, feierte Luise ihren Geburtstag nicht in Berlin, zum ersten Male nicht, seit sie als Kronprinzessin und Königin hier heimisch geworden. Der vorjährige 10. März war in die ersten Wochen der tiefen Trauer gefallen, welche der Hof um die am 25. Februar 1805 verstorbene Königin-Mutter trug. Vor ihrem diesjährigen Geburtsfeste mußte Luise eine Reihe düsterer, sorgenvoller Tage durchschreiten, bis es zum Abschlusse des zweiten Vertrages mit Napoleon kam. Dieser hatte sogleich nach seinem Austerlitzer Siege die Bedingung an den Waffenstillstand geknüpft, daß die Russen Deutschland und Galizien in Etappenmärschen räumen und nach Hause ziehen sollten. Als nun das russische Landungs-Corps, das bisher unter dem General Tolstoi in Hannover gestanden, auf seinem Rückmarsch durch die

Uckermark und Pommern kam, wollte der König das bisher an seine Befehle gewiesene Corps sehen. Er reiste am 6. März mit der Königin nach Schwedt an der Oder, begrüßte am 7. zunächst die dort über die Oder gehenden 5000 Mann Russen, fuhr am 8. weiter nach Stettin und blieb da bis zum 12. März Nachmittags, um den andern größesten Theil des russischen Corps brigadeweise zu besichtigen. Die Majestäten wohnten die vier Tage über im Landständehaus am Paradeplatze; im Schlosse residirte die Prinzessin Elisabeth (die erste Gemahlin Friedrich Wilhelms II., seit 1769 von ihm, dem damaligen Prinzen von Preußen geschieden). Am 10. März erbat sich der Ihre Majestät zum Geburtstage beglückwünschende Magistrat von Stettin die gern gegebene königliche Erlaubniß, fortan die Mühlenstraße, zu der das Landständehaus zählte, Luisenstraße zu nennen, eben so den Paradeplatz mit Friedrichs des Großen Standbild von Schadow den Königsplatz. Abends röthete die herrlich erleuchtete Stadt den Himmel mit einem weithin sichtbaren Freudenscheine. Stettin erzählte sich in jenen Tagen: bei einer reichen Festlichkeit im Börsensaale habe die Königin den kostbaren Ballstaat der Tänzerinnen bewundert und darauf vom König die Antwort erhalten: „Ja, liebe Luise, das kann wohl eine Stettiner Kaufmannsfrau, aber nicht eine einfache Soldatenfrau wie Du.“

Zwei Jahre vorher hatte die Stettiner Freimaurer-Loge zu den drei goldenen Zirkeln eine Stiftung zur Verpflegung hülfsbedürftiger weiblicher Kranken beschlossen und die Königin in einem Schreiben vom 22. März 1804 gebeten, dies milde Werk mit ihrem Namen weihen zu dürfen. Die Königin antwortete darauf am 16. April 1804 aus Potsdam: „Mit Vergnügen gebe Ich nicht nur Meine Einwilligung, daß dieser Stiftung Mein Name beigelegt werden möge, sondern übersende gern auch in den beikommenden 10 Friedrichsd'or einen Beitrag, der zu Meinem Bedauern zwar für den Endzweck sehr unbedeutend ist, den Ich aber nach anderweit auf Meine Almosengelder bestimmt schon gegebenen Anweisungen nicht erhöhen kann und der wenigstens zureichen wird, den Herren Unternehmern Meine guten Wünsche für den besten Erfolg ihrer wohlthätigen

Absicht an den Tag zu legen." — Diese wahrscheinlich erste Luisenstiftung trägt in Stettin noch heute ihre Frucht.*)

Acht Tage nach der Rückkehr der Majestäten aus Stettin hatte der Minister Hardenberg (19. März 1806) eine Unterredung mit dem König, bei der nur die Königin zugegen war. Er hatte dem König eine wichtige Depesche von dem in dessen Auftrag nach Petersburg gegangenen Herzog von Braunschweig vorzulegen, die der Kaiser Alexander wollte geheim gehalten haben. Hardenberg bat Seine Majestät, vor allen Dingen als Hauptfrage wohl zu prüfen, welches System er dem Interesse Preußens gemäß finde und sonach fest und consequent zu verfolgen entschlossen sei: einer entschiedenen Verbindung mit Frankreich oder mit Rußland. „Der König (schreibt Hardenberg selbst in seinen Memoiren) äußerte sogleich und wankte darin nicht einen Augenblick, daß er sein Verhältniß mit Napoleon als erzwungen ansehe, daß er ihm nicht trauen könne und daher fest entschlossen sei, sich an Rußland zu halten, seinen Verpflichtungen gegen Napoleon zwar treu zu bleiben und ihn nicht zu reizen, jedoch sich in Vereinigung mit dem Kaiser Alexander darauf vorzubereiten, ihm mit Nachdruck zu widerstehen, wenn er ihm Unrecht thue und seine Anmaßungen, wie wohl gewiß zu vermuthen sei, zum Nachtheile Preußens fortsetzen sollte."

Hardenberg bekannte sich aus voller Ueberzeugung zu diesem System der Rechtlichkeit und der Ehre, zugleich der Sicherheit, wenn es mit Vorsicht fest begründet und ohne Schwanken durchgeführt werde. Er bat jedoch den König, sich vorerst von allen andern Geschäften des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten zurückziehen zu dürfen; er könnte durch die geheime Betreibung der Unterhandlung mit Rußland doch nützlich werden, dagegen in den übrigen auswärtigen Angelegenheiten mit dem Grafen von Haugwitz zusammen und bei Napoleons gegen ihn (Hardenberg) bezeigten Widerwillen nur schaden. Er gedenke aufs

*) Die Königin Luise in Pommern. Von Dr. C. Blasendorff. Stettin, 1879. S. 36.

Land zu gehen: durch seine Entfernung würde dann die anzuknüpfende geheime Verbindung mit Rußland desto besser verdeckt bleiben, bis die Umstände etwa andere Maßregeln nöthig machten. Der König billigte dies, und Hardenberg erhielt den gewünschten Urlaub auf unbestimmte Zeit. Er zog sich am 21. April nach Tempelberg zurück, seinem Gute zwischen Berlin und Frankfurt a. O. in der Nähe von Fürstenwalde, während der russische Gesandte Alopäus, der in das Geheimniß eingeweihte Vertraute des Kaisers Alexander, ebenfalls von Berlin aufs Land ging, nach Friedrichsfelde, eine Meile von Berlin an der alten Tempelhofer Chaussee, nicht allzu weit von Tempelberg. So konnten die beiden Minister im Stillen mit einander unterhandeln, während sie nur die frische Landluft zu athmen schienen, froh wie der von Horaz besungene Mann: „Beatus ille qui procul negotiis“ (glücklich Jener, der entfernt vom Weltgeschäft).

Die Königin war, wie sie das selbst ausgesprochen, gegen Frankreich friedfertig gestimmt, bis sie die Unabhängigkeit und Ehre Preußens, die auch ihr Stolz war, durch Napoleons Gewaltschritte in den fränkischen Fürstenthümern des Königs so hart bedroht sah. Hatte sie doch noch kurz zuvor der französischen Kaiserin Vasen geschenkt und diese auserlesenen Kunsterzeugnisse der königlichen Porzellan-Manufaktur in Berlin mit einem sehr freundlichen Briefe begleitet. Auch Laforest, der damalige französische Gesandte in Berlin, hat am 26. Januar 1806 auf Grund einer gestrigen vertraulichen Unterredung mit Lombard, nach Paris an Talleyrand geschrieben: die Königin habe sich bis zu der Ansbacher Affaire mit der rühmlichsten Vorsicht benommen; erst die falsche patriotische Strömung, die aus jenem Vorgange entsprungen, sowie die Einflüsse der fremden Politik und ihrer ganzen Umgebung hätten sie dann mit fortgerissen. Aber diese nach französischer Ansicht „falsche“ patriotische Bewegung, brachte sie denn nicht ebenso den König wie seine Gemahlin in gerechten Zorn gegen den treulosen Uebergriff in das neutrale preußische Gebiet? „Auf König Friedrich Wilhelm III. brachten sie (die Nachrichten von dem erzwungenen Durchmarsche der Truppen

Napoleons durch Ansbach) einen Eindruck ohne Gleichen hervor," schreibt Ranke in seiner historischen Darstellung zu den Memoiren Hardenbergs. „Um den König von Zeit zu Zeit ohne Einmischung dritter Personen sprechen zu können, nahm Hardenberg die Vermittelung der Königin in Anspruch, die denn dazu gern die Hand bot. Hauptsächlich darin bestand der politische Einfluß, den Königin Luise ausübte; sie hielt sich immer in Kunde der Verhandlungen mit Rußland, überzeugt, daß diese rathsam und selbst unentbehrlich wären. Wenn der König officiell auf dem von Haugwitz gebahnten Wege zu arbeiten fortfuhr, so neigte sich die Königin zu Hardenberg, der die Fäden der geheimen Unterhandlung in seiner Hand hielt. Noch aber (im Frühjahre 1806) hatte diese nicht zu völligem Einverständniß geführt; denn an der preußischen Politik, wie sie in Folge der letzten Verträge mit Frankreich geworden war, nahm Rußland, das an seinem Bündniß mit England festhielt, nicht geringen Anstoß." *)

Die Königin fühlte mit ihrem Gemahl, wie schmerzlich sein Zutrauen zu Napoleon betrogen worden, freilich nicht ohne Mitschuld gewisser von dem sieghaften französischen Kaiser wie mit Blindheit geschlagenen preußischen Staatsmänner. Der König, schreibt Stein im Frühjahre 1806 an den General von Rüchel, fühle sich äußerst unglücklich über seine gegenwärtige Lage; er habe geäußert: er wünsche nur, daß man ihm Beweise der Verrätherei dieser Leute gäbe, so würde er sie entfernen; er verabscheue sie. **)

*) Ranke: Hardenberg und die Geschichte des preußischen Staates von 1793—1813. II. 129.

**) Ueber Haugwitz urtheilt Ranke auf Grund der Memoiren des Grafen sowie handschriftlicher Mittheilungen und Dictate, welche in dessen Nachlaß gefunden worden: „Gewiß ist Haugwitz von der Anklage einer diplomatischen Verrätherei eben so frei zu sprechen, wie von der Anklage der Käuflichkeit. Seine Fehler liegen auf einer andern Seite. Für einen Zustand des Gleichgewichts waren die politischen Gesichtspunkte des Grafen Haugwitz ausreichend, nicht jedoch für Verhältnisse, wie sie sich seit dem Emporkommen Napoleon Bonapartes gebildet hatten. In Allem, was wir von Haugwitz haben,

Die Gesundheit der Königin hatte im jünsten Winter gelitten; der Schmerz um den Verlust eines geliebten Kindes erschütterte sie noch mehr. Ihr jüngster Sohn, der Prinz Ferdinand, starb ein Jahr vier Monate alt am 1. April 1806. Schadow formte die Todtenmaske und die Hände des Prinzen, um danach die

---

spricht sich eine unbedingte Hingebung an das königliche Haus und eine lebendige Application für das Wohl des Staates aus. Aber ein Steuermann, der das Schiff des Staates in den schwersten Stürmen in sicheren Port bringen, ein Geist, der einem Napoleon hätte widerstehen können, das war Graf Haugwitz nicht; wer aber hätte von allen Lebenden diesem Giganten widerstehen können? Einer der ersten, der durch seine Annäherung, welcher dann bald eine feindselige Entfremdung folgte, zu Grunde ging, war Graf Haugwitz. — Er empfing seine Impulse (zum Kriege von 1806) von dem unhaltbaren Verhältniß zu Frankreich und von der öffentlichen Meinung im eigenen Lande — er erschien wie ein Steuermann, der, von dem Wechsel der Windesströmung getroffen, sich entschließt, den Curs zu ändern." (S. Ranke: Hardenberg u. s. w. II. 211. 212. 318.) — Hardenberg in seinen Memoiren berichtet von lauten Aeußerungen des Hasses in Berlin gegen den Grafen Haugwitz nach dessen Rückkehr aus Paris, aus der Höhle des ihn völlig überlistenden Fuchses, dem er umsonst den Schwanz gestrichen hatte. „Der Graf Haugwitz blieb von einer Conferenz (der Minister) weg, weil er die Vorwürfe und Bemerkungen des Ministers von Stein fürchtete, der sich sehr laut über ihn erklärt hatte, und zeigte sich wenig. Zweimal wurden ihm die Fenster eingeworfen. Der König ließ einen Preis auf die Entdeckung der Thäter setzen und Wachen ausstellen, es kam aber nichts heraus. Man vermuthete, der Prinz Ludwig, Sohn des Prinzen Ferdinand von Preußen, und einige Offiziere hätten diese Handlung begangen, die auf alle Weise tadelnswürdig war, viel Aufsehen machte und dem Grafen von Haugwitz in Frankreich, wo sie besonders auffiel, gewissermaßen das Ansehen eines Märtyrers gab. Das Aufsehen wurde auf eine für mich gar nicht angenehme Art noch dadurch vermehrt, daß die Offiziere der Gardes du Corps und der Gensdarmes mir nach ihrer Rückkunft aus dem Felde eine Musik brachten. Pasquille circulirten." (S. Eigenhändige Memoiren des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg. I. 618. 619.)

Gestalt zu meißeln. Die kleine Figur in Marmor befindet sich in der Schloßkapelle in Charlottenburg.

Schwer gebeugt ging die Königin mit dem König nach Potsdam, um dort den Frühling zu verleben. Die Aerzte verordneten ihr die Bäder von Pyrmont: an jenen Quellen hatten wiederholt der große Kurfürst (1681 und 1685) und der große König (1744 und 1746) sich erfrischt. Luise hoffte von ihnen gleichfalls die Wiederherstellung ihrer wankenden Gesundheit. Sie reiste im Juni dahin und befolgte dort mit gewissenhafter Strenge die ärztlichen Vorschriften. Nur mit Ueberwindung hatte sie sich zu dieser Trennung von ihrem Gemahl und ihren Kindern entschlossen: darum sollte der heilsame Zweck der Badereise, so viel an ihr lag, gefördert werden. Eine Freude war es ihr, die ganze Zeit ihrer Kur mit dem Herzog von Mecklenburg-Strelitz, ihrem Vater, und dem Erbprinzen, ihrem ältesten Bruder, in Pyrmont zusammen zu sein. Die Erbprinzessin von Weimar, die Großfürstin Maria Paulowna von Rußland, brauchte zur selben Zeit die dortigen Bäder: sie war ihr eine liebe Gesellschaft und ihr bald durch herzliche Freundschaft verbunden. Die Bäder und das Trinken des Brunnens schienen der Königin gut zu bekommen. Ihre getrübte Stimmung erhellte sich wieder; ihr gebeugtes Gemüth richtete sich auf im Anblick von Pyrmonts schöner Natur. Sie bewegte sich viel im Freien, machte Ausflüge in die Umgegend und labte sich besonders gern an der reizenden Aussicht von der Spitze des Schellenberges. Dort, auf jener Höhe mit der in Trümmern liegenden Bergfeste Schell-Pyrmont, soll der Sage nach eine Burg der Thusnelda gestanden und ein immerwährendes heiliges Feuer gebrannt haben. Ein Wald von alten Buchen, diesen den Germanen heiligen Bäumen, krönt den weit ausblickenden Gipfel. Eine dieser majestätischen Buchen trägt noch jetzt den Namenszug Luisens mit der Krone und weiht den Pyrmonter Berg zu einem Wallfahrtsorte für die deutschen Badegäste.

Erst kurz vor ihrer Heimkehr erfuhr sie in Pyrmont die Tagesneuigkeit, den Rheinbund: „diese Schimpf- und Spottconstitution, (wie Gentz sie bezeichnete) gebildet aus drei köstlichen

Bestandtheilen: einem Sklavenvolke unter einem doppelten Herrn, Despoten in erster Potenz, selbst Sklaven eines höheren Gebieters, und einem selbstgeschaffenen, Alles verschlingenden Oberdespoten." Um das, was sich unterdessen im preußischen Cabinet zugetragen, und bereitet hatte, scheint sie nicht gewußt zu haben; des Königs zarte Sorge um ihre Gesundheit wollte ihr vermuthlich jede Unruhe während der Zeit ihrer Kur ersparen. Um zu seinem Geburtstag wieder bei ihm zu sein, reiste sie nach sechswöchentlicher Abwesenheit über Hildesheim, Halberstadt und Magdeburg nach Charlottenburg zurück. Auch auf dieser Reise war des Volkes Liebe ihre stete Begleiterin: überall erhielt sie Beweise treuer Anhänglichkeit. Der König eilte ihr einige Meilen weit hinter Potsdam entgegen; und bei ihrer Ankunft in Charlottenburg am 31. Juli sah sie ein neues Zeichen seiner aufmerksamen Liebe. Die bisherige Sandfläche vor dem Gitter des Schloßgartens war inzwischen zu einem grünen Rasenplatz umgeschaffen, ein neuer Weg angelegt und mit Pappeln bepflanzt worden.

Auf diese freudige Ueberraschung folgte bald die ernste Kunde, daß der Krieg gegen Frankreich nicht länger mit Ehren zu vermeiden sei. Denn mit Napoleons Willkür hatte seine arglistige Politik gleichen Schritt gehalten. Erst hatte er Preußen, zum Tausche für Neuchâtel, Ansbach und Cleve, das Kurfürstenthum Hannover aufgedrängt, um ihm England zum Feinde zu machen; hinterher suchte er England für sich zu gewinnen durch das geheime Versprechen der Rückgabe von Hannover und bot ihm dieses als Preis des Friedens mit Frankreich. Offenkundig gab er Preußen den freundschaftlichen Rath, als Gegengewicht wider den Rheinbund einen nordischen Bund zu stiften; insgeheim wirkte er dem Anschlusse Norddeutschlands entgegen. Zwei Tage nach des Königs Geburtsfeste empfing Haugwitz in Berlin von Lucchesini, dem französischen Gesandten in Paris, so beunruhigende Nachrichten von Napoleons bösen Absichten gegen Preußen, daß er dem Könige die sofortige Mobilmachung der Armee anrieth. Hardenberg, eben zum Besuche seiner Verwandten im Bade Lauchstädt bei Merseburg, wurde dort am 11. August von einer

Stafette mit der Meldung überrascht, daß die Armee schleunig auf den Kriegsfuß gesetzt werde, daß darauf Bedacht genommen werden solle, die Kassen in Sicherheit zu bringen, denn wenn auch noch keine sichern Anzeichen zum Kriege vorhanden, sei man doch nicht sicher, daß er nicht jeden Augenblick ausbreche.

Selbst wenn die Königin, wie Napoleon sie beschuldigte, den Krieg gewünscht hätte: es würde dennoch ihrer Natur zuwider gewesen sein, eigenmächtig ohne den Willen des Königs darauf hinzuwirken. Diese feine weibliche Zurückhaltung der Königin, von den kundigsten Zeitgenossen beglaubigt, findet auch ein gültiges Zeugniß in den von Woltmann verfaßten Memoiren, in denen dieser deutsche Geschichtschreiber das Treiben der damaligen vornehmen Welt in Berlin als Augenzeuge schildert. Er gedenkt besonders der eifrigen, aber fruchtlosen Anstrengungen, welche man gemacht, um die Königin auf den lauten Ton des Hasses gegen Napoleon und des Verlangens nach Krieg zu stimmen, jenen Ton, den ein königlicher Prinz wie Louis Ferdinand, ein Schwarm glänzender Offiziere aus den edelsten Geschlechtern der Monarchie und zwei Historiker wie Johannes von Müller und Ancillon, welche der Ausdruck der Gelehrsamkeit in der vornehmen Welt waren, angegeben hatten und fortspannen. Woltmann schreibt:

„Der schweizerische Geschichtschreiber Johannes von Müller (seit dem März 1804 aus Wien als königlicher Historiograph nach Berlin berufen) war einer von den Boten, welcher die königliche Frau für den Krieg stimmen sollten: wiederholt eilte er nach Charlottenburg hinaus, um wenigstens mittelst ihres Bruders ihren Haß wider den französischen Kaiser mehr zu entzünden. Allein der Erbprinz von Strelitz war von eben so gütigem Temperamente, wie seine königliche Schwester, und so gelang nicht und mißlang nicht, sie zum eigentlichen Haupt der schönen Welt, die Napoleon haßte, zu machen. Sie ward es erst, als dieser sie dafür nahm und sich deshalb mit Bitterkeit über sie ausließ. Eigentlich konnte man, wie Prinz Louis Ferdinand der Anführer der Offiziere und der genannten Schriftgelehrten war, welche den Krieg wider den französischen Kaiser wollten, seine Schwester,

die Prinzessin Luise (Fürstin von Radziwill, die Tochter des Prinzen Ferdinand, Bruders Friedrichs des Großen) als die Seele des weiblichen Hasses in Preußen wider Napoleon betrachten. Obwohl sie, wenn es auf Befriedigung der Triebe des Herzens und der Ansichten ihres Geistes ankam, sich über die Rücksichten des Stolzes hinwegsetzte, was ihre Vermählung mit dem Prinzen Radziwill beweiset, (die, in innigster Neigung geschlossen, über nicht unerhebliche Einwendungen der Rangverhältnisse triumphirte), hatte sie doch das tiefste Gefühl für Ruhm und Glanz ihres Hauses. Sie schien weniger wohlwollend und rascher empfindlich, als die Königin, aber vielseitiger gebildet, durch sich selbst bestimmter und die Eindrücke stärker in sich verarbeitend. Eine so hochfahrende Natur wie der französische Kaiser, welche mit ihrem Genie alle Formen der Haltung zerbricht, mußte an sich einer so gehaltenen Prinzessin zuwider sein und verächtlich erscheinen, weil sie nach ihrem Standpunkte sein Benehmen nur seiner dunklen Herkunft, nicht einem unbezwungenen Drange des Genius beimessen konnte. Was sie empfand blieb nicht harmlos in ihr, wie in der Königin, sondern ging sogleich in That über, und gewiß war sie die thätigste von allen preußischen Damen, durch Intrigue zum Krieg wider Frankreich anzufeuern. — Schwerlich nahm die Prinzessin Wilhelm von Preußen, eine geborene Hessen-Homburgsche Fürstin, an solcher Intrigue Theil, wiewohl sie den Haß wider die neuen französischen Machthaber, auch die Verachtung wider dieselben theilte. Ich habe keine andere gekannt, welche so sehr als deutsche Fürstin das französische Wesen gering nahm. Ihrer Seele ist im eigentlichsten Sinn das Franzosenthum zuwider, und sie stand gegen dasselbe ungefähr so da, wie Villeda gegen das Römerthum. — Wo man Frauen und vorzüglich Fräulein der vornehmen Berliner Welt über den Hof von St. Cloud sich lebhaft äußern hörte, da konnte man gewöhnlich unterscheiden, ob ihr Ton aus dem Zirkel der Prinzessin Wilhelm oder der Prinzessin Radziwill angegeben war. Die jenen führten, sprachen mit einem gewissen innern Schauder von dem Kaiser Napoleon und nahmen ihn wie ein Wesen, vor welchem alles Heilige und

Keine auf der Welt vergehen müsse; einen Spott über ihn, seine Umgebungen, seine Einrichtungen hörte man kaum von ihnen; sie wollten ihn nur im Namen der Tugend befehden. Diejenigen Damen dagegen, in welchen der Ton der Prinzessin Radziwill nachklang, wußten der Stachelreden, des verachtenden Witzes, der höhnischen Anekdoten nicht genug über den barschen Emporkömmling in Frankreich, der sich Kaiser nannte, zusammenzutragen. Mehr oder weniger stimmte auch das weibliche Geschlecht der minder vornehmen Welt in eine von diesen Sprachen über Napoleon ein."

Aber nicht allein der Hof und die Offiziere, wie Woltmann meint, nicht allein die vornehme Welt, welche den Kaiser der Franzosen als einen barschen Emporkömmling haßte, entbrannte für den Krieg. Auch der gemeine Mann gerieth in Wallung, sobald verlautete: Preußen werde endlich losschlagen gegen die Franzosen, deren Anmaßung keine Grenzen mehr kannte in Deutschland. Soldaten, die auf Urlaub waren, eilten vor dessen Ablauf ungerufen zu ihren Fahnen zurück; ja ein Unteroffizier, der auf drei Monate beurlaubt und an den Rhein gereist war, um dort eine ihm zugefallene Erbschaft anzutreten, ließ diese im Stich, sobald er hörte: es solle gegen die Franzosen gehen. Er nahm sich als Erbtheil nur so viel Reisegeld, als er brauchte, um über Hals und Kopf nach Königsberg, dem Standorte seines Regiments, zurückzukehren. Gleichwie Preußen nachher im Befreiungskriege als der erste der deutschen Staaten den andern voran gegen Napoleon zu Felde zieht, eben so war Preußen vor dem unglücklichen Kriege von 1806 der letzte deutsche Herd, wo der Volkshaß geschürt wurde gegen das französische Joch, unter welchem das übrige Deutschland bereits schmachtete. Es waren die feurigen Kohlen von diesem preußischen Herde, welche — scheinbar erloschen im Blute der Jenaer Schlacht — dennoch still unter der Asche fortglimmten, bis auch sie im Brande von Moskau wieder zur hellen Gluth aufleuchteten und das Feuer des Befreiungskampfes entzündeten. Viele öffentliche Stimmen sprachen es 1806 aus: Preußen streite nicht für sich allein, sondern für das gesammte

deutsche Vaterland. So sagt eine damals verbreitete Volksschrift, betitelt: „Der alte Korbflechter im Invalidenhause:“

„Unsere Ehre ist unsere Sache. Ein Volk, das an seiner Ehre leidet, hat keine Freude mehr an der Heimath. Darum, Friedrich Wilhelm! sehen wir mit Freudigkeit auf Dich und was Du thust! Wir folgen Deinen Fahnen, und wer nicht folgen kann, denkt und handelt daheim für Dich, jeder, wie er auf's Beste kann und vermag. Welcher Bürger zu Hause den Glauben erhält, das Vertrauen stärkt, der dient dem Heere. — Wir ziehen nicht aus für Inseln groß oder klein; wir wenden die Knechtschaft von deutschen Brüdern, wir Preußen, die wir fünfzig Jahre früher frei denken, glauben und reden durften, wir wollen Preußen bleiben, nicht unterjocht werden!“

Im Berliner Schauspielhause war Wallensteins Lager ein Lieblingsstück des Tages, und wenn der Wallensteinsche Kürassier das Reiterlied anstimmte, da sang das ganze Parterre kriegslustig mit:

„Wohl auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd,
Ins Feld, in die Freiheit gezogen!“

Gleichen Beifall erregte der beliebte Darsteller Unzelmann im politischen Zinngießer durch kecke Anspielungen. Bei Strafe ward ihm das Sprechen und Singen aus dem Stegreife untersagt. Er unterließ es doch nicht, und als ein anderer Schauspieler ihm auf der Bühne nach einer verbotenen Anspielung zuflüstert: „Sie werden gewiß noch eingesteckt,“ wiederholt Unzelmann ganz laut: „Ich werde eingesteckt? Thut nichts: Besser preußisch eingesteckt, als französisch hohngeneckt!“ — Die Zuschauer klatschten ihm frischen Beifall. Darauf bezieht sich Napoleons Aeußerung in seinem ersten Bulletin der großen Armee (Bamberg, 8. Oktober 1806): „daß mehrere für Frankreich beleidigende Lieder im Berliner Theater gesungen worden.“

Sonderbar war es aber, wie Schadow schreibt: „daß bei der widerwärtigen Stimmung gegen Frankreich in den Häusern, wo man gern französisch sprach, die jungen Herren der französischen Gesandtschaft gern aufgenommen wurden, sogar die Comédiens

français mitspielten, und unter diesen Monsieur Barbeguire sich auszeichnete als Sänger in Romanzen mit den Refrains: Victoire, gloire, l'amour et la patrie. Derselbe war nachher in der bösen Zeit General-Postmeister und kaufte in Berlin viele alte Gemälde. Während jener Gesänge konnte man sich schon denken, daß ein französisches Herz davon entflammt sein müßte. Wir hatten damals nichts dergleichen."

Wir empfingen jedoch dergleichen im Befreiungs-Jahre 1813, als nach dem russischen Winter auch die Eisdecke des National-gefühls bersten sollte, als die Lieder der vaterländischen Sänger wie warme Quellen hervorbrachen, als die kriegerische Begeisterung sich nicht wie 1806 am Lampenlichte im Theater entzündete, sondern ihr inneres Feuer von Gottes Altar nahm, in der Kraft des Glaubens den weltlichen Kampf zu einem Kreuzzuge weihend. Denn die siebenjährige Landplage der „Gloire" hatte die Französelei gründlich ausgetrieben, und kein französischer Romanzensänger hätte 1813 mehr gewagt, nach der Mode von 1806 Lieder von „Victoire" und „Gloire" in Berliner Salons zu zwitschern, nicht einmal in den Salons der französischen Colonie, von welcher der damals in Berlin lebende Garlieb Merkel berichtet: „Im Grunde schien die ganze französische Colonie mehr für Napoleon, als für Preußen gestimmt." —

Und noch ehe der Krieg von 1806 ausgebrochen war, fingen die von Napoleon abhängigen Zeitungen schon an, rohe Ausfälle gegen die Königin Luise zu liefern. Darauf berechnet, sie in den Augen ihres Volkes herabzuwürdigen, verstärkten diese verleumderischen Angriffe nur noch den Haß gegen Napoleon: alle preußischen Herzen fühlten sich mit der Königin dadurch gekränkt. Wo das Volk in jenen Tagen Ihre Majestät erblickte, da wurde sie unwillkürlich der Gegenstand lauter Verehrung. Als sie am 24. August 1806 eben so, wie in frühern Jahren, zu dem altherkömmlichen Volksfeste des Fischzuges in Stralau erschien, an des Königs Seite und in Begleitung des Prinzen und der Prinzessin Radziwill, sowie des Prinzen von Hessen-Homburg, da that sich eine so freudige Aufregung in der ihrer ansichtig werdenden Menge kund,

daß der König in seiner gelassenen Weise sagte: „Nun, Luise, das ist ja, als sähen sie Dich zum ersten Mal.“ —

Vor des Königs Abreise zur Armee fuhr Hardenberg von seinem Gute Tempelberg nach Berlin. „Ich wurde (schreibt er in seinen Memoiren) noch an demselbigen Tage (17. September) nach Charlottenburg zur Tafel geladen; nach derselben ließ mich der König in die Zimmer der Königin rufen und sprach mit mir in ihrer Gegenwart. Er schilderte mir kurz und im Allgemeinen die Lage der Dinge und fügte hinzu: sie sei kritisch und gefährlich genug. Ich antwortete: das sei mit einem solchen Feinde als Napoleon allerdings der Fall, aber freilich besser, allenfalls mit Ehren zu unterliegen, als Schande und Abhängigkeit zu erdulden und jenes Schicksal am Ende dennoch zu haben; der König wüßte aber schon, daß ich nicht unterrichtet sei, ich müsse voraussetzen, daß man sich bemühet habe, mit den andern Mächten ein vollkommenes Einverständniß einzuleiten, und bemerken, daß mir die Lage immer minder vortheilhaft und viel gefährlicher scheine als 1805. Dieses wollte der König nicht zugeben und erwiederte: Oesterreich sei bereit beizutreten, nur scheine es den ersten Erfolg abwarten zu wollen; auf Rußland könne man rechnen, mit England werde man sich noch einverstehen.

Der König verabschiedete sich von Hardenberg mit der Aeußerung: der Zeitpunkt könne vielleicht bald kommen, wo er von des Ministers Diensten wieder Gebrauch machen würde. Tags darauf (18. September) kam das Regiment Königin Dragoner auf seinem Marsche von Pasewalk nach Thüringen durch Berlin. Die Königin begrüßte es, in dessen Farben gekleidet, draußen vorm Thore und geleitete es durch die Stadt, im Wagen vor dem Regiment herfahrend. Nach Napoleons höhnischem Ausdrucke sollte das „amazonenhaft“ sein. Dann aber hätte die ganze griechische Kunst gelogen, indem sie die mythischen Amazonen zu Rosse darstellte. Trug doch die Königin bei dieser Fahrt auch weder Streitaxt noch Speer, noch Bogen und Köcher, noch Schild und Schwert, sondern nur jenen Spencer, der jetzt noch im Offizier-Casino des Regiments als hochwerthes Andenken auf-

bewahrt wird. Dort ist auch ihr Bild zu sehen, ein Geschenk des Kaisers und Königs Wilhelm an das alte Regiment seiner Mutter.*)

Am 21. September früh reiste der König von Charlottenburg ab, um über Magdeburg und Halle nach Naumburg an der Saale zur Armee zu gehen. Mit ihm auf seinen Wunsch die Königin. Nicht so unerhört, wie es Napoleon finden wollte, war das in der brandenburg-preußischen Geschichte. Schon der erste Kurfürst aus dem Hause Hohenzollern, jener große Burggraf Friedrich, hatte in seiner Gemahlin Elisabeth von Bayern-Landshut, der in Sang und Sage gefeierten „schönen Else," eine beherzte Kriegsgefährtin: während er gegen den unbotmäßigen märkischen Adel zog, warb sie Hülfsvölker für ihn und führte sie ihrem Gemahle zu. Eine andere brandenburgische Ahnherrin der Königin, die Kurfürstin Dorothea ist ihrem Gemahl, dem großen Kurfürsten ebenfalls ins Feld gefolgt: bei der Belagerung von Anclam ging sie selbst in die vom Feinde beschossenen Batterien; ein Mann fiel da durch eine hart neben ihr einschlagende Kugel. Ebenso begleitete die Kurfürstin, nachherige Königin Sophie Charlotte ihren Gemahl auf seinem Feldzuge an den Rhein (1689). Sie nahm dort in der Nähe des Kriegsschauplatzes, in Köln ihren festen Aufenthalt; sie kehrte nicht eher als der Kurfürst nach Berlin zurück. Also gar nicht ohne Beispiel in ihrem Fürstenhause war es, was Napoleon in seinem ersten Bulletin bespöttelt, „daß eine schöne Königin Zeuge des Kampfes sein wolle: denn die Königin von Preußen sei bei der Armee, als Amazone gekleidet, in der Uniform ihres Dragoner-Regiments." Im Nachsatze vergleicht er sie dann zur Abwechselung mit Armida, welche in ihrem Wahne ihren eigenen Palast anzünde! — Mit dieser unwürdigen Anspielung auf die Opernheldin von Quinault und Gluck (denn an Tassos poetisches Urbild hat er dabei schwerlich gedacht) nahm er seine Revanche für die „Frankreich beleidigenden Lieder im Berliner Theater," die er in dem nämlichen Bulletin rügte.

*) Vgl. Adami: Die Königin Luise und die Armee, im „Militär-Wochenblatt." 61. Jahrgang. Nr. 58—61.

Schon im vorjährigen Herbste, als der Krieg mit Frankreich nahe schien und die Berliner Garnison ausrückte, hatte die Königin mit ihren Kindern von den fortziehenden Truppen Abschied genommen. Die Bataillone standen auf dem Wilhelmsplatze, zwischen den Bildsäulen des preußischen Waffenruhmes: hier sagte ihnen die Königin mit ihren Kindern ein herzliches Lebewohl. Der König selbst führte dann die Truppen durch das Potsdamer Thor. — Ein Augenzeuge der letzten großen Revue in Berlin berichtet: „Wir sahen an den Manöver-Tagen (drei Tage vor den Revue-Tagen) noch einmal die Armee aus dem siebenjährigen Kriege exerziren, die Regimenter ganz in der alten Uniform, die Offiziere mit Spontons vor ihren Pelotons. Den ersten Revue-Tag zeigte sich die Armee in ihrem höchsten Glanze: vor Allen brillirte das Regiment Leibhusaren in rothen Dolmans, blauen Pelzen mit Bärenmützen. Die Offiziere, mit einem Tigerfell behangen, auf dem Sonne, Mond und Sterne in starker Vergoldung prangten und verziert durch unzählige goldene Schnüre und Quasten, haben wohl an Schönheit und Pracht der Bekleidung nie ihres Gleichen gehabt. Ach, es war eine schöne, inhaltschwere Zeit, als wir prophetischen Geistes träumten, Preußens glänzende Armee würde die Welt von dem Joche Napoleons befreien und durch ihr Schwert den gordischen Knoten lösen, der Völker und Länder unter seiner gewaltigen Hand umschlungen hielt. Es waren hohe Festtage, als sie ins Feld rückten, die herrlichen Truppen, als die köstliche Gardes du Corps, die Gensdarmen unter Gesang kriegerischer Lieder vor den Augen des Königs, der Königin, des Sieges gewiß, die Mauern Berlins verließen, die sie in ganz anderem Zustande wiedersehen sollten! Ein angeblicher Professor Lange machte bekannt, daß er ein neues Blatt, den „Telegraphen" herausgeben und Alles schleunigst mittheilen werde, was sich Großes und Neues bei der Armee ereignen würde; er fand unzählige Abonnenten."

Derselbe sogenannte Professor Lange (von Geburt ein Braunschweiger Namens Alexander Daveson) war es, der erst grimmigen Haß gegen Napoleon schnaubte, und dann nach den Kriegsunfällen

Preußens im französischen Solde die ruchlosesten Lästerungen gegen die unglückliche Königin schrieb. —

Am 23. September Abends erreichten der König und die Königin Naumburg. Sie verweilten da bis zum 4. Oktober früh. Aus jenen Tagen erzählt der 1866 in Guben verstorbene Prorector Sausse in seinen Erinnerungsblättern: „Der König und seine Gemahlin wohnten im Schlosse und machten, vom freundlichen Herbstwetter begünstigt, täglich Ausflüge in die Umgegend, besonders nach der Henne, gingen auch, ohne sich den mindesten Zwang anzuthun, in der Stadt umher. Die Königin selbst kaufte einmal im Conditor-Laden meiner Mutter, welche Ihre Majestät noch nicht kannte und noch weniger vermuthete, mehrere süße Kleinigkeiten; aber die drei Geheimschreiber des Königs, welche bei meinen Eltern einquartiert waren, hatten die Käuferin eintreten sehen und erkundigten sich alsbald, was die Königin gewollt habe. Tags darauf kam sie wieder; allein jetzt zeigte sich meine Mutter nicht mehr ganz unbefangen und redete sie mit „Majestät" an. Von da an blieb die Königin weg, wie in den Märchen von den guten Feen, welche mit den Menschen wohl dann und wann liebreich verkehren, aber nicht erkannt sein wollen. Durch ihr leutseliges Benehmen, das doch gar nicht wie vornehme Herablassung aussah, hatten der König, die Königin und alle anwesenden Fürsten des brandenburgischen Herrscherhauses rasch die Herzen der Naumburger gewonnen und einige sogar für sich begeistert. Bei den Paraden, welche der König um 11 Uhr auf dem Markte abhielt, war ich stets zugegen. Einmal sprang dem König ein Knopf von der Kleidung ab, und die Majestät hielt es nicht für zu gering, sich bückend ihn vom Pflaster wieder aufzuheben. Bei einer andern Gelegenheit lief er, als seine Gemahlin ein Umschlagetuch vergessen hatte, selbst in das Schloß zurück, um es ihr zu holen. Geschichtchen der Art wie das vom Umschlagetuche, von dem abgesprungenen Knopfe, von der kindlichen Freude der Königin über die Aussicht auf dem rothen Sandsteinfelsen bei der nackten Henne u. s. w. entzückten den größern Theil der Einwohner Naumburgs und vornehmlich die Frauen, während freilich dieser

und jener meinte, daß die Preußen besser thäten, vorwärts in Eilmärschen an den Rhein zu rücken und dem Feinde Hülfsmittel abzuschneiden."

Am frühen Morgen des 4. Oktobers brachen der König und die Königin von Naumburg über Weimar nach Erfurt auf, wo sie Nachmittags ankamen. Hier hatte Friedrich Gentz (damals Hofrath in der Staats-Kanzlei zu Wien, späterhin die rechte Hand Metternichs) jene denkwürdige Audienz bei der Königin, die er in seinem Tagebuche aufgezeichnet hat, und in welcher ihm „die große, unglückliche, unvergeßliche Luise im ganzen Zauber ihres Herzens und der vollen Hoheit ihrer Gesinnung und Haltung erschien." Gentz war, auf Einladung des Ministers von Haugwitz Freitag, den 3. Oktober, Abends nach Naumburg, dem preußischen Hauptquartiere gekommen. Von hier ging er am 4. Oktober über Weimar mit nach Erfurt. „Ich verließ Naumburg um 7 Uhr Morgens, (schreibt Gentz) der Weg nach Auerstädt bot eines der feierlichsten Schauspiele, die ich in meinem Leben gesehen. Der König und die Königin saßen in einem verschlossenen Wagen, von zwanzig andern begleitet, und waren von allen Seiten von Truppen, Kanonen und Geschützwagen umringt. Großartig war der Anblick. In dem Augenblick passirte der Wagenzug die Brücke zu Kösen und die Höhen, welche dies Städtchen umgeben; der Gedanke aber, daß die Herrscher einer Schlacht zueilten, deren glücklicher Erfolg eine europäische Umänderung hervorbringen mußte, während anderseits ein entgegengesetzter Ausgang die letzte Friedenshoffnung für so viele Länder zerstören würde, machte diesen Marsch zugleich Ehrfurcht gebietend und Trauer erregend."

Am 9. Oktober hatte Gentz die Ehre, der Königin vorgestellt zu werden. Diese Audienz — fünf Tage vor der Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt — beschreibt Gentz selbst in dem während seines Aufenthaltes im preußischen Hauptquartier geführten Tagebuche: „Donnerstag, 9. Oktober. Um neun Uhr Morgens erhielt ich Zutritt bei Ihrer Majestät der Königin. Schon seit einem Jahre hörte ich beständige Lobpreisungen dieser Fürstin; ich war daher ganz darauf vorbereitet, sie anders zu finden, als ich sie

mir früher gedacht. Die feinen, erhabenen Eigenschaften aber, die sie während einer dreiviertelstündigen Unterhaltung jeden Augenblick entwickelte, hatte ich nicht erwartet. Sie berathschlagte mit Präcision, Selbständigkeit und Energie, zugleich eine Klugheit offenbarend, die ich selbst bei einem Manne bewunderungswürdig gefunden hätte. Und doch zeigte sie sich bei Allem, was sie sagte, so voll tiefen Gefühls, daß man keinen Augenblick vergessen konnte, es sei ein weibliches Gemüth, dem man hier Bewunderung zolle. Nicht ein Wort, das nicht zum Zwecke gehörte — keine Reflexion, keine Gefühlsäußerung, die nicht in vollkommenstem Einklang gestanden mit dem allgemeinen Gegenstande der Unterredung, so daß eine Vereinigung von Würde, Wohlwollen und Eleganz, wie ich mich etwas Aehnlichen nie zuvor entsinne, das Resultat war.

Ihre erste Frage war: was ich von diesem Kriege denke, und welche Ansichten ich hege. Sie fügte unmittelbar hinzu: „Ich frage nicht, um Muth zu schöpfen — das habe ich, Gott sei Dank, nicht erst nöthig! Zu dem weiß ich ja: wenn Sie auch eine ungünstige Meinung von der Sache hegten, Sie würden mir solche doch nicht kund thun. Allein wissen möchte ich doch gern, worauf die Männer, die in der Lage sind, den Stand der Dinge zu beurtheilen, ihre Hoffnungen gründen, um dann zu sehen, ob deren Beweggründe mit den meinen übereinstimmen." — Ich suchte Alles hervor, was sich mir selbst bei dieser Frage von der schönen Seite bot. Besondern Nachdruck legte ich auf den Zustand der öffentlichen Meinung, auf die günstige Neigung von Seiten der Zeitgenossen und auf die eifrigen Wünsche, die von allen Parteien Deutschlands dahin getheilt würden, daß ein günstiger Erfolg Preußens Unternehmungen krönen möge. Die Königin bemerkte: sie habe schon seit langer Zeit Befürchtungen darüber gehegt, in welchem Lichte die öffentliche Meinung und vor Allem die der andern Länder diesen Feldzug betrachten möchte, da sie wohl wisse, daß die Gesinnungen gegen Preußen nicht die günstigsten; jedoch habe sie seit einigen Wochen in dieser Beziehung Erfahrungen gemacht, die ihr wieder großes Vertrauen eingeflößt hätten. Sie fuhr fort: „Sie kennen die Vergangenheit besser, als ich; aber ist jetzt nicht

der Augenblick, wo sie vergessen werden sollte?" Freimüthig sprach sie hierauf über den Krieg von 1805; und obgleich sie hierbei in dem, was sie sagte, geheimen Verdacht und düstere Ahnung kund gab, so war doch auch dies keineswegs der mindest interessante Theil unserer Unterhaltung. Ich erstaunte über die Genauigkeit, mit der sie jedes Ereigniß kannte, jedes Datum citirte und selbst auf die unbedeutendsten Umstände aufmerksam machte. Unerlöschlichen Eindruck machten aber auf mich die liebenswürdigen, tiefen Gefühle, die sie offenbarte, als sie auf das Mißgeschick des Hauses Oesterreich anspielte. Mehr als einmal sah ich dabei ihre Augen voll Thränen. — Dann fragte sie mich, ob ich einen Artikel im „Publicisten" gelesen, in welchem man höchst unwürdige Auslegungen ihres politischen Benehmens gegeben habe. Ich hatte ihn nie gesehen. Nachdem sie einige Redensarten daraus angeführt, rief sie aus: „Gott weiß es, daß ich nie über öffentliche Angelegenheiten zu Rathe gezogen worden bin und auch nie danach gestrebt habe. Wäre ich je darum befragt worden, so hätte ich — ich bekenne es offen — für den Krieg gestimmt, da ich glaube, daß er nothwendig war. Unsre Lage war so kritisch geworden, daß wir auf alle Gefahr hin verpflichtet waren, uns herauszuwickeln; es war dringend nothwendig, den Vorwürfen und dem Verdacht, welchen man gegen uns hegte, ein Ende zu machen. Aus einem Prinzip der Ehre und folglich der Pflicht, weit entfernt von aller selbstsüchtigen Berechnung, waren wir, soweit ich es verstehe, berufen, jenen Weg einzuschlagen."

In Beziehung auf die ihr angedichtete Parteilichkeit für die Russen sagte sie: es sei dies von allen die ungerechteste und widersinnigste Beschuldigung. Was den Eifer, die Hingebung und persönlichen Tugenden des Kaisers Alexander betreffe, so habe sie diesen stets alle Gerechtigkeit angedeihen lassen und werde dies auch immer thun; allein weit entfernt, Rußland als das Hauptwerkzeug zur Befreiung Europas zu betrachten, habe sie dessen Beihülfe nur immer als letzte Hülfsquelle angesehen, und sie sei fest überzeugt, daß die großen Rettungsmittel

ganz allein in der engsten Vereinigung aller Derer zu finden wären, die sich des deutschen Namens rühmten.

Man hatte sich (berichtet Gentz weiter) seit einigen Tagen viel mit der Abneigung beschäftigt, welche die Königin offenbart hatte, das Hauptquartier zu verlassen. Die Meinungen waren sehr getheilt über diese Maßregel; indessen war doch die Mehrzahl gegen ihren längern Aufenthalt hier. Sehr schätzenswerthe Männer theilten diese Ansicht, und es fehlte nicht an solchen, die diese Absicht ohne Rückhalt verwarfen. So äußerte sich z. B. Lombard den Tag zuvor in den härtesten Ausdrücken hierüber. Allein auch die andere Meinung zählte tüchtige Männer als Vertheidiger, unter ihnen den General Kalckreuth, der mich in Erfurt gebeten hatte, daß ich, wenn sich mir dazu irgendwie Gelegenheit böte, gegen den Plan der Abreise der Königin sprechen solle. — „Ich weiß, was ich bitte — ihre Gegenwart ist von größtem Gewicht.“ Es geziemte mir nicht, zwischen diesen beiden entgegengesetzten Ansichten zu entscheiden. Alles was ich zu sagen vermochte, war, daß der Königin Benehmen während ihres ganzen Aufenthaltes hierselbst auch vom leisesten Vorwurf frei blieb: offen, wie es immer gewesen war, und dabei eine Würde, Bescheidenheit und Klugheit, wie sie jede Fürstin ihres Ranges auszeichnen sollten, und wie man sie gewiß selten unter Umständen findet, wie die waren, in welche sie sich versetzt sah. Ich für meinen Theil glaube aber, daß ich — nachdem ich die Frage nach allen Seiten hin geprüft, und abgesehen von den Gefahren, denen sie sich aussetzte, die in ihren Augen aber kein Beweggrund waren — für ihr Dableiben gestimmt haben würde. Niemand vermochte dem König ihren Verlust zu ersetzen, und da sie nicht öffentlich erschien, auch keine Ansprüche darauf machte, so überwogen die Vortheile ihrer Gegenwart alle Einwürfe. Da ich nun so viele Reden über diesen Gegenstand mit angehört hatte, war ich begierig, Erkundigungen über deren Ursprung einzuziehen und, die günstige Gelegenheit ergreifend, zu der Königin zu sagen: „Ich habe bemerkt, daß man sich in Dresden sehr mit der Aussicht beschäftigte, Ihre Majestät zu bewegen, einige Tage länger daselbst zu verweilen.“

Darauf antwortete sie: „Ich bekenne, unter anderen Verhältnissen hätte ein längerer Aufenthalt in Dresden mir großes Vergnügen gewährt; allein jetzt könnte ich mich desselben nicht erfreuen. Mein Gemüth ist zu voll ernster Betrachtungen, und zu dem weiß ich nicht, wie meine Stellung werden könnte. Uebrigens unterwerfe ich mich bei dieser wie bei allen andern Gelegenheiten ganz des Königs Willen. Ich fürchte mich auch vor den beunruhigenden Gerüchten, denen man in größerer Entfernung von der eigentlichen Scene stets ausgesetzt ist. Auch wissen Sie ja, wie thätig gerade in diesem Augenblicke der böse Wille ist."

Den Tag zuvor hatte sie zu Herrn von Goetzen gesagt: „Wie ist es möglich, daß man mich nach Berlin verbannt? Ist es denn so wünschenswerth, daß ich Kunde von den Vorgängen des Krieges durch des Herrn von Bray Hände erhalte?" Dann sagte sie freimüthig, daß, sofern es von ihr abhänge, sie bleiben werde. „Der König hat mir zum Glück erlaubt, ihn morgen zu begleiten, und ich werde ihn nicht eher verlassen, als bis er es wünscht."

Sie sagte durchaus nichts, was auf mich persönlich Bezug hatte, weder im Anfang, noch während des Verlaufs dieser Audienz; ein der vollkommensten Würde durchaus angemessener Umstand. Nur erst, als ich mich empfahl, beehrte sie mich mit einigen gütigen Worten; aber es geschah mit so vollendeter Anmuth, daß ich diese Worte nie vergessen werde. Die Herzogin von Hildburghausen, die Schwester der Königin, (seit dem 5. Oktober hier) war während der ganzen Audienz gegenwärtig."

So Gentz. Den Tag darauf, Freitag, den 10. Oktober, ging das Hauptquartier von Erfurt nach Blankenhain (zwei Meilen südwestlich von Weimar). Morgens 6 Uhr stieg der König zu Pferde; ihm folgte die Königin mit zwei Wagen, in denen ihre ganze nur fünf Personen zählende Begleitung Raum fand: die Oberhofmeisterin Gräfin von Voß, die beiden Hofdamen Fräulein von Vieregg und die Gräfin Lisinka von Tauentzien (des Generals Tochter, die als greise Wittwe des General-Lieutenants Grafen von Hacke am 28. Dezember 1859 in Sanssouci starb) und zwei Kammerfrauen. Draußen vorm Thore von Erfurt hielten

beide Majestäten zwei Stunden, um die ausmarschirenden Truppen vorbeiziehen zu sehen, darunter auch das Regiment Königin-Dragoner. — Die Oberhofmeisterin schreibt in ihren gleichzeitigen Aufzeichnungen, die zwar oft nur ein Wiederhall umlaufender Gerüchte sind, aber doch ein Bild der Stimmung im Umkreise der Königin geben: „Auf entsetzlichen Wegen bis Blankenhain. Es scheint, die Franzosen sind schon überall. Wir blieben bis spät in der Nacht Alle zusammen; von allen Seiten hörte man Geschützfeuer. Niemand von uns ging zu Bett, denn wir mußten bereit sein, im Nothfall augenblicklich abreisen zu können.*) Endlich früh 5 Uhr wurde aufgebrochen, die Wege waren grundlos; in Weimar stiegen wir aus, aber unsere Sachen blieben gepackt auf dem Wagen. Hier erhielten wir die Schreckensnachricht, daß Prinz Louis Ferdinand gefallen sei. Das Hauptquartier ist jetzt hier in Weimar; unsere Majestäten wohnen im Kavalierhause, und wir Andern im Forsthause."

*) Blankenhain liegt nur ungefähr drei Stunden von Rudolstadt, wo die Franzosen am 10. Oktober Abends einrückten, nachdem sie die von dem Prinzen Louis geführte Avantgarde bei Saalfeld geschlagen und dann auch das Füsilier-Bataillon Pelet und drei Escadrons Husaren aus Blankenburg an der Schwarza zurückgetrieben hatten. Dadurch kam des Königs Hauptquartier zu Blankenhain in die größte Gefahr: es war ohne Bedeckung. (Vergl. Gneisenaus Denkschrift über den Krieg von 1806 bei Pertz: Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau. Berlin, 1869 I. 124.)

Sechstes Kapitel.

Des Prinzen Louis Tod bei Saalfeld.

Der Prinz Louis Ferdinand befehligte als General-Lieutenant die aus preußischen und sächsischen Truppen bestehende Avantgarde des Hohenloheschen Corps. Er war am 7. Oktober in Rudolstadt eingeritten; ihm zu Ehren Abends im Schlosse ein Festmahl und ein Ball. Als die fürstliche Familie sich aus dem Ballsaale in die inneren Gemächer zurückzog, da folgte ihr der Prinz und spielte noch, zum Erstaunen und Entzücken der Zuhörer, über eine Stunde im freien Laufe der Gedanken auf dem Klavier. Das war sein Schwanengesang! — Die damals am Hofe zu Rudolstadt verweilende Fürstin von Schwarzburg-Sondershausen, die Schwester des regierenden Fürsten Ludwig Friedrich von Schwarzburg-Rudolstadt, eine Hörerin jener letzten Phantasieen des Prinzen auf dem Klavier ihrer Schwägerin, hat die Erinnerung daran bis in ihr hohes Alter bewahrt. „Man kann sich", sagte sie, „kein schöneres, wehmüthigeres und erhebenderes Spiel denken. Er hatte uns so entzückt, daß wir ihn Alle am nächsten Abend baten, sich wieder an das Klavier zu setzen. Aber er wollte durchaus nicht; er schlug es entschieden ab, denn er erklärte: er habe nun an ganz andere Dinge zu denken. Er war sehr ernst geworden." Uebereinstimmend damit schreibt die Fürstin Carolin von Rudolstadt (eine Schwester der Prinzessin Wilhelm von Preußen) in ihrem Tagebuche vom Vorabend des Todes des Prinzen Louis: „Der Prinz wurde ernst und ernster. — Er sagte uns gute Nacht, er nahm meine Hand und hielt sie lange in der seinen, indem er mich schweigend ansah. Noch war Norddeutschland zu retten von

dem Joche der Franzosen — ich hielt die Hand dessen, der uns erretten sollte, in der meinigen. Mit welchem tiefen Gefühle drückte ich diese Hand — recht ernst wurde es in meiner Seele. „Nein, (sprach er) wenn ich zurückgeschlagen würde, das könnte ich nimmermehr ertragen." — „Versprechen Sie mir, sich nicht in einem Avantgardengefecht so zu exponiren, daß Sie in wichtigern Momenten nicht helfen könnten", antwortete ich ihm. Das war (9. Oktober) Abends 11 Uhr. Mittags des darauf folgenden Tages war er todt."

Am 9. Oktober war dem Prinzen die Kunde zugegangen, daß es schon zu Plänkeleien zwischen den beiderseitigen Vorposten gekommen, daß der Feind über Gräfenthal auf Saalfeld vorrücke und wahrscheinlich morgen zum Angriffe schreiten werde. „Mit dem Angreifen werde ich ihnen zuvorkommen", sagte der Prinz, „und so zugleich den Schildwacht-Neckereien ein Ende machen." Noch vor Anbruch des nächsten Tages stieg er zu Pferde. Er selber sammelte seine Division zwischen Rudolstadt und Saalfeld an der zur Saale fließenden Schwarza. Dann eilte er mit einem Theil seiner Truppen nach Saalfeld zur Verstärkung des westlich von der Stadt stehenden Füsilier-Bataillons Rabenau, das der Fürst Hohenlohe von Stadt Ilm her vorgeschickt hatte, um zu der von dem Prinzen befehligten Avantgarde zu treten. Von 10 Uhr an führte der Prinz mit seinen 8300 Mann Preußen und Sachsen den Kampf gegen den doppelt so starken Feind. Die Masse des ganzen Armee-Corps unter Lannes rückte auf dem hohen linken Thalrande völlig gedeckt heran: die Franzosen, von den bewaldeten Thüringer Bergen niedersteigend, hatten das Saalthal von Saalfeld bis Schwarza hin im Auge, sie konnten alle Bewegungen des Gegners auf seinem ungünstigen, von kleinen bebuschten Schluchten durchschnittenen Terrain übersehen. Wird auch der erste Angriff der französischen Tirailleurs und der ihnen folgenden zwei Husaren-Regimenter abgewehrt: immer massenhafter dringen sie auf den Thalstraßen vor, überflügeln die längs des Flusses ausgedehnte preußische Linie, durchbrechen sie und bringen sie zum Weichen. Gneisenau, damals Hauptmann in jenem Bataillon Rabenau, zieht mit seinen Füsilieren durch den Stadt-

zwinger von Saalfeld; am andern Ende der Stadt findet er den Prinzen. Dieser ist eben dabei, unter dem heftigsten feindlichen Feuer die weit vorgegangenen Geschütze abfahren zu lassen. Er befiehlt Gneisenau, die Abfahrt der Batterie durch ausschwärmende Füsiliere zu decken; nur eine umgeworfene, von ihrer Mannschaft im Stich gelassene Haubitze muß zurückbleiben.*)

Bei Wölsdorf (eine halbe Stunde Weges von Saalfeld, an der Poststraße von der Stadt her nach dem Dorfe Schwarza) ist der Prinz zum letzten Angriff vorgeritten. An der Spitze von fünf nicht mehr vollzähligen Schwadronen sächsischer Husaren wirft er sich auf zwei französische Husaren-Regimenter (das 9. und 10.) als er deren erstes Treffen vor dem Gewehrfeuer seines Fußvolkes Kehrt machen sieht. Da glückt es dem zweiten feindlichen Treffen, die dünnen fünf Schwadronen in beide Flanken zu nehmen und in die Flucht zu treiben: zuerst sie, dann die zwei Schwadronen des preußischen Husaren-Regiments (Schimmelpfennig), die, weiter zurück bei Wölsdorf aufgestellt, den sächsischen Kameraden zur Hülfe eilen. Unerschrocken sucht der Prinz die Nächsten zum Stehen zu bringen; jeder von ihm zum Frontmachen angehaltene Trupp wird von fliehenden oder verfolgenden Reitern über den Haufen gerannt. Wild durch einander jagen sächsische, preußische und die ihnen nachsetzenden französischen Husaren dahin, vorbei an der davon fahrenden Artillerie. Stockende Geschütze, den

---

*) Bei Pertz: Leben des Feldmarschalls Gneisenau. I. 115. Die beiden Füsilier-Bataillone, länger als die Reiterei Stand haltend, wurden nach deren Flucht gesprengt. Gneisenau erhielt einen Schuß ins Bein, daß er einen Satz in die Höhe machte. Hinkend entkam er mit den Füsilieren (nur noch 400 Mann) nach Rudolstadt, von da weiter nach Orlamünde zum Hohenloheschen Corps glücklicher als die bei Saalfeld in Kriegsgefangenschaft fallenden Bataillons-Commandeure Rühle und Rabenau. (Vergl. I. 165.) — Als Gneisenau acht Wochen darauf mit seinem Marschbataillon in Königsberg eintraf, fand er dort die Prinzessin Luise, Fürstin von Radziwill, in tiefer Trauer um ihren geliebten Bruder, den Prinzen Louis. Gneisenau war der erste Augenzeuge, der ihr über dessen Tod persönliche Kunde geben konnte. (Vergl. I. 142.)

Flüchtigen im Wege stehend, vergrößern das blutige Wirrsal. Eben will der Prinz eine steckengebliebene Kanone wieder in Gang bringen lassen, da sieht er sich in einen lebendigen Knäuel verwickelt, der nicht so leicht zu durchhauen ist, wie von Alexanders Schwert der am Bauerwagen des Gordius das Joch mit der Deichsel verknüpfende Knoten. Der Knäuel bei Wölsdorf kommt ins Rollen; er zieht auch den lange standhaften Prinzen unaufhaltsam mit sich fort. Vor allen andern Offizieren kenntlich durch den an seiner Brust glänzenden Stern des hohen Ordens vom schwarzen Adler — einen Schmuck, den er, der Neffe des großen Friedrichs, zu dem Gefechte wie zu einem Feste angelegt hat — wird der Prinz von seinem einen Adjutanten gebeten, sich doch nicht nutzlos zum Augenmerk des Feindes zu machen und den verrätherischen Stern nicht so zu zeigen. Eingedenk vielleicht des ihm gestern Abend von der Fürstin von Rudolstadt abgenommenen Versprechens, entblößt er sein Haupt, und den Hut im Arm bedeckt er mit dem Federbusch den Stern. Bauersleute aus Wölsdorf haben gesehen, wie ein einzelner Offizier im bloßem Kopf vom Baumgarten eines Hauses (es wurde das Bock'sche genannt) her über die Straße hinweg sprengte, auf jenen Hohlweg zu, von dessen Ausgang ein Fußsteig über die Wiesen nach Schwarza führt. Der wilde Reiter habe seinen Hut mit großem Federbusch an die Brust gedrückt, als ob er da blessirt gewesen sei und mit dem Büschel das Blut habe stillen mögen. Wie der Prinz eigentlich gefallen ist: darüber widersprechen einander die Berichte aus jenen Tagen. Nach der damals in Saalfeld umlaufenden Erzählung war es auf einem Acker oberhalb des Hohlweges bei Wölsdorf, wo Prinz Louis mit seiner Reiterei zum letzten Angriff gegen die französischen Husaren vorstürmte. Hier geworfen, seine Schwadronen zersprengt, seine Adjutanten von ihm abgedrängt und Alles in jäher Flucht sehend, will er mit seinem guten englischen Pferde über den Hohlweg setzen, um die jenseitige Wiese zu erreichen und dort auf ebenem Boden den Vorsprung zu gewinnen. Im Bogen fliegt das Pferd über die Schlucht, stößt aber drüben auf ein Hinderniß und stürzt hin, den Reiter weit abschleudernd. Er rafft

sich auf, sucht dem Thiere auf die Beine zu helfen, und als ihm dies nicht auf der Stelle gelingt, zieht er seine Pistolen aus den Scheiden am Sattel und, statt durch die nicht weite Saale zu schwimmen, nimmt er den nächsten Weg auf Schwarza zu. Unterhalb Wölsdorf, unfern des Schlagbaumes der Straße, wird er von einem Wachtmeister und einem Gemeinen von den rothen Pariser Husaren ereilt. Er schießt nach den Feinden: der erste Pistolenschuß streift den Husaren, der zweite fehlt den Wachtmeister. Dieser, in dem Gegner einen hohen Offizier, doch nicht einen königlichen Prinzen vermuthend, ruft ihm zu: „General, ergebt Euch!“ — Der Prinz verschmäht den angebotenen Pardon. Er setzt sich zur Wehr, er zu Fuß gegen die beiden Reiter. Schon blutet er aus mehreren Wunden; die rühren ihn nicht, bis ihn zuletzt ein tiefer Hieb in den Hinterkopf zu Boden streckt. Der gemeine Husar, wie toll auf den Feind, der ihn angeschossen hat, springt fluchend vom Pferde, durchbohrt des Gefallenen Brust und läßt seine Wuth noch an dem Todten aus, der dann von Beiden ganz ausgeplündert wird. Dreizehn Wunden durch Hieb und Stich sollen sich an dem Leichnam des Prinzen gefunden haben.

Dieser gleichzeitigen Saalfelder Erzählung steht entgegen, was nachher Carl von Clausewitz, damals Adjutant des Prinzen August, des jüngern Bruders des Prinzen Louis, niedergeschrieben hat in seinem Bericht über seine Erlebnisse vor der Capitulation von Prenzlau: „Unsere sämmtlichen Reitpferde hatten wir (auf dem Rückzuge durch die Uckerbrüche) bereits zurücklassen müssen; nur der Prinz (August) hatte noch ein schönes englisches Pferd von besonderer Kraft an der Hand durchbringen können; es war dasselbe, auf welchem sein Bruder, der Prinz Louis, bei Saalfeld zusammengehauen worden war, und das Blut dieses kühnen Prinzen war noch am Sattel sichtbar.“ *) — Sonach wäre der Prinz Louis im Sattel den feindlichen Hieben erlegen.

*) S. Leben des Generals Carl von Clausewitz und der Frau Marie von Clausewitz, geb. Gräfin von Brühl. Von Karl Schwartz. Berlin 1878. I. 58.

Andere Berichte erzählen: das gute englische Schlachtroß des Prinzen sei beim Ansetzen über den Hohlweg oder über den lebendigen Zaun eines Baumgartens in Wölsdorf mit dem einen Fuße im Strauchwerke haften geblieben, seinen unversehens gehemmten Reiter den Todesstreichen der ihn einholenden Feinde überliefernd. Der Hauptmann Valentini, nur eine kleine Weile von dem Verfolgten abgedrängt, habe dann den Prinzen als todten Mann wiedergefunden, wie er auf dem Pferde gehangen in den Armen eines Adjutanten.

Dem widerstreitet eine Aufzeichnung in dem Tagebuche von Gentz. Er sprach im Hauptquartier den ersten Adjutanten des Prinzen Louis beim Minister Haugwitz. „Der Adjutant, so schreibt Gentz, lieferte uns genauern Bericht über das Gefecht bei Saalfeld, aber keinen über des Prinzen Tod, da er während des Gefechts kurz vor dem stattgefundenen Unglück von ihm getrennt worden war.“ — Uebereinstimmend damit heißt es in einem Briefe aus Saalfeld: „Es waren keine Augenzeugen bei dem Fall und Tode des Prinzen, sie waren so wie seine Leute geflohen. — Des Prinzen Leichnam wird heute noch vielen Neugierigen gezeigt, welche ein Andenken von ihm aus dem Sarge mitnehmen. Auch Kapellmeister Himmel, sein musikalischer Freund, war hier. — Man sagt, der Prinz habe einen Rausch gehabt; das ist aber nicht wahr. Der Gastwirth in Saalfeld hat mir selbst versichert, der Prinz habe bei ihm am 10. (Oktober) ein Frühstück bestellt gehabt und sei schon auf der Mitte des Marktes angekommen gewesen, um es zu sich zu nehmen, als mehrere Ordonnanzen ihm das Andringen des Feindes gemeldet und ihn vermocht hätten, nüchtern die Schlacht zu beginnen. — Wahrscheinlich hat ihn Verzweiflung an dem Schicksal seines Vaterlandes dazu gebracht, so und nicht anders zu handeln. Warum blieb er aber nicht bei Schwarza, eine Meile rückwärts (auf dem halben Wege von Rudolstadt nach Saalfeld), wo die Vortheile des Terrains sich mit seiner Tapferkeit und der seiner Truppen vereinigen konnten?

In Saalfeld war damals eine Aeußerung der Fürstin von Rudolstadt verbreitet. Sie habe, als die Trauerkunde von dem

Tode des Prinzen im Schlosse angekommen, eine Minute sprachlos dagestanden; dann habe sie ihr schmerzliches Schweigen gebrochen mit den Worten, mit welchen in Schillers Wallenstein der schwedische Hauptmann in dem Auftritte mit Thekla seinen Bericht über den gefallenen Max Piccolomini endet: „Man sagt, er wollte sterben.“

Die Blutstätte, wo Prinz Louis gefallen, oder richtiger, wo sein quer über dem Fahrgeleise liegender Leichnam in einer Blutlache aufgefunden worden ist, bezeichnete der Rath zu Saalfeld mit einem einfachen Denkstein. Siebzehn Jahre später (1823) hat ihm seine Schwester, die Fürstin von Radziwill, ein ehernes Monument setzen lassen. Auf einer Feldspitze, dicht an der sich durch das Saalthal windenden Chaussee von Schwarza nach Saalfeld diesseit des Dorfes Wölsdorf, blickt das eisern umgitterte Denkmal unter hohen Pappeln wie unter grünen Pyramiden hervor. Es trägt die schlichte Inschrift: „Hier fiel kämpfend für sein Vaterland Prinz Ludwig von Preußen.“

Ueber die Auffindung des Leichnams und dessen Begräbniß in Saalfeld schreibt Gentz in einem Briefe an Adam Müller: „Der Graf Mensdorff-Pouilly, ein französischer Emigrirter, jetzt Rittmeister im Klenauschen Regiment, der vor zwei Jahren die Prinzessin Sophie von Coburg geheirathet hat, war mit dem Coburgschen Hofe in Saalfeld, als der Krieg anfing und die unglückliche Affaire vom 10. vorfiel. Er hatte den Prinzen noch am Tage der Schlacht gesprochen und begleitete ihn, wie er aus der Stadt ritt, um den Franzosen entgegenzugehen. Wie der fatale Ausgang immer entschiedener wurde, ritt er zurück, um der Coburgschen Familie beizustehen, und hielt durch seine Standhaftigkeit die Franzosen ab, das Schloß in Saalfeld zu plündern. Bei diesem Geschäft kommt der General Lannes und zeigt ihm den Stern und das Kreuz des Prinzen und fragt ihn, wem es gehört haben könne. Mensdorff sagt ihm, welchen Feind er besiegt hat. Lannes ruft erstaunt: „Diable, voilà qui est bon; cela fera une grande sensation à l'armée.“ Hierauf reitet Mensdorff gleich nach dem Schlachtfelde, begleitet von den Husaren,

die den Prinzen ausgezogen und geplündert hatten; er verspricht ihnen Geld, wenn sie ihm nur den Leichnam schaffen wollen; man findet ihn ganz nackt. — Er stellt Lannes die Unwürdigkeit der Behandlung vor, und nun giebt ihm dieser eine Compagnie Grenadiere, um den Leichnam, blos in ein Tuch gehüllt, nach Saalfeld bringen zu lassen. Die Grenadiere spielen Walzer, indem sie ihn begleiten. Man bringt ihn ins Schloß und untersucht ihn. Mensdorff läßt ihn in die Kirche tragen, dort 24 Stunden stehen und dann in der fürstlichen Gruft beisetzen. Was das für Fügungen sind! Ein österreichischer Offizier (nachheriger Feldmarschall), ehemals selbst Franzose, Gemahl einer deutschen Prinzessin, begräbt den Prinzen Louis von Preußen!"

Eine frische Erinnerung an den blutigen Tag von Saalfeld findet sich in den Aufzeichnungen des Historikers Heinrich Leo aus seiner Jugendzeit. Sein Vater, vorher Garnisonprediger in Rudolstadt, war damals Landpfarrer in Braunsdorf, einem Kirchspiele von sechs Dörfern auf der rauhen Höhe vor dem Thüringer Walde zwischen Saalfeld und Schwarzburg. Am Abend vor dem Treffen bei Saalfeld erzählte die Pfarrmagd, als sie Licht ins Zimmer brachte: ein Mann aus Birkenhaide (einem der das Kirchspiel bildenden Höhendörfer) sei durch Braunsdorf nach der Dietrichshütter Schenke gegangen und habe von rothen französischen Husaren gesprochen, welche bei der hohen Eiche gesehen worden. Der Pfarrer wollte es nicht glauben. „Am andern Morgen (schreibt Heinrich Leo) wurden auf dem Rode, einem im Walde in der Richtung auf Oberwirbach hin gelegenen Theile des Pfarrfeldes, Kartoffeln ausgepflügt, und mein Vater nahm mich, nachdem ich gefrühstückt hatte, an die Hand und ging dahin, um zu sehen, wie es mit der Arbeit stände. Wir waren nicht lange auf dem Acker angekommen, als uns ein Kanonenschuß erschreckte. Wir glaubten, es sei die Rudolstädter Feuerlärmkanone, und da nur ein Schuß einen entfernteren Brand signalisirte, meinte der Vater: man müsse abwarten, ob nicht mehr Schüsse erfolgten. Ein zweiter ließ nicht lange auf sich warten; also das Feuer war in der Nähe Rudolstadts. Ein dritter folgte; also es war in

Rudolstadt selbst. Ein vierter, fünfter — nun blieb nichts übrig: das Feuer mußte auf dem fürstlichen Schlosse sein, und mein Vater eilte die Waldtraufe am Acker hinab, um sogleich die Spritze des Dorfes in Marsch setzen zu helfen. Als wir am untern Ende des Ackers waren, riefen die Arbeiter vom obern: wir sollten warten; es könne unmöglich Feuerlärm sein, man höre auch Kleingewehrfeuer. Wir gingen zu ihnen und hörten hier, wo sich das Terrain nach dem Thale zwischen Dietrichshütte und Unterwirbach zu senken beginnt, ganz deutlich Kleingewehrfeuer sowohl in Pelotonfeuer als in einzelnen Schüssen; denn der Wind stand von dem, in gerader Windrichtung, nur wenig über eine Stunde von uns entfernten Felde des Zusammentreffens bei Saalfeld her auf uns. Wir hörten nun auch die Hörner der aus Oberwirbach ausrückenden preußischen (wenn ich mich recht entsinne: Rabenauschen) Jäger über den Wald herüber. Da das Treffen, dem Klang des Schießens nach zu urtheilen, in einzelnen seiner Theile bei gerader Richtung durch die Luft keine gute Stunde von uns stattfinden mußte, beschloß der Vater in das Haus zurück zu gehen, um einige Vorkehrungen für mögliche Fälle zu treffen und zugleich ein Fernrohr zu holen, um eine etwa zwei Stunden entfernt liegende Stelle der Umgegend, über welche der Weg von Gräfenthal nach Saalfeld bei der sogenannten hohen Eiche führte, zu beobachten. Auf diesem Rückwege begegnete uns eine von Oberwirbach kommende preußische Jägerpatrouille, die uns zuerst ausdrückliche Gewißheit gab, daß ein Treffen mit Franzosen in der Nähe stattfinde. Sie war nach Arnsgereuth (dem zweitnächsten Dorf vor Saalfeld von Gräfenthal her) bestimmt gewesen, hatte aber gemeint, weit davon sei jedenfalls besser für den Schuß, und war deshalb so weit seitwärts gegangen und machte nun meinem Vater das unverschämte Ansinnen: er solle ihr, als sei er der Pastor von Arnsgereuth, ein Attest ausstellen, daß sie dagewesen. Mein Vater war ganz empört, machte aber nebenbei den Eseln doch begreiflich, daß sie jedenfalls abgeschnitten würden, wenn sie nicht eilten, wieder zu ihrer Truppe zu kommen, daß ihre Offiziere sofort den Betrug, den sie vorhätten, erkennen würden, wenn sie sich über ihren

Marsch nicht besser legitimiren könnten, als durch einen papiernen Wisch. Das sahen sie ein, gingen aber denn doch noch eine halbe Stunde bei Braunsdorf herum, ehe sie durch den Wald wieder sich auf den Weg nach Wirbach machten. Inzwischen hatten sie sich durch unser Fernrohr über das unterrichten können, was auf der Straße bei der hohen Eiche vorging, wo man fortwährend französische Truppen vorüberziehen, dann und wann Cavallerie halten und füttern sah. Da sie nun auch hinlänglich sich über die Lage von Arnsgereuth aufgeklärt hatten, werden sie wohl einen scheinbaren Bericht zu ihrem Bataillon gebracht haben. Mein Vater hatte anfangs die beste Zuversicht gehabt. Nun aber meinte er, wenn sich die preußischen Offiziere auf viele solche Wichte verlassen müßten, könnte es doch schief gehen. Dennoch war seine Niedergeschlagenheit unbeschreiblich, als bald nach Mittag einige auf den Berg über Unterwirbach, von wo man einen Theil des Schlachtfeldes übersehen konnte, gelaufene Bauern mit der Nachricht zurückkamen, die Preußen und die Sachsen seien vollkommen im Abzuge auf Rudolstadt.“ — Ein Taufpathe Heinrich Leos und treuer Freund der Familie, der schwarzburgische Major von Lynker, früher in preußischen Diensten, hatte den Prinzen Louis in das Treffen begleitet, zum großen Schrecken der Rudolstädter Bürger: sie fürchteten in Folge davon sich als in Feindes Land befindlich von den Franzosen behandelt zu sehen. Ins Pfarrhaus des Höhendorfes kam von Rudolstädter Verwandten die Nachricht, daß der Major landesflüchtig und von den Franzosen verfolgt sei.*)

Nicht, wie man dem Prinzen Louis nachgesagt, nicht übermäßiger Trotz auf die vermeintliche Unwiderstehlichkeit der preußischen Taktik hatte ihn zum Kampfe gegen Frankreich verleitet. Der Gedanke eines unglücklichen Ausganges des Krieges lag gerade ihm näher, als manchen Andern am Hofe. Zu seiner Mutter, der Prinzessin Ferdinand, als sie ein Unterliegen Preußens für

---

*) S. Meine Jugendzeit. Von Heinrich Leo. Gotha, 1880. S. 20. ff.

unmöglich hielt, hat er gesagt: „Aber liebe Mutter, denken Sie denn, das könne niemals anders sein? Es werde immer getrommelt werden, wenn Sie aus dem Thore fahren? Sie fahren einmal spazieren, und es wird nicht getrommelt, glauben Sie mir!“ — Schon früher, als Preußen sich noch durch die gleißnerische Freundschaft Napoleons blenden ließ, hatte der Prinz dem König, der ihm seine Kriegslust verwies, geantwortet: „Aus Liebe zum Frieden nimmt Preußen gegen alle Mächte eine feindliche Stellung an und wird einmal in derselben von einer Macht schonungslos überstürzt werden, wenn dieser der Krieg gerade recht ist. Dann fallen wir ohne Hülfe und vielleicht auch gar noch ohne Ehre.“ Dabei hatte der Prinz, mochte auch seine Stellung zum König getrübt sein, doch hohe Achtung vor dessen natürlicher Begabung. Das bekundet seine Aeußerung: „Ich kenne nur einen Mann im preußischen Staate, der durch seine Einsichten und seine Talente denselben zu retten im Stande wäre, wenn er sich nur selbst vertrauen wollte, und dieser ist Friedrich Wilhelm der Dritte.“ — Eben so hat Gneisenau im Oktober 1807 in einem Briefe an den Hauptmann Wiesner geschrieben: „Sie erwähnen unserer unglücklichen Affaire bei Saalfeld und meinen, unsre beiden Obristen hätten viel Schuld an dem Unglück. Wenn aber dies Treffen nicht geliefert worden wäre, so konnte uns doch nichts von dem Untergange retten. Die wenigen Bataillone, die bei Saalfeld aufgerieben oder zerstreut wurden, hätten die Schlacht von Jena nicht weniger entscheidend machen können. Wenn man vieles so gut gesehen hat, als ich nachher Gelegenheit hatte, darf man sich über nichts mehr wundern. Glauben Sie mir, der König ist der Unterrichtetste von allen, die ihn umgeben haben; unglücklicher Weise hat er fremden Meinungen gefolgt und seine bessere hintangesetzt.“

Ein Wachtmeister (Maréchal de logis) vom zehnten Husaren-Regiment, Guindet mit Namen, ist als Besieger des Prinzen Louis von Napoleon ausgezeichnet worden. Auf Befehl des Marschalls Lannes überreichte Guindet selber seinem Kaiser als Trophäen Degen, Orden und Brieftasche des niedergemachten und

geplünderten Prinzen. „Mein Braver," sagte Napoleon zu ihm, „Ihr habt euer Vaterland von seinem ärgsten Feinde befreit." Er beförderte den Wachtmeister zum Lieutenant; er schmückte ihn mit dem Orden der Ehrenlegion. An Talleyrand schrieb Napoleon aus Auma im Weimarschen am 12. Oktober 1806: „Ich schicke Ihnen die Orden des Prinzen Louis von Preußen, zugleich Briefe, die bei ihm gefunden sind. Ich habe sie nur sehr flüchtig durchgesehen; lesen Sie sie mit Aufmerksamkeit. Suchen Sie mit Herrn Laforest, ob man etwas davon herausbringen kann. — Die Sachen gehen hier ganz so, wie ich sie vor zwei Monaten in Paris gedacht habe: jeder Marsch, fast jeder Vorfall ist so gekommen, wie er vorausgesehen war. Alles scheint mich in dem Glauben zu bestärken, daß die Preußen beinahe gar keine Aussicht auf einen glücklichen Ausgang haben. — Unbegreiflich, daß der Herzog von Braunschweig, den man doch für fähig und geschickt hält, die Kriegs-Operationen dieser Armee auf so sonderbare Weise führt. Dresden ist ohne alle Deckung."

Auch Prinz Louis schien schon drei Tage vor seinem Tode der Hoffnung auf den Sieg entsagt zu haben. Nach einer zweistündigen Unterredung des ihn besuchenden Fürsten von Hohenlohe, der mit seinem Heere unter dem Oberbefehl des Herzogs von Braunschweig stand, hörte man den Prinzen in die Worte ausbrechen: „Ach, es steht schlecht um uns, schlecht um die ganze preußische Armee. Ich halte sie für verloren; aber ich werde unsern Fall nicht überleben." — Der Tod des Prinzen, schrieb Clausewitz (12. Oktober 1806) an seine Braut, habe fast der ganzen Armee Thränen gekostet. Er schildert Louis Ferdinand als den preußischen Alcibiades: die etwas wüsten Sitten hatten den Kopf nie zur Reife kommen lassen. Gleichsam als wäre er der erstgeborne Sohn des Mars, besaß er einen unermeßlichen Reichthum an Herzhaftigkeit und kühner Entschlossenheit; und wie gewöhnlich Majoratsherren, stolz auf ihren Reichthum, das Andere vernachlässigen, so hatte auch er für eine ernstliche Bildung und Entwickelung seines Geistes nicht genug gethan. — Er genoß das Leben nur zu sehr. Aber die Gefahr war ihm zugleich ein Lebens-

bedürfniß. Sie war seine Jugendgespielin; konnte er sie nicht im Kriege aufsuchen, so ging er ihr nach auf der Jagd, bei großen Revuen auf tollen Pferden, u. s. w. Er war in hohem Grade geistreich, von feiner Lebensbildung, voll Witz, Belesenheit und Talenten mancher Art, unter andern für die Musik, denn er konnte auf dem Klaviere für einen Virtuosen gelten. Er war einige dreißig Jahre alt, groß, schlank und schön gebaut, hatte feine und edle Züge, hohe Stirn, wenig gebogene Nase, kleine blaue Augen von einem dreisten Blick, lebhafte Farbe, blondes gelocktes Haar. Er hatte eine vornehme Haltung, einen festen Gang und eine Art, Brust und Kopf zu tragen, worin von Stolz und Selbstgefühl gerade so viel war, wie dem Prinzen und dem verwegenen Soldaten geziemt. Ein ungezügelter Lebensgenuß hatte in seine edlen Züge Spuren einer frühzeitigen Zerstörung getragen; doch war nichts von gemeiner Sinnlichkeit zu finden, und sein Ausdruck war nicht, wie man glauben könnte, der eines vornehmen Wüstlings, weil sich in ihm zuviel große Ideale regten und das innere Bedürfniß nach Ruhm und Größe wie ein veredelnder Schein in sein Aeußeres trat. Er fand den Tod, weil er wie Talbot von der Erde, die zum Schlachtfelde diente, wie von seinem Schilde nicht lassen wollte.*)

Im Hauptquartiere bemerkte der daselbst anwesende Gentz nur wenig warme Theilnahme an dem traurigen Ende des Prinzen Louis. Unter denen, welche ihn am meisten hätten bedauern sollen, waren Einige, deren persönliche Berechnungen dergleichen Gefühle ersticken mochten; wieder Andere waren durch die Gewagtheit seines Unternehmens zu sehr gereizt, um an den Tribut zu denken, welchen sie so vielen seltenen Eigenschaften und so heldenmüthiger Hingebung schuldig waren. Der König war nebst der Königin am tiefsten darüber betrübt und wollte Keinen sehen.

---

*) Kurzer Auszug aus dem vom General von Clausewitz hinterlassenen eigenhändigen Manuscript: Feldzug von 1806 und 1807. Vergl. K. Schwarz: Leben des Generals Carl von Clausewitz. II. 536. ff.

Fünftehalb Jahre nachher, am 10. März 1811 (am Geburtstage der im Sommer zuvor entschlafenen Königin Luise) sind die Gebeine des Prinzen auf seines Vaters Geheiß durch den Kammer-Rath Giefeke aus Saalfeld nach Berlin abgeholt und hier am 21. März Abends in der Hof- und Domkirche feierlich in der Gruft seiner Ahnen beigesetzt worden. Stägemann, der preußische Tyrtäos, sang dem fürs Vaterland Gefallenen ein Grablied. Der Dichter läßt darin die Geisterstimme des Helden sagen:

Eure Fahne, wenn die Schlacht sie faltet,
Euer Stern, wenn ihr Gewitter waltet,
Werd' ich hell um eure Stirnen schweben,
Euch zum Schilde vor der Ehre Wunden
Werd' ich männlich eure Brust umgeben,
Und der Tod, den ich im Kampf gefunden,
Wird ein Siegesgott auf Sonnenrossen,
Von des Volks Frohlockenwog' umflossen,
Euch in Tagen Sorrs, in Roßbachs Tagen
Hoch hinauf zur Heimath Friedrichs tragen.

Siebentes Kapitel.

Die Königin im Kriegs-Drangsal 1806 und 1807.

Der König hatte ein Vorgefühl des Unglücks, in das ihn dieser Krieg stürzen sollte. Das volle Herz trat ihm auf die Lippen in jenen Worten, die er in den Tagen vor der Niederlage von Jena und Auerstädt zu dem Major Grafen Henckel von Donnersmark äußerte: „Das kann nicht gut gehen, denn es ist eine unbeschreibliche Confusion. Die Herren wollen das aber nicht glauben; sie behaupten, ich wäre noch zu jung und verstände das nicht. Ich wünsche, daß ich Unrecht habe." — Auch aus dem Munde der Königin hat man nachher gehört: der König habe die gegen den Feind getroffenen Vorkehrungen nicht für genügend erachtet; doch von allen Seiten sei ihm versichert worden, daß sie es wären.

Nach der schwarzen Botschaft von Saalfeld her kam am folgenden Tage (12. Oktober) in der elften Abendstunde die bestürzende sichere Nachricht ins Hauptquartier: schon seien französische Truppen im Rücken der preußischen in Naumburg einmarschirt. Scharnhorst, damals Chef des Generalstabes des Oberbefehlshabers, des Herzogs von Braunschweig, schreibt in seinem Bericht von der Schlacht von Auerstädt: „Dadurch daß der Fürst von Hohenlohe das Corps von Tauentzien nicht der Bestimmung und den Befehlen gemäß zwischen Dresden und dem Feinde ließ und, nachdem er dasselbe an sich gezogen hatte, nicht seine linke Flanke durch Detaschements observirte, entstand der unerhörte Fehler, daß der Feind der Armee in den Rücken kam, ehe sie es erfuhr. Der König that hier, was man in einem solchen Falle immer thun muß; er ging

mit seiner Hauptarmee dem im Rücken befindlichen Feind auf den Hals, und da dieser weit schwächer als die Armee des Königs war, so hätte die Sache weiter nichts auf sich gehabt, wenn sich bei dieser Gelegenheit nicht gezeigt hätte, daß die Vortheile der Kriegserfahrung die der Uebermacht vernichten könnten, daß die inneren Verhältnisse der preußischen Armee keine glücklichen Erfolge zuließen."

Der Herzog entwarf nun den Plan, mit der ganzen Armee links ab über Auerstädt nach der Unstrut zu marschiren, diesen Seitenfluß der Saale bei Freiburg und Laucha zu überschreiten und weiter die Saale abwärts zu ziehen, um dann dem Feinde zwischen der Saale und der Elbe in der Gegend von Leipzig entgegen zu gehen. Der König billigte den Abmarsch nach Auerstädt und befahl dessen schleunigste Ausführung. Aber der Aufbruch ging doch erst in der elften Vormittagsstunde vor sich, zwölf volle Stunden nach dem Eintreffen jener zuverlässigen Nachricht von des Feindes Einmarsch in Naumburg.

Die Königin wollte ihrem Gemahl auf diesem Linksabmarsch nach Auerstädt folgen. Seit zwei Tagen in Weimar, fuhr sie am 13. Oktober in der dritten Nachmittagsstunde von da weiter, mit ihr im Reisewagen die Oberhofmeisterin Voß und die Hofdamen Vieregg und Tauentzien. Auf der Straße nach Auerstädt hin (am Wege nach Eckartsberge, der ersten Poststation von Weimar nach Leipzig) ließ plötzlich der Herzog von Braunschweig der Königin sagen: Ihre Majestät müsse umkehren, da in dieser Richtung am folgenden Tage eine Schlacht erwartet werde. So berichtet die Oberhofmeisterin: „Das war ein furchtbarer Augenblick." In der Armee hat man sich damals erzählt: der General von Zastrow, der am folgenden Schlachttage dem Könige zur Seite stand, sei dem Vorreiter in die Zügel gefallen, als der Wagen der Königin gerade auf ein schon vom Feinde beherrschtes Dorf zugefahren; er habe Ihrer Majestät mitgetheilt: es ständen schon drei Regimenter französischer Chasseurs diesseit des Dorfes Kösen, die Strecke sei nicht mehr sicher, und sie begebe sich, wenn sie hier weiterfahre, in die höchste Gefahr.

Als die Truppen nun die Reisekutsche Ihrer Majestät auf der Straße nach Weimar zurückfahren sahen, vermutheten sie, der Feind sei in der Nähe, und ein weithin schallendes Jauchzen, ein tausendstimmiges Vivat auf die Königin brach aus den Reihen der kampflustigen Krieger. Die herzhafte Stimmung des Heeres belebte sie mit frischem Vertrauen: es war, wie sie sagte, eine Himmelspforte der Hoffnung, durch welche sie am Spätabend wieder in Weimar einfuhr.

Hier sprach sie den General von Rüchel. Auf sein Zureden entschloß sie sich, am nächsten Tage in der Frühe nach Berlin zurück zu reisen. Rüchel selbst hat darüber aufgezeichnet: „Bei der wachsenden Gefahr bat ich die Königin Majestät inständigst, nur abzureisen und sich nicht in eine, bei den größten Vorsichtsmaßregeln dennoch nicht zu berechnende Verlegenheit zu versetzen. Ihre Majestät nahmen meinen Vorschlag gnädigst an, und ich entwarf nach der bei mir habenden Karte Allerhöchstdero Reiseroute und Quartier: über Mühlhausen, die Chaussee von Seesen, Braunschweig und Magdeburg nach Berlin, auf dem Weimarischen Schlosse in den Zimmern Ihrer Majestät, was die sonderbare Veranlassung zu der Aeußerung des Kaisers Napoleon gegeben hat: ich hätte mit der Königin von Preußen, dieser so bescheidenen als edlen Fürstin, die stets mit Würde handelnd nie aus ihrem Geleise getreten ist, die Pläne zu den Kriegsoperationen regulirt.*) — Ich warf mich angezogen nebst einem Adjutanten auf das Lager. Gegen Anbruch des Tages fehlten noch die nöthigen Pferde für die Königin Majestät, weil die Armee Alles zu dem Marsche gebraucht hatte; ich ließ Haussuchung nach Pferden halten und ersetzte die fehlenden durch meine eigenen Pferde; ließ die ersten Stationen die Königin durch ein Kavallerie-Kommando (60 Mann vom Kürassier-Regiment Bailliodz unter Lieutenant Jagow) zur eigenen Sicherheit begleiten und verfügte mich nach dem Bivouac. Jemand bemerkte mir, man höre kanoniren."

---

*) Anhang 3.

Der ferne Donner der Geschütze schlug an den Reisewagen, in welchem sie durch den dichten Nebel des trüben Herbstmorgens dahin fuhr. Wenn diese graue Decke, die jetzt in der Frühe auf dem Thüringer Walde lag, sich hob, wenn die Sonne dieses blutigen Tages durch den Nebel drang — wem sollte sie zum Siege leuchten? Die Königin sah in Gedanken ihren Gemahl, den Mann ihres Herzens, den Vater ihrer Kinder in die Schlacht ziehen. Sie ließ ihn in Gefahren zurück, die sie so gern mit ihm getheilt hätte.

„Man hat die Königin getadelt," heißt es in einem von Weimar nach Berlin geschriebenen Briefe, „weil sie an diesem schrecklichen Tage, wo die Sterbestunde des preußischen Staates anzubrechen schien, noch mitten in der Armee war. Das ist zu hart! Diese erlauchte Frau hatte sich nie um Staatsangelegenheiten bekümmert, bis der Kaiser Alexander sie über die Gefahr belehrte, die ihrem Hause und dem Staate drohte. Mochte diese Gefahr erträumt sein oder nicht, gleichviel! Die Königin konnte keinen tiefern Blick in die Staatsverhältnisse werfen. Genug, diese Idee hatte ihre ganze Weiblichkeit aufgeregt; sie sah ihren Mann, den König, ihre Kinder, die Thronfolge, Alles, was ihr lieb und werth war, in Gefahr; sie bot daher Alles auf, dieser Gefahr zu trotzen und sie mit ihrem Manne zu theilen. Deshalb ging die milde Königin zur Armee; deshalb war sie es, die am 13. Oktober in Weimar zu Fuße in den Straßen sich den aufmarschirenden Truppen zeigte und durch ihren Muth, durch ihre Gegenwart begeisterte, was zu begeistern war!" —

Das preußische Kriegsheer hatte seit langer Zeit keine Königin gesehen. Weder die Gemahlin Friedrichs des Großen noch die Friedrich Wilhelms II. waren die Gefährtinnen der Kriegsherren auf militärischen Reisen gewesen. Nun erschien die Königin Luise an des Königs Seite inmitten der Armee, diese an Wuchs und Antlitz schöne Gestalt, in ihrer geistigen Majestät und natürlichen Grazie ein seelenvolles Bild deutscher Frauenwürde und Anmuth. Kein Wunder, wenn die preußischen Krieger bei dieser seltenen Erscheinung „ein Gebild aus Himmelshöhen" vor Augen zu haben

glaubten, und jenes Ideale, dessen Begriff sich als das Ritterliche des Offizierkorps bestimmen läßt, in der Königin Luise zu leiben und zu leben schien, ja noch nach ihrem Tode lebendig im Heere blieb.

Jener Schlachttag von Jena und Auerstädt war der sieben und vierzigste Jahrestag der Niederlage des in seinem Lager bei Hochkirch überfallenen großen Königs. Dort in der Frühe des 14. Oktobers 1758 war der Glockenschlag Fünf vom Kirchthurme des Dorfes Hochkirch das Signal zum feindlichen Angriff — in der fünften Morgenstunde des 14. Oktobers 1806 ist Luise von Weimar abgereist, wo am Abend die Franzosen hausten. „Gleich hinter Weimar (erzählt die Hofdame Lisinka Tauentzien) brach der Wagen der Königin. Sie stieg mit mir in die offene Kalesche des Kammerherrn von Buch, der sich auf den Bock setzte, und so machte ich die ganze Reise allein mit ihr." Die Oberhofmeisterin Gräfin Voß und die andere Hofdame Fräulein von Vieregg setzten sich in den zweiten Wagen zu den beiden Kammerfrauen. In Erfurt auf der Durchfahrt sprach die Königin wenige Minuten den Minister Haugwitz sowie den frühern preußischen Gesandten in Paris, Luchesini, jenen italienischen Marchese, der seine Laufbahn in Potsdam als Vorleser und Bibliothekar Friedrichs des Großen angefangen und als Kammerherr einer Schwester Napoleons, der Fürstin von Lucca, beschlossen hat. Aus der Festung Erfurt, die zwei Tage nachher durch feige Capitulation in die Hände der Franzosen fiel, fuhr die Königin in nordwestlicher Richtung nach dem vier Meilen entfernten Langensalza. Bis hierher folgte ihr der Reiter-Trupp, den ihr Rüchel zum sichern Geleit mitgegeben hatte. Ueber Mühlhausen fuhr sie weiter nach Heiligenstadt, wo sie am späten Abend ankam und im Hause eines Kammersecretärs übernachtete. Mit dem grauenden Morgen (15. Oktober) setzte sie die Reise fort. „Nicht die geringste Nachricht von den Truppen (berichtet die Oberhofmeisterin). Plötzlich kam ein Postsecretär geritten und schrie überlaut: die Schlacht sei gewonnen. Spät Abends trafen wir in Braunschweig ein." Nichts schreibt die Gräfin Voß von dem, was Lisinka Tauentzien erzählt: „In Braunschweig trat uns der ganze Hof in tiefer Trauer, die schon

für den Prinzen Louis angelegt war, entgegen. Der Eindruck aller dieser schwarzen Gestalten und der Jammer, den die Nachricht von der schweren Verwundung des Herzogs in seinem Lande verbreitet hatte, wirkte überwältigend auf uns. Dennoch konnten wir nichts Bestimmtes erfahren. Endlich in Brandenburg (17. Oktober, auf der Fahrt von Tangermünde her, wo die Königin übernachtet hatte) erreichte uns ein Brief, den der General-Adjutant des Königs (Oberst von Kleist) noch auf dem Schlachtfelde geschrieben, und der der Königin überall vergeblich nachgeschickt war. Es waren wenige Worte: „Der König lebt — die Schlacht ist verloren."

Bis dahin auf ihrer viertägigen Fahrt aus Thüringen durch den Harz und die Altmark hatte die Königin nur ungewisse Nachrichten gehört, bald frohe, bald schreckliche. Was sie da empfunden, was sie da gelitten, sie selbst hat es „unsäglich" genannt, hat sich dieser Fahrt, „zwischen den Bergen der Hoffnung und den Abgründen des Zweifels hindurch," mit den Worten erinnert: „Da wird man inne, was der Spruch bedeutet: wir wissen nicht, was wir beten sollen, sondern der Geist selbst vertritt uns mit unaussprechlichem Seufzen." Als sie jetzt die sichere Unglücksbotschaft empfangen, da ist es ihr, als sei die Lawine, die bis hierher drohend über ihrem Wege hing, nun plötzlich erdrückend auf sie herabgerollt. Sie ringt nach Fassung, sie spricht zu der Gräfin Tauentzien: „Wir wollen uns nur recht zusammennehmen, um nicht diesen Schreck in Berlin zu verbreiten."

Von Brandenburg fährt sie weiter über Potsdam nach Berlin. Als sie hier am späten Abend ankommt, sind ihre Kinder schon fort nach Schwedt an der Oder. Die Franzosen ständen schon vor den Thoren, hieß es, und auf dieses Gerücht hin hatte der Gouverneur der Hauptstadt die Erzieher der königlichen Kinder bestimmt, sie fürs Erste nach Schwedt zu geleiten und dort der weitern Befehle der Eltern zu harren. Die Kunde von der Königin Ankunft trieb das Volk, um sie zu sehen, schaarenweise nach dem Palais. Es war schon dunkel, und immer dichter, immer lauter drängte sich die Menge vor ihren Fenstern. Sie ließ heraus

sagen: „sie sei in Thränen, aber nicht des Schmerzes, nur der Rührung über diese Anhänglichkeit; doch bitte sie um Ruhe." Darauf ging die vor dem Palais angehäufte Volksmasse still auseinander. Dr. Hufeland, damals königlicher Leibarzt, schreibt in seinen Aufzeichnungen: „Den 16. Oktober hatten wir nichts als Siegesnachrichten in Berlin und feierten mit Fichte Abends ein frohes Siegesmahl. Den 18. früh 6 Uhr ward ich aufs königliche Palais zur Königin gerufen, die in der Nacht angekommen war. Ich fand sie mit verweinten Augen, aufgelösten Haaren, in voller Verzweiflung. Sie kam mir mit den Worten entgegen: „Alles ist verloren. Ich muß fliehen mit meinen Kindern, und Sie müssen uns begleiten." Dies sagte sie mir um 6 Uhr, und um 10 Uhr saß ich im Wagen, nachdem ich in aller Eile nur das Nothwendigste geordnet, meine Kranken übertragen und meine Arbeitsstube verschlossen hatte. Es war ein harter Kampf und eine schwere Stunde. Aber die heilige Pflicht gebot, denn auch die Prinzeß Wilhelm, deren Arzt ich war, und die jeden Augenblick ihre Niederkunft erwartete, mußte fliehen, und auch diese konnte ich nicht verlassen."

Von den Mitgliedern des Königshauses wurden nur die Familie des Prinzen Ferdinand und die Wittwe des Prinzen Heinrich durch ihr hohes Alter in Berlin zurückgehalten.

Die Königin traf in Schwedt mit ihren Kindern zusammen (18. Oktober). Welch ein Wiedersehen! „Ihr seht mich in Thränen," rief sie aus, „ich beweine den Untergang der Armee! Sie hat den Erwartungen des Königs nicht entsprochen." — Damalige Aufzeichnungen berichten noch andere Aeußerungen der Königin aus jenen ersten Tagen der Flucht, als eine Schreckensnachricht die andere jagte. Mögen diese Aeußerungen auch nicht Wort vor Wort so gelautet haben, sie entsprechen doch dem großen Sinne Luisens und der Stimmung, in der sie „Alles verloren glaubte." Zu ihren beiden ältesten Söhnen, dem Kronprinzen und dem Prinzen Wilhelm, die bereits den Rock des Königs und der Armee trugen, und zu deren Erziehern soll die Königin sich damals ausgesprochen haben:

„Sie sehe ein Gebäude in einem Tage zerstört, an dessen Erhöhung große Männer zwei Jahrhunderte hindurch gearbeitet hätten. Es gebe keinen preußischen Staat, keine preußische Armee, keinen Nationalruhm mehr: er sei verschwunden wie jener Nebel, der auf den Feldern von Jena und Auerstädt die Gefahren und Schrecken dieser unglücklichen Schlacht verbarg! — Ach, meine Söhne, (rief sie dabei aus) Ihr seid schon in dem Alter, wo Euer Verstand diese schweren Heimsuchungen fassen kann! Ruft künftig, wenn Eure Mutter und Königin nicht mehr lebt, diese unglückliche Stunde in Euer Gedächtniß zurück. Weinet meinem Andenken Thränen, wie ich sie jetzt in diesem schrecklichen Augenblicke dem Umsturze meines Vaterlandes weine! Aber begnügt Euch nicht mit den Thränen allein. Handelt, entwickelt Eure Kräfte. Vielleicht läßt Preußens Schutzgeist sich auf Euch nieder. Befreiet dann Euer Volk von der Erniedrigung, worin es schmachtet. Suchet den jetzt verdunkelten Ruhm Euerer Vorfahren von Frankreich zurück zu erobern, wie Euer Urgroßvater, der große Kurfürst, einst bei Fehrbellin die Niederlage und Schmach seines Vaters an den Schweden rächte. Ach, meine Söhne, lasset Euch nicht von der Entartung dieses Zeitalters hinreißen. Werdet Männer, Helden, würdig des Namens von Prinzen und Enkeln des großen Friedrichs. Und wenn Ihr den niedergebeugten Staat nicht wieder aufrichten könnt, so sucht den Tod, wie ihn Louis Ferdinand gesucht hat!" —

Von Schwedt aus fuhr die Königin mit dem Kronprinzen und dem Prinzen Wilhelm zunächst nach Stettin weiter. Hier (20. Oktober Vormittags) trat ihr der Geheime Cabinetsrath Lombard unter die Augen; er war aus Berlin vor der ihn bedrohenden Volkswuth hierher geflüchtet. Es ging das Gerücht: er habe die Absendung gewisser Depeschen nach Petersburg insgeheim um zwölf Tage verzögert, so daß die russischen Hülfstruppen nicht rechtzeitig auf dem Kampfplatz erscheinen könnten. „Als Ihre Majestät die Königin in Stettin angekommen war," schreibt G. Merckel, der gleichfalls vor den Franzosen aus Berlin geflüchtete Herausgeber des Freimüthigen, „da fand auch Lombard sich ein und erschien, indem sie abreisen wollte, im Landständehause, wo sie abgestiegen

war. Sowie die Monarchin seiner ansichtig wurde, befahl sie dem Platzmajor, ihn zu verhaften, und stieg in den Wagen. Als ich einige Minuten später dorthin kam, fand ich die noch zahlreich Versammelten sehr aufgeregt und hörte von mehreren Seiten: nun werde die Königin ihre Reise wenigstens sicher fortsetzen können. Man hielt also sein Erscheinen in Stettin für die Einleitung eines neuen Verrathes. Die Stadt war voll Freude über seine Verhaftung; als man Gastwirthe aufforderte, ihn auf der Hauptwache mit Betten und Speisen zu versehen, schlugen sie es ab: sie wollten keinen Verräther bedienen. Es war ein eigener strenger Befehl des Gouverneurs nöthig, einen Gastwirth dazu zu bewegen; aber man erzählte: der Letztere habe erklärt, wenn es vorüber, werde er das Geschirr zerschlagen, aus dem Lombard gegessen, und die Betten verbrennen, worauf er geschlafen. Sobald der König in Küstrin Lombards Verhaftung erfuhr, eilte ein Courier nach Stettin mit dem Befehl, den Gefangenen sofort in Freiheit zu setzen. Das Publikum sah darin nicht einen Beweis seiner Unschuld, sondern nur eine Erklärung, daß die Verhaftung auf incompetenten Befehl geschehen; denn die so allgemein verehrte Monarchin war keine Autorität im Staate. — Lombard selbst erzählte zu Königsberg, wohin er seine Flucht fortsetzte, mit noch zitternder Stimme: wie die Postknechte, und wo diese fehlten, die Bauern, die ihm, ohne ihn zu kennen, Vorspann geliefert, davon gesprochen, wenn er des Weges käme, solle er tüchtig durchgewalkt werden. So fest waren selbst die untersten Klassen des Volks von seinem Verrath überzeugt. Uebrigens hörte seine Funktion als Cabinetsrath auf."

Diese Verhaftung Lombards auf Befehl der Königin ward nachher so dargestellt, als habe sie ihn nur vor dem blinden Zorn des Volkes in Sicherheit bringen wollen. Im Widerspruch damit steht die rücksichtslose Art, mit der man den Geheimen Cabinetsrath in Stettin durch die Straßen nach der Hauptwache schleppte, ihn auf der Wache auskleidete und wie einen gemeinen Verbrecher durchsuchte. Aus dem Munde Beymes, des damaligen Collegen Lombards, will Varnhagen van Ense über dessen Freilassung das

Folgende gehört haben: „Im Jahre 1806 hatte die Königin auf der Flucht nach der Schlacht von Jena mit dem Könige glücklich Stettin (ich glaube, es war dieser Ort) erreicht. Beyme erfuhr daselbst, daß sein College, der Cabinetsrath Lombard, sich verhaftet befinde und auf das Härteste behandelt werde, in der Wachtstube auf der Pritsche liege u. s. w. Entrüstet trug er die Sache dem Könige vor und fragte: ob solches der Wille Sr. Majestät sei? Der König wußte von nichts. „Wer das befohlen?" wurde heftig gefragt. Die Königin, in einer Ecke des Zimmers mit weiblicher Arbeit beschäftigt, trat endlich hervor und sagte zum Könige: „Lieber Freund, ich habe vergessen Dir's zu sagen, ich habe es befohlen, da man ihn allgemein als einen Verräther anzeigte." Der König stutzte, Beyme machte auf den Mißbrauch der königlichen Autorität aufmerksam, und der König befahl sogleich die Loslassung Lombards und dessen Zufriedenstellung. Die Königin aber verzieh Beymen ihre Verlegenheit und seine Bemerkungen nie." — Wenn der damalige Geheime Cabinetsrath Beyme wirklich die Quelle dieser hinterlassenen Mittheilung Varnhagens gewesen ist: wie auffallend, daß jener nicht einmal den Ort des Vorganges richtig angiebt, den er doch im Uebrigen bis ins Kleine schildert, und bei welchem er noch dazu selber betheiligt ist! Stettin hat der König in jenen Tagen gar nicht berührt. Er hat die von Stettin kommende Königin erst in Küstrin wiedergesehen. In Stettin kann also das von Beyme Erzählte nicht geschehen sein. Möglich, daß Beyme als Mittelsperson zu Gunsten des ihm befreundeten Lombard aufgetreten ist. Jedenfalls aber wird diese Quelle beim Durchfluß durch einen Varnhagen schwerlich an ungefärbter Reinheit gewonnen haben. Auch herrschte damals selbst in höheren staatsmännischen Kreisen die Meinung: es sei Verrath im Spiele. Barthold Georg Niebuhr schrieb von Stettin aus an die Schwester seiner Frau: „Für uns fängt erst jetzt ein Licht an, sich über das gräßliche Chaos zu verbreiten, und ein Bild zu entwickeln, zu dessen Betrachtung ich allmälig Muth sammeln muß. Noch scheint nur Lombard verhaftet, und gewiß war der Verrath umfassender. Noch hört man

zitternd von Leuten als betraut reden, denen die ganze Nation mißtraut." Und in einem spätern Briefe wendet Niebuhr die Worte Ciceros auf sich an: „Mein Leben fiel in die Zeit eines Kriegs, der auf einer Seite ungeheures Verbrechen, auf der andern großes Unglück hatte." Ist es da zu verwundern, daß die unglückliche Königin bei ihrem Zusammentreffen mit Lombard in Stettin ebenfalls einen Verräther in diesem Deutschfranzosen zu sehen glaubte und ihn in rascher Erregung festnehmen ließ? —

Nach der Jenaer Schlacht hat Napoleon (15. Oktober) an seine Gemahlin Josephine geschrieben: „Ich war dabei und nahe beim König von Preußen; es fehlte wenig, so hätte ich ihn sowie die Königin gefangen." — In der That hatte der König persönlich harte Gefahren bestanden. Ein Pferd ward ihm unter dem Leibe erschossen, als er bei Auerstädt an der Spitze des Regiments Königin Dragoner angriff. Nachher auf dem bedrängten Rückzuge nach Sömmerda äußerte er zum General Blücher: „Wir sind in einer üblen Lage; es kann kommen, daß wir uns durchschlagen müssen." Für diesen Fall forderte Blücher die Kavallerie-Offiziere auf, sich beim ersten Schuß auf den Feind zu stürzen. Doch gelangten sie unangefochten nach Sömmerda. „Blücher," sagte der König hier zu seinem treuen Gefährten, „wir können uns gegenseitig Glück wünschen, daß wir so durchgekommen sind." Und während der General die Vorposten vor Sömmerda aufstellte, sammelte der König selbst die einzelnen Haufen der zersprengt ankommenden Truppen; er brachte sie vor der Stadt wieder in Ordnung. Erst auf die Kunde, der Feind sei schon bis Kölleda vorgedrungen, ließ der König sich bewegen, nach Sondershausen aufzubrechen. Er traf am Morgen des 16. Oktober dort ein, ruhte zwei Stunden und machte sich dann, nur von einer Schwadron Wobeser Dragoner begleitet, auf den Weg nach Nordhausen, Wernigerode und Magdeburg. Am 18. Oktober verließ er die Festung, ging in der Nacht zum 20. an Berlin vorüber und erreichte Vormittags Küstrin. Hier stieg er im goldenen Hirsch am Markte ab; der Kommandant, die Präsidenten der Regierung und Kammer, die Kriegsräthe empfingen ihn. Seine ersten Worte

waren: „Ein sehr unglückliches Ereigniß führt mich hierher.“ — Küstrin wimmelte bereits von Flüchtlingen. Edelleute, Beamte, benachbarte Bauern und die Vorstädter brachten ihre eilends zusammengeraffte Habe in die Festung. Wagen voll Möbeln, Betten, Kisten und Kasten verstopften häufig die Straßen: das Gewühl, der Wirrwarr des ersten Schreckens wuchs mit jedem Augenblick.

Die Königin erhielt am 20. Oktober Morgens in Stettin ein durch einen Courier überbrachtes Schreiben des Königs, worin er sie zu sich nach Küstrin rief, während ihre Kinder nach Danzig weiter reisten. Als Führer nach Küstrin auf dem nähern Wege über Schönfließ diente ihr der ihr vorreitende Stettiner Kaufmann Johann Friedrich von Essen. Dieser berichtet darüber in seinen Aufzeichnungen: „Da es keine Poststraße war, so wußte der Postillon nicht den Weg, und ich durfte mich nicht vom Wagen entfernen. Hinter Clebow traf ich bespannte Bauernwagen, deren Pferde nun die ermüdeten Postpferde ablösten. Nun konnte ich voranreiten, um die Pferde bis zur Ankunft des Wagens zu beschaffen. — Wie wir ungefähr eine Meile von Stettin gefahren waren, bei dem Dorfe Podejuch, rief die Königin mich an den Wagen und befragte mich über den Weg, worüber ich sie beruhigte und versicherte, daß wir noch den Abend Küstrin erreichen würden, wenn es mir nur irgend mit den Pferden glücken würde. Da die in Garden erhaltenen Pferde des Pächters (Wendler) sehr schnell liefen, wollte ihr Kutscher in Borrin (zwischen Garden und Wildenbruch) solche noch eine Meile behalten, weil die dort stehenden Bauernpferde wohl nicht so gut wären. Die Königin dies hörend, rief gleich aus dem Wagen: dies solle nicht sein, sie wolle dem Manne, der so willig seine Pferde gegeben, nicht durch zu starken Gebrauch schaden. Beim Umspannen hatte sie die Gnade, sich gewöhnlich mit mir zu unterhalten, und da sie während desselben in Marienthal (zwischen Borrin und Wildenbruch) fragte: ob ich vor unserer Abfahrt (aus Stettin Mittags) schon gegessen, und ich dies verneinte, reichte sie mir eine Buttersemmel und ein Glas Wein und forderte Brod von einer beim Wagen stehenden Bauerfrau; sie hatte mir die bei der schnellen

Abreise einzig mitgenommene Semmel gegeben. Da sie während dem mit mir von der unglücklichen Schlacht, dem guten und geliebten Könige und dem Unglück des Landes sprach, antwortete ich: des Königs Majestät möge nur die Einwohner aufrufen; alle dächten wie ich und hingen mit Liebe und Verehrung an des Königs Haus und würden mit Freuden sich bewaffnen. „Nein," sagte sie schnell, „dies würde auch die Einwohner unglücklich machen." Ich konnte mich zuletzt der Thränen über die Güte und das Unglück einer so geliebten Königin nicht enthalten und drehte mich unwillkürlich um, um das nicht sehen zu lassen; sie bemerkte es dennoch, rief mich an den Wagen zurück und sagte sehr huldvoll: sie hätte gesehen, weswegen ich zurückgegangen und würde mir den Antheil, den ich an ihrem Unglücke nehme, nicht vergessen. Unweit Wildenbruch traf ich beim Vorreiten einen mit Extrapost bespannten Wagen', ich ritt an den Schlag und ersuchte den Postillon ausweichen zu lassen, weil die Königin in dem mir folgenden Wagen säße. Der Minister Hardenberg saß in dem Wagen, er stieg aus, mußte sich in den Wagen der Königin setzen, und eine der Hofdamen dagegen in den seinen, und so fuhr er mit zurück." *)

Hardenberg, der nach Danzig zu reisen gedachte, schreibt in seinen Memoiren über dies Zusammentreffen mit Ihrer Majestät: „Ich war am 20. Oktober unterwegs nach Stargard, als ich zwischen Schönfließ und Bahn der Königin in einem halben Wagen begegnete, die sich nach Küstrin begab, wohin sie der König beschieden hatte. Er war von Magdeburg über Ruppin und Oranienburg nach Wriezen geeilt, von wo er der Königin schrieb, und traf auch am 20. Oktober in Küstrin ein. Die Königin drang in mich, mich zu ihr in den Wagen zu setzen. — Unterwegs erzählte sie mir Lombards Arretirung; ich bedauerte sie im Stillen, denn ich sah voraus, daß dieser Schritt, der übereilt war, ihr Verdruß zuziehen würde, konnte aber so wenig

*) Aus den Aufzeichnungen Essens bei Blasendorff: Die Königin Luise in Pommern. S. 71 ff.

über diesen Gegenstand als über andere, die nicht zu Jedermanns Wissenschaft gelangen durften, mit ihr sprechen, da die Hofdame, der Kammerherr, die Kammerfrau und der Kammerdiener, die auf dem Wagen mit saßen und das ganze Gefolge ausmachten, jedes Wort mit hörten. — Lombard war schon in Berlin in Gefahr, vom Pöbel beleidigt zu werden; man mußte ihm eine Wache geben, bis er nach Stettin abging. Hier beschuldigte man ihn ganz laut der Verrätherei, er wurde an öffentlichen Orten beschimpft; die Königin ließ sich verleiten, ihn arretiren zu lassen, unter dem Vorwande seiner eigenen Sicherheit. Man trieb aber die Sache weiter, als die Königin wollte, er wurde auf die Hauptwache gebracht und nicht milde behandelt. — Lombard wurde auf Befehl des Königs auf freien Fuß gesetzt und ging zuerst nach Colberg, wo bei öffentlichem Trommelschlag bekannt gemacht wurde, daß er sich nichts habe zu Schulden kommen lassen, und daß seine Arrestation durch einen falschen Verdacht veranlaßt worden sei. Der Glaube an Verrätherei, davon ich ihn, insofern es wirklichen Verrath betrifft, gern freispreche, war so allgemein verbreitet, daß dann in Colberg, als der bekannte militairische Schriftsteller Bülow, der 1807 in Riga starb, und der wegen seines Buchs, der Feldzug von 1805, gleichfalls schon im August in Berlin arretirt worden war, dort eingebracht und für Lombard gehalten wurde, er vom Pöbel mit Koth beworfen wurde, welches Lombard von ungefähr aus dem Fenster mit ansah. Bei der Abreise des Königs von Königsberg (wohin Lombard auch gekommen, ohne vom König dahin gerufen zu sein) ging Lombard nach Cöslin, wo er blieb, bis ihm sein Freund Beyme nach dem Frieden die Pfründe eines beständigen Sekretärs der Akademie der Wissenschaften in Berlin mit 3000 Thalern Gehalt verschaffte."

In Küstrin ist die Königin in Begleitung Hardenbergs am 20. Oktober in der zehnten Abendstunde eingetroffen. Erzählt wird in einem Briefe aus jenen Tagen: sie habe unterwegs einen Amtmann (Pächter eines königlichen Gutes) um frische Pferde ersuchen lassen. Diese wurden versprochen — der Amtmann selbst ließ sich nicht sehen. Die Königin wartet eine Viertelstunde —

eine halbe Stunde, die Pferde kommen nicht. Endlich fragt man einen vor dem Hause stehenden Knecht, wo denn die Pferde blieben. „Ja," antwortet der Knecht, „die werden nicht kommen, denn der Amtmann hat sie durch den hintern Thorweg hinaus aufs Feld gejagt." So mußte die Königin mit den müden Pferden weiter fahren. Und wer kann wissen, ob diese auffallende Versagung des Vorspannes nicht etwa gar in der geheimen Absicht geschah, die Königin wider Willen aufzuhalten und in ihrer Flucht vor dem Feinde zu hemmen? Denn wenige Tage nachher brachte eine Wache vom dritten Bataillon des Regiments Zenge die Nachricht nach Küstrin: eine Escadron französischer Chasseurs sei schon bis Reitwein, einem nur eine Meile von Küstrin entfernten Dorfe vorgedrungen und habe da bei dem Amtmann nach dem Aufenthalt der königlichen Familie geforscht.

Den Tag nach ihrer Ankunft in Küstrin besichtigte der König die Wälle der Festung. Die Königin, in einen einfachen Reisemantel gehüllt, ging mit gesenktem Haupte neben ihrem Gemahl her, in tiefem Gespräch mit ihm. Der Kommandant, Oberst von Ingersleben, sah sie in der Majestät ihres Unglücks, er versprach die Festung bis aufs Aeußerste zu vertheidigen, er gab dem König noch bei dessen Abreise am Sonntag, den 26. Oktober, Wort und Hand darauf. Und schon am 4. November erfuhr das unglückliche Königs-Paar in Graudenz, wo es am 3. angekommen war, die niederschmetternde Nachricht von der Uebergabe Küstrins. Kaum vier und zwanzig Stunden vorher war eine gleiche Botschaft von Stettin eingelaufen. Auch Magdeburg, die Hauptfestung Preußens, wurde schon am 8. November von dem altersschwachen Gouverneur, General von Kleist, dem Marschall Ney überliefert. Erfurt hatte bereits am 16. Oktober, Spandau am 25. dem Feind die Thore geöffnet. Es folgten diesem schlechten Beispiele am 21. November Hameln, am 25. Plassenburg und Nienburg. Alle preußischen Festungen zwischen der Weser und Oder in des Feindes Gewalt! Dazu die Kapitulation des vom Fürsten von Hohenlohe befehligten Corps bei Prenzlau! Diese Schreckensnachrichten folgten einander wie betäubende Donnerschläge.

Aber während rings um sie Alles den Kopf zu verlieren schien und sogar in des Königs nächster Umgebung schon Stimmen laut wurden, jeden ferneren Widerstand aufzugeben, da war es das ursprünglich weiche Gemüth der Königin, welches im Gefühl von Preußens Ehre noch festen Muth faßte.

Der ehemalige preußische Gesandte in München, Kammerherr von Schladen (beim Ausbruche des Krieges vom Könige ins Hauptquartier gerufen und dessen treuer Gefährte bis Memel) schreibt in seinem Tagebuche: „Leider habe ich Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen, daß alle die Personen, welche in diesem Augenblick auf die Entscheidung unseres Herrn Einfluß haben können, sich sehr wenig vom Erfolge eines längeren Widerstandes versprechen, und daß ohne irgend eine Ausnahme alle geneigt sind, dem König zu rathen, sich allen, selbst den härtesten Bedingungen Frankreichs zu unterwerfen!! Eben so wenig scheint man hier auf die baldige Ankunft russischer Hülfstruppen zu rechnen, und es ist nur zu augenscheinlich, daß die höchste Muthlosigkeit allenthalben in den Umgebungen Seiner Majestät herrscht!"

Doch während die Männer in des Königs Nähe verzagten und verzweifelten, hielt allein die königliche Frau noch Glauben: „denn der politische Glaube ist wie der religiöse eine gewisse Zuversicht deß, das man hoffet und nicht siehet." Und mit einer Größe der Seele, die Schladen über jedes Ereigniß erhaben fand, äußerte sie sich zu ihm über des Vaterlandes Unglück und über die Menschen, die dazu beigetragen hatten: nur feste Ausdauer im Widerstande könne uns retten! Man müsse die Bestätigung des Waffenstillstandes verweigern, den Napoleon unter der Bedingung anbot, daß ihm das ganze Land am linken Ufer der Weichsel bis zum Frieden überlassen werde, ohne daß er seinerseits über die Rückgabe der ihm auf diese Art zu überliefernden Länder sich im Geringsten verpflichten wollte. —

Mitten durch die schwarzen Wolken, welche jede Aussicht in die Zukunft verhingen, leuchtete doch noch mancher Waffenblitz preußischen Heldenmuthes, ein frischer Hoffnungsstrahl für die Königin. So die kühne Befreiung preußischer Kriegsgefangenen

durch den Lieutenant Hellwig vom 2. Bataillon Pletz-Husaren. Mit nicht mehr als 50 Mann legt dieser sich bei Eichrode in den Hinterhalt, erwartet den von Gotha nach Eisenach gehenden Zug, läßt die Kolonne vorbei, stürzt sodann, wie einst „der alte Ziethen aus dem Busch," auf den Nachtrab der französischen Bedeckung, säbelt die Ueberfallenen nieder, befreit die Kriegsgefangenen, wirft sich mit ihnen auf den mittlern Trupp der Franzosen, haut auch diesen in die Pfanne, sprengt nun auf die Spitze der Franzosen los, erreicht sie an den Thoren von Eisenach, macht sie gleichfalls nieder und rettet sich mit den glücklich befreiten Kriegsgefangenen, 9000 an der Zahl, in das Hessische.

Nicht minder tapfer zeigte sich der Prinz August, der Bruder des bei Saalfeld gefallenen Louis Ferdinand. Als er auf dem Rückzuge bei Weißensee hört, daß der General Graf Kalckreuth von Uebergabe spreche, da reitet er vor und fragt den General, ob es in der That sein Wille sei, an der Spitze von 12,000 Preußen zu kapituliren? „Wir sind von den Franzosen umringt," antwortete der General, „der König hat mir verboten anzugreifen, und die Truppen sind durch den Mangel an Lebensmitteln völlig erschöpft; es bleibt nichts anders übrig, als sich zu ergeben." — „Nein," sagt der Prinz, „wenn auch der König verboten hat, anzugreifen, so hat er doch nicht befohlen, daß wir uns ergeben sollen, ohne uns zu wehren. Das wäre ja ein in der preußischen Geschichte unerhörtes Beispiel. Wir kennen weder die Stärke, noch die Stellung des Feindes. Macht er wirklich Bewegung, uns zu umringen, so will ich den Angriff mit meinem Kopf verantworten." — Darauf fragt der General: ob der Prinz das Kommando übernehmen wolle. Dieser versetzt: „Der König hat es Ihnen ertheilt, und Niemand wird Ihren Befehlen pünktlicher Gehorsam leisten, als ich, so lange Sie nicht kapituliren wollen." — „Aber," wendet der General ein, „die Truppen werden sich nicht schlagen wollen; sie haben seit zwei Tagen nichts genossen." — „Herr General," ruft der Prinz, „ich werde bekannt machen lassen, daß alle Hundsfötter sich ergeben können; alle braven Kerle aber werden gewiß meinem Beispiele folgen." Und er dringt so lange

in den General, bis dieser sich endlich entschließt, die Hauptleute Grolman und Tiedemann, jeden mit 50 Reitern, auszuschicken, um des Feindes Stärke und Stellung in der rechten und linken Flanke zu erkunden. Da ergiebt sich denn, daß die „umringenden Franzosen" nur Gespenster gewesen, die der General gesehen: in der rechten Flanke war gar kein Feind zu bemerken, und in der linken nur kleine Reitertrupps.

Während der unglückliche General Fürst von Hohenlohe sich bei Prenzlau mit 10,000 Mann und 1800 Pferden an Joachim Murat ergab, wagte der Prinz August mit seinem auf 240 Mann zusammengeschmolzenen Grenadier-Bataillon das Aeußerste, um sich durchzuschlagen. Angesichts der ihn von zwei Seiten bedrängenden französischen Reiter, 1500—2000 an der Zahl, spricht er den Soldaten Muth ein. Er ermuntert sie zu beherzter Gegenwehr, er verheißt jedem Offizier den Verdienstorden, jedem Soldaten die Ehrenmedaille, wenn es ihnen gelinge, sich kämpfend einen Ausweg zu bahnen. Drei feindliche Angriffe schlägt er ab. Unangefochten zieht er eine Strecke weiter durch die tief liegenden Uckerbrüche, indeß die nachsetzende französische Reiterei oben von der Höhe das Zusehen hat. Aber bald weicht das durchwässerte, sumpfige Erdreich unter den Füßen des kleinen Bataillons: bis unter die Arme versinken die Leute, ihrer hundert bleiben stecken in dem Moraste; sie haben nicht mehr die Kraft, sich wieder heraus zu arbeiten. Die Offiziere steigen ab, lassen ihre Reitpferde im Stich, weil sie hier nur den Marsch erschweren. Der Prinz allein führt sein Roß an der Hand mit sich fort, läßt es glücklich über eine Reihe von Gräben springen. Endlich reißt das Thier sich los und schwimmt in der Ucker neben ihm her, ohne daß es sich wieder ans Ufer ziehen läßt. Der Prinz selber ist zweimal dem Versinken nahe. Sobald er wieder festen Boden unter sich fühlt, ist es sein Erstes, daß er den Grenadieren zuruft, aufs Neue Quarree zu formiren. Aber die Gewehre sind durchnäßt, die Munition wie eingeweicht in den Patrontaschen. Die Grenadiere hatten die Kolben auf den treulosen Boden gestemmt, um an dem Laufe einen Halt zu haben beim Sprung über die Wassergräben.

Nun warfen sie, seit vierzehn Tage auf dem Marsche und nur selten durch Lebensmittel erfrischt, unmuthig die Gewehre weg, die nicht mehr losgehen wollten; sie ergaben sich den feindlichen Reitern. Der Prinz mußte die Gefangenschaft seiner Leute theilen. Er erhielt von dem französischen General Beaumont sofort sein Pferd zurück, wurde von diesem selbst nach Prenzlau zu Murat geleitet und dann von dem Obersten Gerard nach Berlin zu Napoleon. Die Uniform noch beschmutzt von dem Schlamm der Uckerbrüche, und mit einem Pantoffel auf dem in der Schlacht bei Auerstädt verletzten Fuße: so erschien der Prinz vor dem Kaiser der Franzosen, und die einzige Gnade, die er sich von dem auffallend höflich gegen ihn thuenden Sieger ausbat, war die: „nicht mit Denjenigen verwechselt zu werden, welche die Kapitulation bei Prenzlau geschlossen hätten. Er habe sich mit seinen Grenadieren so lange gewehrt, als noch eine brauchbare Patrone vorhanden gewesen, und sei nur zuletzt in einem undurchdringlichen Morast gefangen genommen worden.“ Napoleon gestattete dem Prinzen, bis zur Heilung seiner Wunden bei seinen Eltern in Berlin zu bleiben, unter der Bedingung, daß er keinen Briefwechsel führe und sich aller Reden enthalte.

Es war ein großes Unglück, (sagt Höpfner in seiner urkundlichen Geschichte dieses Krieges) daß der Prinz August nicht am 28. Oktober bei Prenzlau gegenwärtig war. Bei seinem entschiedenen Charakter, bei den strengen Begriffen von militärischer Ehre und Pflicht würde er bei Prenzlau eben so gegen jeden Gedanken an Kapitulation aufgetreten sein, wie am 16. bei Weißensee. Die Kapitulation bei Prenzlau war die Losung zu allen andern Kapitulationen. „Der Fürst Hohenlohe hat sich mit der Armee ergeben,“ sagte sich jeder einzelne Befehlshaber, „was will ich machen?“ — Sie überlieferten die Festungen des Reiches. „Der König hat keine Armee mehr, was helfen ihm die Festungen?“ dachte jeder pflichtvergessene Kommandant. Jene pflanzte den Kleinmuth in die Herzen; sie streute die Vorstellungen von Verrath unter das Volk; sie verbreitete den jede Thatkraft lähmenden Gedanken: es sei ja doch Alles verloren und dem Vater-

lande nicht mehr zu helfen. Dagegen eine mannhafte Vertheidigung, und wäre selbst Vernichtung ihr Ende gewesen, hätte jeden Preußen mit Muth und Bewunderung erfüllt, hätte den allgemeinen Zorn gegen den verhaßten Feind entzündet. Denn gleichwie eine große mannhafte That fortwirkend Größeres erzeugt und aus Männern Helden macht, ebenso sind mit der Vollbringung einer schwächlichen That deren Folgen nicht abgeschlossen: sie bleibt verdammt, fortwährend Mattes und Schwaches zu erzeugen. Sie wirkt wie ein schleichendes Gift und macht Männer zu Weibern.

Aber während Männer zu Weibern wurden, und die französische Heereswoge immer höher ging um das immer tiefer sinkende preußische Staatsschiff, da war es die königliche Frau, da war es Luise, die mit dem Muthe eines Helden den Zagenden zurief: „Ihr Kleingläubigen, warum seid Ihr so furchtsam?“ — Sie wußte, daß nur Der verloren ist, der selbst sich verloren giebt. Durch Sturm und Nacht suchte und fand ihr mit Zuversicht aufblickendes Auge den Stern von „Friedrichs Ehre“ — diesen Stern, der auch in Tilsit über ihrem Haupte leuchten sollte, als sie auf Napoleons hochfahrende Frage im Geiste des großen Königs antwortete. Nur Eines brachte sie auf Augenblicke außer Fassung: die ruchlose Verläumdung, mit der Napoleon sie, die Reine, in französischen und deutschen Schmähschriften verfolgen ließ. Jener Lange, der erst in seinem Telegraphen kriegsdurstige Aufsätze und wilde Ausfälle gegen Napoleon geliefert hatte, schrieb nun im Solde Frankreichs: er füllte sein Schandblatt mit feilen Verhöhnungen des Unglücks, mit bezahlten Lästerungen des Königshauses und besonders der Königin. Was Luise unter dem ersten Eindrucke dieser unerhörten Kränkungen gelitten hat, das bekundet der mit den Verhältnissen vertraute Kammerherr von Schladen. Er bemerkt (14. November 1806) in seinem Tagebuche: „Ich erfuhr heute leider wieder, daß Ihre Majestät die Königin sich in der höchsten Aufregung befindet, da man so unbesonnen war, ihr schonungslos alle die schmutzigen Verläumdungen mitzutheilen, welche Napoleon allenthalben gegen sie verbreiten läßt, und die auf seinen Befehl öffentlich in Berlin gedruckt worden sind. Mit

strömenden Augen wiederholte die erhabene Frau jene Ausdrücke dieser Schmähschriften. „Nein," ruft sie häufig aus, „ist es diesem boshaften Menschen nicht genug, dem Könige seine Staaten zu rauben? Soll auch noch die Ehre seiner Gemahlin geopfert werden, indem er niedrig genug denkt, über mich die schändlichsten Lügen zu verbreiten?"

Napoleon selber, der die Sitten und Ausdrücke der Kaserne mit auf den Thron gebracht zu haben scheint, decorirte seine Sieges-Bülletins mit so rohen Ausfällen gegen die unglückliche Königin, daß sogar ein französischer Lobredner seines Kaisers wie „Thiers nicht umhin kann, sie seines Helden unwürdig zu finden: Napoleon hätte nicht noch die Beleidigung zum Mißgeschick fügen sollen; es sticht darin der Uebermuth des siegreichen Soldaten mit wenig Rückhalt hervor."

Die Worte des deutschen Dichters, in denen er „das edle Bild der Menschheit" aus der Kriegsgeschichte Frankreichs feiert — Luise konnte sie Angesichts jener französischen Verunglimpfungen in trostreichem Bezuge auf sich anwenden, diese Worte Schillers:

Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n.
Doch fürchte nicht! Es giebt noch schöne Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche erglüh'n.

Sie vergegenwärtigte sich ihr vergangenes Leben, sie fragte die Stimme ihres Gewissens, und ihre reine Seele fühlte sich erhaben über jede Schmähung frecher Lüge.

Nur auf Augenblicke regte sich in ihrem Gemüthe der Zweifel: ob das, was sie bisher für das Rechte gehalten, denn auch wirklich das Rechte sei, und ob der von ihr gut geheißene Widerstand gegen Napoleon nicht als ein vermessener Trotz erscheine gegen das Schicksal, von dem ihr Haus, ihr Land, ihr Volk immer furchtbarer heimgesucht wurde. In diesem vorübergehenden Seelenkampfe, auf den bald wieder ein innerer Frieden folgte, erinnerte sie sich des rührenden Gesanges aus Goethes Wilhelm Meister, und sie schrieb in ihr Tagebuch:

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden;
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Ortelsburg, den 5. Dezbr. 1806. Goethe, W. M."*)

Von Ortelsburg folgte Luise dem König nach Wehlau; von da reiste sie ihm voraus nach Königsberg in Preußen, wo sie am 9. Dezember um zwölf Uhr ankam und im Schlosse abstieg, er am 10. Dezember gegen Abend. Am Morgen nach ihrem Eintreffen sprach die Königin den Minister Hardenberg: „ich fand sie" schreibt er in seinen Memoiren, „schon krank an dem Anfange eines gefährlichen Nervenfiebers, von dem sie sich erst nach ein paar Monaten in Memel wieder erholte." Zu den harten Kriegsunfällen war noch das Unglück gekommen, daß zwei ihrer Kinder fern von der Mutter krank lagen. In Danzig war die noch nicht voll vierjährige Prinzessin Alexandrine (geboren den 23. Februar 1803) in den ersten Novembertagen 1806 von der Ruhr befallen worden.

*) Ein Märchen ist die, leider sogar in preußischen Geschichtsbüchern (auch in denen von Fr. Förster) wiederholte Erzählung: die Königin habe diese Verse Goethes auf der Reise von Ortelsburg nach Königsberg mit dem Demant ihres Fingerringes in die Fensterscheibe einer ärmlichen Bauernhütte eingezeichnet, wo sie an unwegsamer Landstraße Obdach und Nachtlager gesucht habe. Abgesehen davon, daß jede nähere Angabe dieser fraglichen Bauernhütte auf dem (beiläufig 25 Meilen weiten) Wege von Ortelsburg nach Königsberg fehlt, ist jenes eigenhändige Tagebuchblatt der Königin schon 1814 von Frau von Berg veröffentlicht worden. Nur wer romanhafte Erdichtung lieber hat, als ächte Geschichte, nur der kann jene gläserne Inschrift, die an sich schon das Merkmal äußerer und innerer Unwahrscheinlichkeit trägt, für glaubwürdig ansehen und sie diesem urkundlichen Tagebuchblatte der Königin vorziehen.

Kaum vierzehn Tage nachher erkrankte in Königsberg am Nervenfieber der sechstehalbjährige Prinz Karl (geboren den 29. Juni 1801). Die Oberhofmeisterin, welche mit den königlichen Kindern weiter nach Königsberg gereist war, berief den Leibarzt Dr. Hufeland aus Danzig, wo er bei der ihre Niederkunft erwartenden Prinzessin Wilhelm zurückgeblieben war. Auch diese fürstliche Frau (ihre Gestalt, sagte Stein von ihr, sei der Abdruck ihrer Seele, Reinheit, Ebenmaß, Würde) wurde damals schwer heimgesucht, wie Dr. Hufeland berichtet: „Das Kind kam mit Krämpfen zur Welt, die natürliche Folge der zuletzt ausgestandenen Noth und Angst; es starb den neunten Tag unter Krämpfen. Die einzige noch lebende Tochter Amalie, anderthalb Jahre alt, legte sich nun auch, bekam ein heftiges Nervenfieber, und als ich am achten Tage desselben, wo die Gefahr eben etwas nachzulassen anfing, Abends bei ihr saß, bekam ich einen Courier von Königsberg, augenblicklich zur Rettung des Prinzen Karl zu eilen. Ich machte mich sogleich auf den Weg, setzte bei stürmischem Novemberwetter bei Pillau über das Meer — ich mußte die Matrosen mit Gewalt zum Uebersetzen zwingen, weil sie die Gefahr des Sturmes fürchteten — kam des Nachts um 2 Uhr (am 20. November) in Königsberg an und fand den Prinzen im Zustande eines Sterbenden. Ein warmes Kräuterbad allein konnte retten; aber es war bei der höchsten Schwäche mit Lebensgefahr verbunden. Doch ohne Rücksicht auf den Erfolg und meinen Ruf, nur der Pflicht, Alles zu thun, was zur Rettung möglich war, folgend, entschied ich mich. Das Bad wurde genommen, und Gott segnete es. Von dem Augenblicke an mäßigte sich das Fieber; der Anfang der Besserung war gemacht. — Es wurden fast alle Emigranten von dieser Krankheit ergriffen, ich war den ganzen Tag, auch Nächte, am Krankenbette, sehr angegriffen, ein Wunder, daß ich frei blieb! Endlich ergriff der böse Typhus auch unsere herrliche Königin, an der alle Herzen und auch unser Trost hing. Sie lag sehr gefährlich danieder, und nie werde ich die Nacht des 22. Dezembers 1806 vergessen, wo sie in Todesgefahr lag, ich bei ihr wachte und zugleich ein so fürchterlicher Sturm wüthete, daß er einen Giebel des alten Schlosses, in dem sie lag,

herabriß, während das Schiff, welches den ganzen noch übrigen Schatz und alle Kostbarkeiten enthielt, auf der See war. Indeß auch hier ließ Gottes Segen die Kur gelingen, sie fing an sich zu bessern. Aber plötzlich kam die Nachricht, daß die Franzosen heranrückten. Sie erklärte bestimmt: „Ich will lieber in die Hände Gottes als dieser Menschen fallen." Und so wurde sie den 5. Januar 1807 bei der heftigsten Kälte, bei dem fürchterlichsten Sturm und Schneegestöber in den Wagen getragen und 20 Meilen weit über die Kurische Nehrung nach Memel transportirt. Wir brachten drei Tage und drei Nächte, die Tage theils in den Sturmwellen des Meeres, theils im Eise fahrend, die Nächte in den elendesten Nachtquartieren zu. Die erste Nacht lag die Königin in einer Stube, wo die Fenster zerbrochen waren und der Schnee auf ihr Bett geweht wurde, ohne erquickende Nahrung. So hat noch keine Königin die Noth empfunden! — Ich dabei in der beständigen ängstlichen Besorgniß, daß sie ein Schlagfluß treffen möchte. Und dennoch erhielt sie ihren Muth, ihr himmlisches Vertrauen auf Gott aufrecht, und er belebte uns Alle. Selbst die freie Luft wirkte wohlthätig: statt sich zu verschlimmern, besserte sie sich auf der bösen Reise. Wir erblickten endlich (8. Januar) Memel am jenseitigen Ufer, zum ersten Mal brach die Sonne durch und beleuchtete mild und schön die Stadt, die unser Ruhe- und Wendepunkt werden sollte. Wir nahmen es als ein gutes Omen an."

Memel, diese nördlichste Stadt Preußens, zwei Meilen von der russischen Grenze, wurde nun der Sammelpunkt für die kleine Schar derjenigen Krieger, die nicht in die Gewalt des Feindes gefallen waren oder Mittel und Wege gefunden hatten, sich aus der Gefangenschaft zu befreien. Jener brave Lieutenant Hellwig von dem zu Blüchers Korps gehörigen Husaren-Regiment Pletz, der 9000 Preußen auf dem Transporte nach Eisenach befreit und sich in der Folge selber ranzionirt hatte, war in das Corps des Fürsten von Pleß getreten. Er kam aus Schlesien nach Memel mit einem Auftrag an den König. Seine Majestät verlieh ihm den Orden pour le mérite, und die Königin mit eigener Hand

hing ihm den Orden um mit den Worten: „Hätten Alle ebenso ihre Schuldigkeit gethan, wir wären nicht hier!" Nicht allein Wünsche, auch Hoffnungen leuchteten wieder auf und erhellten auf Stunden und Tage die finstere Gegenwart. Aus den fernen Provinzen, ungeachtet sie in Feindes Hand waren, bahnten rührende Beweise der Treue sich den Weg zu dem König und der Königin. Auch die Bewohner Preußens und Litthauens wetteiferten im Darthun ihrer festen Anhänglichkeit. Bald waren Friedrich Wilhelm und Luise unter ihnen wie Vater und Mutter im Kreise ihrer sie liebenden und ehrenden Kinder.

„Wenn Du dieses Volk kenntest," schrieb Niebuhr damals an seine Schwägerin, „Du würdest es Deiner Liebe werth finden. Ich habe in unsern Tagen nirgends mehr so viel Kraft, Ernst, Treue und Gutmüthigkeit vereinigt zu finden erwartet. Mit einem großen Sinne geleitet, wäre dieses Volk immer der ganzen Welt unbezwingbar geblieben."

In der blutigen Schlacht bei Preußisch-Eylau (7. und 8. Februar 1807) thaten die 6000 Mann Preußen unter dem General Lestocq sich heldenmüthig hervor. Schon wollten die Russen Kehrt machen vor den stärkern Franzosen. Da rücken die preußischen Bataillone mit klingendem Spiele heran; ohne einen Schuß zu thun, nehmen sie mit dem Bajonett jenes Birkenwäldchen, um dessen Besitz der Kampf unter winterlichem Schneegestöber am heißesten entbrannt ist. Davoust, die Preußen in seinen Flanken sehend, unterläßt den weitern Angriff auf die von ihm schon hart bedrängten Russen. Als die Königin in Memel am 10. Februar nach ihrer Genesung vom Typhus zum ersten Male wieder zu Fuße ausging, hatte sie den freudigen Anblick des von den Towarczys (dem jetzigen westpreußischen Ulanen-Regiment) eroberten französischen Adlers. Zwar schrieb Napoleon sich den Sieg zu, aber zugleich aus Eylau (9. Februar 1807, früh 3 Uhr) vertraulich an seine Gemahlin Josephine: „Ich habe viele Leute eingebüßt; daß der Feind noch größern Verlust hat, ist kein Trost für mich." Daher zum Frieden mit Preußen geneigt, schickte er den General Bertrand nach Memel mit einem eigen-

händigen Schreiben an den König. Der Brief Napoleons vom 13. Februar lautete:

„Mein Herr Bruder! Ich sende an Eure Majestät den General Bertrand, meinen Adjutanten, der mein ganzes Vertrauen besitzt. Er wird Ihnen Mittheilungen machen, welche Ihnen, hoffe ich, angenehm sind. Mögen Eure Majestät glauben, daß dieser Augenblick der schönste meines Lebens ist. Ich schmeichle mir, daß er die Epoche einer dauerhaften Freundschaft zwischen uns einleiten wird. Womit ich Gott bitte ꝛc.

Napoleon."

Am 15. Februar erhielt der König die Nachricht, daß der General Bertrand, abgeschickt an ihn vom Kaiser Napoleon, nach Memel unterwegs sei. Hardenberg war an diesem Tage zur königlichen Tafel eingeladen. „Nach derselben (so erzählt Hardenberg), sprach der König mit mir über diese Sendung und bezeigte, daß sie ihm unangenehm war. — Von diesem General Bertrand waren mir verschiedene merkwürdige Umstände noch von 1805 her bekannt; ich hielt Rücksprache mit dem Geheimen Legationsrath Nagler und mit unserm vormaligen Gesandten in München, Baron von Schladen, die noch genauer davon unterrichtet waren, und konnte daher dem König Folgendes anzeigen. Als Kaufmann reiste Bertrand mit einem Paß des damaligen kurbaierischen General-Kommissärs Grafen von Thürheim in Würzburg im September 1805 durch das Ansbachische nach München und wurde, weil man Verdacht hatte, genau beobachtet. Er ging sehr oft zu Fuß neben dem Wagen, schlug Seitenwege ein und nahm Gegenden auf, auf eben den Straßen, die nachher bei dem durch das Ansbachische erzwungenen französischen Durchmarsche eingeschlagen wurden. In München erschien er plötzlich unter seinem wahren Namen, und der Baron von Schladen war zufällig gegenwärtig, als er dem Kurfürsten durch den französischen Gesandten Otto vorgestellt wurde. Der Kurfürst und Montgelas versicherten: er reise blos zu seinem Vergnügen; er gab vor, nach Augsburg zu gehen, fuhr aber wieder versteckt unter einem andern Namen nach Braunau und in das österreichische Lager, nachher nach Ulm.

Hierauf fand ihn der Baron Schladen wieder in Würzburg, als er kurz vor den Operationen mit dem kurfürstlichen Hofe dahin geflüchtet war, und von da ging er dem Kaiser Napoleon entgegen. Otto schilderte ihn als einen der vorzüglichsten und vertrautesten Adjutanten desselben, und Graf Thürheim erzählte dem Geheimen Legationsrath Nagler selbst, daß Bertrand dem Kaiser die wichtigsten Notionen verschafft und die nachher erfolgten Dinge vorbereitet habe."

Der General Bertrand traf am 16. Februar in Memel ein. Er bot dem König im Namen Napoleons den Frieden an: „er (Napoleon) setze einen Ruhm darein, den König in seine Staaten und in seine Rechte zurückzuführen; auch wolle er sich ohne die Vermittelung eines Andern, wer es auch sein möge, den Dank dafür verdienen." — Doch es widerstand dem König, sich von seinem Bundesgenossen, dem Kaiser Alexander loszusagen. Friedrich Wilhelm bewährte durch die That, was er, nach der Entlassung des Ministers Haugwitz, am 28. November 1806 aus Ortelsburg an den Kaiser Alexander geschrieben hatte: „Kein Entschluß steht fester, Sire, als der, fortan nur eine Politik mit Ihnen zu haben. Jeder Tag bestärkt mich mehr darin, denn jeder Tag setzt uns von Neuem ins Klare über die ungeheueren Pläne des grenzenlosen Ehrgeizes Napoleons und vermehrt das Gewicht der dringenden Gründe, welche alle noch freien Mächte treiben, sich gegen den erklärten Feind ihrer Unabhängigkeit zu vereinen."

Auf seinen Wunsch wurde der General Bertrand auch der Königin vorgestellt (16. Februar Abends). „Er hat ein widerwärtiges Gesicht (bemerkt die Oberhofmeisterin) und wagte ihr zu sagen: „Napoleon hoffe, sie werde allen ihren Einfluß anwenden, den Friedensabschluß zu beschleunigen, und hoffe auch, daß sie kein ungerechtes Vorurtheil mehr gegen ihn nähre." Die Königin antwortete ihm mit großer Milde und Würde: „Die Frauen hätten nicht über Krieg und Frieden mitzusprechen." — Hardenberg berichtet in seinen Memoiren, daß der General Bertrand zu der Königin auch sagte: Napoleon sei sehr unzufrieden über die Ausfälle, die in Absicht auf sie in den französischen Zeitungen ge-

standen hätten. „Eine wahre Impertinenz, denn wer anders als Napoleon hatte sie einrücken lassen?“ In dem Tagebuche der Oberhofmeisterin heißt es unterm 20. Februar: „Die Königin sagte mir, sie habe den König auf das Innigste gebeten, fest zu bleiben und nur jetzt nicht Frieden zu schließen. Sie war sehr zufrieden mit Hardenberg, aber die beiden Andern (Rüchel und Zastrow, die der König neben Hardenberg wegen der Vorschläge Bertrands zu Rathe zog) sind sehr schwankend.“ Eben so bekundet eine Aufzeichnung Hardenbergs, daß am 20. Februar während der Mittagstafel, an der auch die Generäle Rüchel und Zastrow saßen, die Königin beim Gespräch über die Friedens-Anträge Napoleons ihm (Hardenberg) ins Ohr raunte: Beharrlichkeit.

Der Kaiser Alexander schickte nach der Eylauer Schlacht seinen Bruder, den Großfürsten Constantin, mit der Garde von Petersburg zur Verstärkung nach dem Kriegsschauplatz. Alexander selbst traf am 1. April in Polangen ein. Der König fuhr ihm von Memel aus entgegen. Tags darauf besuchte der Kaiser die königliche Familie in Memel. Er fand die Königin tief gebeugt: der Kronprinz war in den letzten Tagen am Scharlachfieber erkrankt, ihr zweiter Sohn, der Prinz Wilhelm, kaum hergestellt vom Nervenfieber. Sie reichte dem Kaiser im stummen Schmerze die Hand. „Cher Cousin!“ war Alles, was sie beim ersten Wiedersehen sagen konnte. Doch deutlicher, als Worte es vermocht hätten, sprach ihr Herzeleid aus ihrem thränenschweren Schweigen. Der Kaiser Alexander erneuete seine warmen Versicherungen, treu mit dem Könige zusammen zu halten: er komme nicht nur als Bundesgenosse, er komme auch als Freund. Er wiederholte, was er bald nach den Unglückstagen von Jena an den König geschrieben hatte: er scheue keine Anstrengungen, kein Opfer zur Erfüllung der heiligen Pflichten, welche die Ehre eben so wie die Freundschaft ihm auferlege.

Am 4. April in der vierten Morgenstunde reiste der Kaiser von Memel ab; um 7 Uhr folgten ihm der König und die Königin nach Kydullen bei Georgenburg, wo die erste Division auf ihrem Marsche aus Petersburg eintraf. Der russische Kaiser selber führte

seine Garden dem König vorbei, überreichte ihm die Regimentsberichte wie seinem Obern, umarmte ihn und rief: „Nicht wahr, keiner von uns Beiden fällt allein? Entweder Beide zusammen oder keiner von Beiden!" — Die Königin fühlte sich wie neu belebt. Sie ging, während der König den Kaiser nach Bartenstein begleitete, mit frischem Muthe wieder nach Königsberg. Am 12. April kam sie hier an, sie wohnte aber nicht im Schlosse, sondern behalf sich in der bescheidenen Behausung ihrer Schwester Friederike, der Prinzessin von Solms. „Sie führte das eingezogenste Privatleben," schreibt ein Augenzeuge. „Wohlthun und Menschenliebe füllten ihre Tage. Sie suchte, so viel sie es vermochte, so weit es die zarte Weiblichkeit erlaubte, das Elend zu lindern, das der Krieg in seinem Gefolge mit sich führt. Sie sorgte mit unabläßlichen Bemühungen, mit ansehnlichen Unterstützungen für die Verwundeten, spendete den Nothleidenden. Sie besuchte kein Schauspiel, bei ihr wurden keine Concerte und Bälle gegeben; aber jeder, dem das Glück ward, sich ihr zu nahen, muß es bekennen, daß sie oder noch nie ein Weib auf Erden dem hohen Ideale der schönsten Weiblichkeit nahe kam. Ans Herz dringend war die Ruhe, die Ergebung, mit der sie ihr Unglück trug. Groß ist die Macht des Unglücks, größer, wenn es einen der Herrschenden trifft, am größten, wenn dieser verdient, Herrscher zu sein, und wahrlich, das ist der Fall mit Luise. Auch in einer Hütte geboren, wäre sie Königin; auch ohne Königin zu sein, huldigte ihr jedes fühlende Herz."

Während dieses zweiten Aufenthaltes in Königsberg (von Mitte April bis in die ersten Junitage 1807, wo sie wieder nach Memel ging) lernte sie den damaligen Prediger an der Neuroßgärter Kirche, nachherigen evangelischen Bischof Borowsky näher kennen, eben so den greisen, aber noch geistesfrischen Kriegsrath Scheffner. „Unter den Königsberger Bekanntschaften (schreibt Hufeland) waren mir die interessantesten die des alten Scheffner und Borowsky: Scheffner durch seinen freien, genialen, vielseitig sehr gebildeten Geist, Borowsky durch seinen liebenswürdigen Charakter, sein reines evangelisches Christenthum und seinen ächt

apostolischen Johannessinn. Ich stärkte mich mit ihm und durch ihn immer mehr in ächt christlichem Glauben und Gesinnung."

Die Königin besuchte die Kirche Borowskys. Sie erbaute sich an seinen Predigten, sie las seine Schrift über Geist und Stil Martin Luthers und ließ sich von ihm mit des Reformators Worten unterrichten: „der Glaube sei das Auge der Christen; in diesem Augenlichte betrachtet, werde ihr das Wort des Psalmisten fruchten: einem Könige hilft nicht seine große Macht; ein Riese wird nicht errettet durch seine große Kraft. Siehe, des Herrn Auge siehet auf die, so ihn fürchten." Als die Königin einmal die drohende Weltmonarchie Napoleons berührte, versprach Borowsky, ihr morgen eine treffende Antwort darauf zu geben. Diese Antwort, die er ihr brachte, waren die Worte Luthers: „Gott giebt einem jeden Lande seine Zeit zu wachsen und zu steigen, daß es an Reichthum, Macht, Ehre und Gewalt zunimmt und erweitert wird, grünen, in Ehren und Würden schweben möge. Aber wenn es auch wiederum unserm Herrn Gott Zeit dünkt, daß solches Land wieder fallen und zu Boden gehen solle, so fällt es auch wieder plötzlich dahin, daß es Niemand aufhalten kann! So das römische, jüdische, babylonische Reich. Also handelt unser Herr Gott; er kann aus Nichts Alles machen; ein kleines Reich kann er wohl weiter und größer machen, und wiederum ein großes Kaiserthum leichthin stürzen, daß alle Welt daran genug zu fühlen hat. Und wenn es dann im Wechsel oder im Wenden ist, so hilft da kein Wehren und Aufhalten; ja wenn es an eisernen Ketten hinge oder auf eisernen Pfählen stände, so müßte es doch zu Trümmern und zu Boden gehen." — Die Königin nannte den Eindruck dieser tiefen Worte Luthers auf ihr Gemüth „einen wunderbaren, einen prophetischen," wenn es ihr selber auch nicht beschieden sein sollte, die Verwirklichung dieser Prophezeiung in dem Sturze Napoleons zu erleben.

Die Bekanntschaft Scheffners, eines Geistesverwandten Kants, Hippels und Hamanns, machte die Königin durch ihre Schwester Friederike. Seine Freimüthigkeit war für sie, der Wahrheit über Alles ging, die Würze ihrer mündlichen und schriftlichen Unter-

haltung mit dem noch jugendlichen Greise. In einem ihrer Briefe an ihn schreibt sie: „Sie sagen mir, daß Sie keines meiner Worte vergessen; so werden Sie sich auch leicht besinnen, daß ich nie anders rede, als ich denke, und daß Wahrheit den Grund meines Charakters ausmacht."

Scheffner hatte sein eben so patriotisches wie freimüthiges Wesen schon unter Friedrich dem Großen bewährt. Ein geborener Königsberger, war er nach vollendeten Studien Sekretär des Herzogs Karl von Holstein-Beck geworden. Er gab diese angenehme Stellung freiwillig auf, um mit nicht sonderlich gefüllter Börse, aber mit Abts Buch über den Tod fürs Vaterland in der Tasche, unter vielen Wagnissen zu den Fahnen Friedrichs zu eilen, mitten durch die vom Feind besetzte Provinz hindurch. Als Fähnrich machte er die Feldzüge in Sachsen, Pommern und Schlesien mit. Nach dem siebenjährigen Kriege als Kriegs- und Steuerrath angestellt, schied er aus den königlichen Diensten, weil Friedrich in einer Cabinets-Ordre an die Kammer gesagt, daß ihm an einem Dragoner mehr, als an zehn Kriegsräthen gelegen sei, und weil Scheffner diese Kränkung seiner Beamten-Ehre nicht ruhig, wie die andern Kriegsräthe, einstecken mochte. Scheffner bat den König um seinen Abschied und um eine kleine Pension von 200 Thalern. Aber Friedrich schlug sie ihm ab mit den eigenhändig auf den Rand des Berichts geschriebenen Worten: „Mihr Müste der Teufel plagen, das ich an Kriegsrath Pension gebe, da noch So vihl brav Officiers ohne versorgt Syndt. Die 200 Thlr. wehre einem Invaliden Offizier zu verm. Fr." — Dennoch erkaltete Scheffner nicht in seiner Begeisterung für den König, welche er schon als Jüngling in seinen „kleinen Liedern auf den großen Friedrich" bekundet hatte. Und soweit ging Scheffners patriotisches Vertrauen, daß er beim Ausbruch des Krieges von 1806 Jedem eine Wette anbot auf die Gewißheit des ersten preußischen Sieges: denn selbst unter Friedrich habe er die Soldaten nicht so für den Krieg entflammt gesehen. „Und nun (so schreibt er selbst) sah ich dieses Heer geschlagen, verwirrt, und fast konnte man von ihm wie vom verfolgten Christo sagen: „Keiner wußte, wo er sein Haupt hinlegen sollte!"

Durch die Gemahlin des Generals von Lestocq, seines Jugendfreundes, war Scheffner zuerst der Schwester Luisens, der Prinzessin von Solms, und sodann der Königin bekannt geworden. Scheffner berichtet darüber in seiner offenen eigenartigen Weise: „Mein Freund Wilhelm von Lestocq war zur Anführung der preußischen Armeebrocken aus Neu-Ostpreußen abgerufen. Seine Gattin kam mit ihren beiden Töchtern nebst einem Theil ihres in der Eile zusammengepackten beweglichen Vermögens in mein Haus, wo wir mit Fügung die wahrlich böse Zeit einmüthig bei einander lebten. Auch in meine neue Wohnung zog die Generalin mit, bis sie wenige Tage vor dem Einmarsch der Franzosen der königlichen Familie, mit Zurücklassung ihres größeren Gepäckes, nach Memel nachzufolgen sich für genöthigt hielt. Ein Besuch, den die Prinzessin Solms, eine Schwester der Königin, eines Tages der Generalin machte, und bei dem ich zu erscheinen berufen wurde, schaffte mir die Bekanntschaft der erstern. Nach der ersten Erscheinung bei einer ihrer Theegesellschaften ließ ich mich vom Thee-da-Capo dispensiren, behielt mir auch das Neinsagen bei Mittags-Einladungen vor, war aber zum Vorlesen deutscher Schriftsteller, von denen Ihrer Königlichen Hoheit noch manche unbekannt waren, jederzeit bereit. Da ich weder Oberhofmeister, noch Beichtvater der Prinzessin war, so waren unsere Unterhaltungen über Hof- und Stadt-Cedern und Ysop ohne Zwang. Ihr Wohlgefallen an Hebels allemannischen Gedichten veranlaßte mich, neunzehn aus der Sammlung umzudeutschen. Verzicht auf alle Prinzeßlichkeit stellte ihren guten Kopf in vortheilhaftes Licht; auch kam jenem eine gewisse nicht uncultivirt gebliebene Natur-Koketterie und der Ton ihrer sehr musikalischen Stimme zu Hülfe. — Ihr vermuthlich gutes Zeugniß von mir verschaffte mir im April 1807 Gelegenheit, der Königin, die aus Liebe zu dieser Schwester nicht auf das Schloß, sondern in die eben nicht geräumige Wohnung der Letztern zog, persönlich bekannt zu werden. Eine höchst freundliche Aufnahme machte mich bei der zweiten Aufwartung so dreist, Ihrer Majestät zu gestehen, daß ich ohne solche trauliche Begegnung mich wohl kaum zu einer dritten Er-

scheinung vor ihr würde entschlossen haben, worauf sie erwiderte: „Und ich hätt' es Ihnen auch nicht verdacht!" — Viele Stunden (schreibt Scheffner weiter) hab' ich mit dieser gemüthlich noch mehr, als leiblich liebenswürdigen Frau recht behaglich zugebracht. Sie machte beim Lesen und bei den mehrentheils weit länger dauernden Gesprächen manche sehr treffende Bemerkung, sprach über Hof-, Zeit- und Lebensumstände so richtig, daß ich ihr manchmal sehr rücksichtslos mein Verwundern über manches Zeit-Benehmen nicht verbergen konnte, zu dessen Aufschluß sie mir die vieljährige Gewohnheit, den dadurch vom angeborenen verschieden gewordenen Charakter, auch wohl die Pflicht einer Ehefrau, sich ganz dem Geschmacke ihres Mannes zu fügen und selbst die Dinge, die ihr viel und wahres Vergnügen machten, dem aufzuopfern, was sie ihm zur Beruhigung oder Zeitverkürzung nützlich oder nöthig hält, angab. — Augen von einem freiern reinern Blick, eine frohere, fast die Kindlichkeit erreichende Unbefangenheit hab' ich in keinem weiblichen Gesicht gesehen. Mit wahrem Vergnügen erinnere ich mich noch der Gespräche mit ihr, in denen ich ihr nie etwas Unwahres über Sachen und Personen gesagt, sie mochten betreffen das Hof- oder das ewige Leben, die fürstliche, von der bürgerlichen sehr verschiedene Erziehung, die schwere Wahl eines Oberhofmeisters, die Wirthschaftlichkeit bei Wohlthaten als Mutter ächter Freigebigkeit, den Schaden vorschneller Gemüthigkeits-Aeußerungen, die Nothwendigkeit der Hofetiquette, die höfische Zeitverschwendung u. s. w. Von politischen Gegenständen brach sie jedes Mal gleich ab. Sie verstand Einen Alles, und alles Wahre, Gute und Schöne machte viel Eindruck auf sie." —

Von den andern Personen, welche in Königsberg öfter um die Königin waren, gewann besonders die Gräfin Dohna von Finkenstein Luisens ganze Zuneigung. Sie pflegte die Gräfin, deren vier Söhne für das Vaterland fochten, die spartanische Mutter zu nennen, denn die opferfreudige Liebe zum Vaterlande gehe ihr selbst über das Leben ihrer Kinder. Auch der General von Blücher war im Frühjahre 1807 ein gern gesehener „Stammgast" am abendlichen Theetische der Königin in Königsberg. Blücher

hatte sich auf seinem kühnen Zuge nach Lübeck gegen die feindliche Uebermacht bis aufs Aeußerste gewehrt und sich zuletzt nur ergeben, weil er und seine todtmüde Schaar kein Brod, keine Fourage, keine Munition mehr hatte, was er den französischen Heerführern zum Trotz ausdrücklich unter die Kapitulation schrieb. Nachher gegen den gefangenen französischen General Victor ausgewechselt, erschien er in Königsberg, von dem König als ein Hort unbefleckter Waffenehre durch den schwarzen Adler-Orden ausgezeichnet. Es wurde damals in dem kleinen Abendzirkel der Königin regelmäßig Charpie gezupft. Auch Blücher erhielt wie Jeder sein Stückchen Leinwand; er steckte es jedoch, anstatt zu zupfen, unvermerkt in seine Säbeltasche, dabei seine jüngsten Kriegsabenteuer mit jugendlichem Feuer schildernd. Einmal ertappt die Königin den so listigen wie tapfern Krieger, als er eben wieder seinen Pflichttheil Leinwand in die Säbeltasche detachirt. Sie zeiht ihn lächelnd der Unterschlagung. Blücher erklärt es für eine Kriegslist. Er bittet um die Gnade, seine Ration Charpie zu Hause zupfen zu dürfen, und die Königin gestattet ihm das unter der Bedingung prompter Ablieferung.

In Königsberg rüstete Blücher damals die Schar, an deren Spitze er in Verbindung mit Schweden den Krieg in Pommern führen sollte. Als er am 29. Mai in Stralsund anlangte, trug er einen Brief der Königin an ihren Vater, den Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz. Luise schrieb:

„Geliebter Vater!

Die Abreise des Generals Blücher giebt mir Gottlob einmal eine sichere Gelegenheit, offenherzig mit Ihnen zu reden. Gott, wie lange entbehrte ich dieses Glück, und wie viel habe ich Ihnen zu sagen! Bis zur dritten Woche meines Krankenlagers war jeder Tag durch neues Unglück bezeichnet.

Die Sendung des vortrefflichen Blücher nach Pommern, der Patriotismus, der jetzt in jeder Brust sich regt, und von welchem die Reserve-Bataillons, die erst seit Monaten organisirt sind und theils schon vorgehen, theils schon gut gefochten haben, ein neuer Beweis sind — alles dies belebt mit neuen Hoffnungen. Ja,

bester Vater, ich bin es überzeugt, es wird noch einmal Alles gut gehen, und wir werden uns noch einmal glücklich wiedersehen. Die Belagerung von Danzig geht gut, die Einwohner benehmen sich außerordentlich; sie erleichtern den Soldaten die großen Lasten, indem sie ihnen Wein und Fleisch im Ueberfluß reichen, sie wollen von keiner Uebergabe sprechen hören; sie wollen lieber unter Schutt begraben werden, als untreu an dem König handeln; ebenso halten sich Colberg und Graudenz. Wäre es mit allen Festungen so gewesen! — — — — Doch genug von den vergangenen Uebeln; wenden wir unsre Blicke zu Gott, zu ihm, der unsre Schicksale lenkt, der uns nie verläßt, wenn wir ihn nicht verlassen!

Der König ist mit dem Kaiser Alexander bei der Armee. Er bleibt bei derselben, so lange der Kaiser bleibt. Diese herrliche Einigkeit, durch unerschütterliche Standhaftigkeit im Unglück begründet, giebt die schönste Hoffnung zur Ausdauer; nur durch Beharrlichkeit wird man siegen, früh oder spät, davon bin ich überzeugt. Luise."

Aber nur von kurzer Dauer sollte diese Zeit frischer Hoffnung sein. Napoleon hatte seine Streitkräfte wieder stark vermehrt; zwei wichtige preußische Festungen, welche sich bis dahin mit Ehren gehalten, Danzig und Neisse fielen, und die Franzosen bedrohten Königsberg von Neuem. Die Königin reiste nach Memel zurück, wo sie am 10. Juni wieder ankam. — Die verbündeten Preußen und Russen rangen bei Spanden, Lomitten und Gutstadt dem Feinde einige Vortheile ab. Der König besuchte seine Familie in Memel, er wollte von dort wieder zur Armee gehen. Da vernichtete Napoleons Sieg bei Friedland (5 Meilen von Königsberg) am 14. Juni alle Hoffnungen. Die Russen wichen immer weiter, und Soult rückte am 16. Juni in Königsberg ein. Napoleon selbst verlegte sein Hauptquartier nach Tilsit, an die von den Russen geräumten Ufer des Niemen. In diesen Tagen schrieb die Königin an ihren Vater:

Memel, den 17. Juni 1807.

„Mit der innigsten Rührung und unter Thränen der dankbarsten Zärtlichkeit habe ich Ihren Brief vom Monat April gelesen.

Wie soll ich Ihnen danken, bester, zärtlichster Vater, für die vielen Beweise Ihrer Liebe, Ihrer Huld, Ihrer unbeschreiblichen Vatergüte! Welcher Trost ist dieses nicht für mich in meinen Leiden, und welche Stärkung! Wenn man so geliebt wird, kann man nicht ganz unglücklich sein. Es ist wieder aufs Neue ein ungeheures Ungemach über uns gekommen, und wir stehen auf dem Punkt, das Königreich zu verlassen. Bedenken Sie, wie mir dabei ist; doch bei Gott beschwöre ich Sie, verkennen Sie Ihre Tochter nicht! Glauben Sie ja nicht, daß Kleinmuth mein Haupt beugt. Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über Alles erheben; der erste ist der Gedanke, wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand, und die Vorsehung leitet uns — der zweite, wir gehen mit Ehren unter. Der König hat bewiesen, der Welt hat er bewiesen, daß er nicht Schande, sondern Ehre will. Preußen wollte nicht freiwillig Sklavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders handeln können, ohne seinem Charakter ungetreu und an seinem Volke Verräther zu werden. Wie dieses stärkt, kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchströmt. — Doch zur Sache.

Durch die unglückliche Schlacht von Friedland kam Königsberg in französische Hände. Wir sind vom Feinde gedrängt, und wenn die Gefahr nur etwas näher rückt, so bin ich in die Nothwendigkeit versetzt, mit meinen Kindern Memel zu verlassen. Der König wird sich wieder mit dem Kaiser vereinigen. Ich gehe, sobald dringende Gefahr eintritt, nach Riga; Gott wird mir helfen den Augenblick zu bestehen, wo ich über die Grenzen des Reichs muß. Da wird es Kraft erfordern; aber ich richte meinen Blick gen Himmel, von wo alles Gute und Böse kommt, und mein fester Glaube ist, er schickt nicht mehr als wir tragen können. Noch einmal, bester Vater, wir gehen unter mit Ehren, geachtet von Nationen, und werden ewig Freunde haben, weil wir sie verdienen. Wie beruhigend dieser Gedanke ist, läßt sich nicht sagen. Ich ertrage Alles mit einer solchen Ruhe und Gelassenheit, die nur Ruhe des Gewissens und reine Zuversicht geben kann. Deswegen seien Sie überzeugt, bester Vater, daß wir nie

ganz unglücklich sein können, und daß Mancher, mit Kronen und Glück bedrückt, nicht so froh ist, als wir es sind. Gott schenke jedem Guten den Frieden in seiner Brust, und er wird noch immer Ursach zur Freude haben. Noch Eins zu Ihrem Trost, daß nie Etwas von unserer Seite geschehen wird, das nicht mit der strengsten Ehre verträglich ist, und was mit dem Ganzen gehet. Denken Sie nicht an einzelne Erbärmlichkeiten. Auch Sie wird das trösten, das weiß ich, so wie Alle, die mir angehören. Ich bin auf ewig Ihre treue, gehorsame, Sie innig liebende Tochter, und Gottlob, daß ich es sagen kann, da Ihre Gnade mich dazu berechtigt — Ihre Freundin Luise."

Den 24. Juni.

„Noch immer sind meine Briefe hier, weil nicht nur Wind, sondern Stürme alles Auslaufen der Schiffe unmöglich machten. Nun schicke ich Ihnen einen sichern Menschen und fahre deßhalb fort, Ihnen Nachricht von hier mitzutheilen. Die Armee ist genöthigt gewesen, sich immer mehr und mehr zurückzuziehen, und es ist von russischer Seite ein Waffenstillstand auf vier Wochen abgeschlossen worden. Oftmals klärt sich der Himmel auf, wenn man trübes Wetter vermuthet; es kann auch hier sein; Niemand wünscht es so wie ich; doch Wünsche sind nur Wünsche und noch keine feste Basen. Also Alles von Dir dort oben, Du Vater der Güte! — Mein Glaube soll nicht wanken, aber hoffen kann ich nicht mehr. Ich berufe mich demnach auf meinen Brief, er ist aus der Tiefe meiner Seele geschrieben. Sie kennen mich ganz, wenn Sie ihn gelesen haben, bester Vater. Auf dem Wege des Rechts leben, sterben und, wenn es sein muß, Brod und Salz essen; nie werde ich ganz unglücklich sein; nur hoffen kann ich nicht mehr. Wer so von seinem Himmel heruntergestürzt ist, kann nicht mehr hoffen. Kommt das Gute — o! kein Mensch kann es dankbarer empfinden, als ich es empfinden werde — aber erwarten thue ich es nicht mehr. Kommt das Unglück, so wird es mich auf Augenblicke in Verwunderung setzen, aber beugen kann es mich nie, sobald es nicht verdient ist. Nur Unrecht unserer Seits würde mich zu Grabe bringen, da komme ich nicht

hin, denn wir stehen hoch. Sehen Sie, bester Vater, so kann der Feind der Menschen nichts über mich. Der König ist seit dem 19. mit dem Kaiser vereint; seit gestern sind sie in Tauroggen, nur ein paar Meilen von Tilsit, wo der französische Kaiser ist. Ich bin zu Ihren Füßen ganz die Ihrige. Luise."

Nur schwer hatte Alexander sich zu dem Waffenstillstande entschlossen, den ihm sein General Bennigsen nach der verlorenen Schlacht bei Friedland als dringend nothwendig vorstellte. Der Kaiser schrieb an den geschlagenen Feldherrn: „Als Ich Euch ein schönes Heer anvertraut, das so viele Beweise der Tapferkeit gegeben hat, war Ich weit entfernt, Nachrichten zu erwarten, wie Ihr sie Mir mittheilt. Wenn Ihr außer einem Waffenstillstand kein anderes Mittel kennt, um aus dieser drückenden Lage zu kommen, so erlaube Ich Euch, dazu zu schreiten, aber nur unter der Bedingung, daß Ihr in Eurem Namen unterhandelt."

Vorher hatte die Königin an den Kaiser Alexander geschrieben und über die zaudernde Kriegführung geklagt, die dem russischen Oberbefehlshaber Bennigsen von vielen Stimmen immer lauter beigemessen wurde. Ehe sie den Brief abgehen ließ, schickte sie ihn erst an den Minister Hardenberg mit folgenden Zeilen:

„Beim nochmaligen Lesen meines Briefes an den Kaiser bin ich darüber erschrocken, daß mein Eifer für die gute Sache und meine Verstimmung gegen den General Bennigsen viel zu offen und stark ausgesprochen sind; ich sende Ihnen das Schreiben zur Einsicht und wünsche Ihre Meinung über seinen Inhalt zu wissen. Ich glaube wahrhaftig, daß es so nicht geht. Indessen wenn Sie der Ansicht sind, daß es den Kaiser nicht verdrießen und nicht mehr schaden als nützen werde, da es etwas gerade herausgesagt ist, und daß es mir die Freundschaft des Kaisers nicht entzieht, auch wenn er findet, ich sollte mich lieber um meine eigenen Angelegenheiten bekümmern; dann anbei mein Petschaft zum Versiegeln des Briefes; wo nicht, so verbrennen Sie ihn oder schicken Sie ihn mir zurück. Ihre Freundin

Luise."

„Sagen Sie mir Ihre offene Meinung."

Hardenberg fand in dem Briefe nur den einen Satz bedenklich, in welchem die Königin die Frage an den Kaiser Alexander erhob: „Warum stellen Sie sich nicht selbst an die Spitze einer Armee, die mit Ruhm bedeckt ist, und die, gut geführt, überall neue Lorbeeren ernten würde?“ Auf des Ministers Rath strich die Königin ihr Ansinnen an den Kaiser Alexander, selbst den Oberbefehl zu übernehmen. Es würde dann, stellte Hardenberg ihr vor, die Berührung einer empfindlichen Saite vermieden: denn wie gern Alexander auch sein Heer selbst führen möchte, so müßte die Triebfeder dazu doch aus seinem eigenen Innern kommen, zumal da dieser Schritt im russischen Reiche eben nicht mit günstigen Augen würde angesehen werden, wiewohl er (Hardenberg) glaube, daß dieser Schritt schließlich nicht ausbleiben könne. So wurde der Brief an den Kaiser Alexander von der Königin umgeschrieben und jener gekürzte Satz dahin gefaßt: „Ihre ruhmbedeckte Armee würde überall neue Lorbeeren ernten, wenn sie gut geführt würde.“

Hardenberg selbst nahm den Brief mit in das russische Hauptquartier, wohin er am 3. Juni abreiste. Er sprach dort gleich nach seiner Ankunft (4. Juni) den Kaiser, und dieser sagte ihm: der General von Bennigsen habe sich vorgestern wirklich mit der Armee in Bewegung gesetzt. Er (Alexander) wollte nun abwarten, was jener thun würde; wenn er aber unthätig bliebe, oder ihm wieder Ursache zur Unzufriedenheit gäbe, würde er sogleich den General von Essen I. an Bennigsens Stelle setzen. Der Letztere behauptete in dem Treffen bei Heilsberg (10. Juni) das Schlachtfeld gegen Napoleon. Aber auf diese Siegesbotschaft folgte vier und zwanzig Stunden nachher die Kunde von Bennigsens Rückzug auf Bartenstein und Schlippenbeil, während Napoleon auf dem kürzern Wege neben ihm auf Königsberg marschirte. „Alle Anzeichen und Nachrichten (schreibt Hardenberg in seinen Memoiren) bestätigten es, daß es klar sei, die (russische) Armee hinter den Memelstrom zurückzuziehen und dadurch den Kaiser Alexander dahin zu bringen, den Frieden zu schließen. Er hatte beschlossen, bis Olitta, einem Grenzorte zwischen Neu-Ostpreußen

und Russisch-Litthauen, einem Reserve-Corps von 40,000 Mann entgegen zu gehen, welches der Fürst Labanoff herbeiführte. — Alle Russen wollten den Kaiser wenigstens nach Wilna haben. Ich wagte es diesmal, ganz unumwunden mit dem Kaiser über die Kabalen und die Stimmung bei seiner Armee zu sprechen; ich nannte ihm seinen Bruder, den Großfürsten (Constantin) als den, den man an die Spitze derselben gesetzt hatte. Mit großer Lebhaftigkeit widersprach mir der Kaiser; er erklärte, was ich ihm von seinem Bruder sagte, für unmöglich und wiederholte, daß alle diese Bemühungen, ihn von seinem Zweck abzubringen, das Gegentheil bewirken würden. Den Geheimen Rath Popow werde er sogleich mit der Vollmacht zur Armee schicken, dem General von Bennigsen das Commando zu nehmen und es dem General von Essen zu übertragen, wenn jener nicht sogleich wieder anfange, mit Kraft zu handeln. — Noch ehe der Tag (13. Juni) verging, bestätigte sich Alles, was ich dem Kaiser gesagt hatte. Der Großfürst kam unerwartet bei ihm an und suchte ihn zu bewegen, sein System zu ändern. Der Kaiser bat mich um Verzeihung, mir nicht geglaubt zu haben, sagte mir selbst, was sein Bruder von ihm verlangt habe, und setzte hinzu: er habe ihm den Befehl gegeben, sogleich zur Armee zurückzukehren; fest werde er bei seinen Gesinnungen bleiben. Mit dieser Aeußerung ging er den 14. Juni Abends spät nach Olitta ab, der König den 15. früh nach Memel. Kaum war der König fort, als die Schreckenspost von der Niederlage bei Friedland erfolgte."

Dieses neue Waffenunglück gab der Friedens-Partei im russischen Kriegsheere das Uebergewicht. Alexander schien nicht mehr Herr seiner Armee. Er ging nun nach Tauroggen, dann noch 17 Meilen weiter zurück nach Sczawl, einem ehemaligen Jagdschlosse der Könige von Polen. Dahin reiste am 20. Juni früh der König auf Alexanders Einladung. „In Sczawl (erzählt Hardenberg) fanden wir den Kaiser mit seinem Gefolge. Das ganze System (auf Grund des am 26. April 1807 in Bartenstein zwischen Rußland und Preußen abgeschlossenen Vertrages, laut dessen keine der beiden Mächte die Waffen ohne die andere ruhen lassen sollte)

war auf einmal wie durch einen Zauberschlag verändert und in das völlige Gegentheil desjenigen verwandelt, was es bis dahin gewesen war (hinzielend auf eine allgemeine Befreiung von Napoleons Uebermacht). Der Großfürst Constantin hatte so eben Sczawl verlassen — er soll dem Kaiser stark zugesetzt, ihm den Geist seiner Armee als höchst nachtheilig geschildert, ja sogar seinem Schreckbilde das Schicksal des Kaisers Paul hinzugefügt haben. — Die Waffenstillstands-Unterhandlungen durch den Fürsten Labanoff waren nicht allein im vollen Gange, sondern auf dem Punkte abgeschlossen zu werden, ohne Preußen mit einzubegreifen. — Das Steuerruder war dem Kaiser entrissen; er glaubte es dadurch wieder zu gewinnen, daß er es ergriffe und das Schiff nun in der Richtung leitete, welche diejenigen diesem gegeben hatten, die das Steuer ihm nahmen. Er beschloß noch am 22. Juni Abends nach Tauroggen (vier Meilen von Tilsit, dem Hauptquartiere Napoleons) abzugehen, ohne weitere Nachrichten zu erwarten. Wie ein Donnerschlag für uns kam noch in dem Augenblick vor der Abreise des Kaisers ein Courier mit dem einseitig abgeschlossenen russischen Waffenstillstande an." *)

Den niederschlagenden Eindruck dieses Waffenstillstandes auf die Königin bekundet das Tagebuchblatt der Oberhofmeisterin vom 23. Juni: „Bennigsen hat einen Waffenstillstand von vier Wochen abgeschlossen; der Kaiser hat ihn bestätigt, die Königin und wir Alle sind in Verzweiflung darüber! Welch ein Schmerz — nun noch dieser letzte Schlag. — Gott, barmherziger Gott, wirst Du unserm Elend durch diesen Unmenschen kein Ziel setzen?"

Der Waffenstillstand zwischen Rußland und Frankreich erfolgte schon am 21. Juni, der mit Preußen erst vier Tage später, am 25. Juni. An demselben 25. in den Mittagsstunden hatten Alexander und Napoleon jene verhängnißvolle Zusammenkunft in einem der beiden platten, auf zwei zusammengefügten Flößen erbauten Zelthäuschen auf der Memel bei Tilsit, als auf dem die

---

*) Vergl. Eigenhändige Memoiren des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg. II. 441. 448. 456. 467.

beiden Gebiete trennenden Strome. Das zweite Häuschen war für das Gefolge bestimmt. Laut französischer Berichte soll Alexander unter vier Augen zu Napoleon gesagt haben: „Ich hasse die Engländer eben so wie Sie, und ich werde Ihr Sekundant sein in Allem, was Sie gegen diese thun." — „Wenn das," antwortete Napoleon, „so kann sich Alles ausgleichen, und der Friede ist gemacht." Der russische Minister der auswärtigen Angelegenheiten Baron von Budberg hat damals dem preußischen Staatsmanne Schladen mitgetheilt: Napoleon habe wiederholt zu Alexander gesagt: „Wir werden uns Beide verständigen. Ich werde Ihr Sekretär sein und Sie der meinige. Gewähren Sie mir so viel, (die Länge eines Fingers zeigend) so werde ich für Sie das thun." Wobei er den Arm ausstreckte. — Napoleon selbst hat sogleich am Tage seiner ersten Zusammenkunft mit Alexander an seine Gemahlin Josephine geschrieben: „Meine Theure, so eben sah ich den Kaiser Alexander; ich bin recht zufrieden mit ihm. Er ist ein sehr schöner, guter und junger Kaiser, auch geistreicher, als man gewöhnlich glaubt. Er wohnt von morgen an in Tilsit." Am nächsten Tage (26. Juni) wiederholte sich die Besprechung der beiden Kaiser, und der König ward von Napoleon dazu eingeladen. Er hatte mit dem übermüthigen Sieger eine Unterredung, die wenig Gutes versprach.

Alexander und Friedrich Wilhelm III. hatten seit dem 24. Juni ihr Hauptquartier in dem Dorfe Piktuppönen, eine Meile von Tilsit. Napoleon schlug ihnen vor, während der Friedens-Unterhandlungen mit ihm in Tilsit zu wohnen. Die Stadt wurde also für neutral erklärt, in drei Hauptquartiere abgetheilt und jedes mit den Garden der darin wohnenden Monarchen besetzt. Der König hatte das Haus eines Müllers am Ende der Stadt inne. Doch pflegte er hier nur abzusteigen und jeden Abend aus Tilsit nach Piktuppönen zurück zu reiten, um in dem Dorfe zu übernachten.

Achtes Kapitel.

Die Königin Luise und der Kaiser Napoleon.

Bei den Friedens-Unterhandlungen zeigte Napoleon sich besonders gegen Preußen erbittert. Nicht vergessen hatte er die Mobilmachung des preußischen Heeres von 1805, dazu die Ablehnung seiner Friedens-Anträge nach der Schlacht bei Eylau. Der König konnte es nicht über sich gewinnen, sich eben so wie Andere vor dem durch Schmeicheleien verwöhnten Sieger zu schmiegen. Der gerade Sinn Friedrich Wilhelms III., seine biedere Natur, welche in Wahrheit, Recht und Billigkeit ihr sittliches Maß fand, sträubte sich gegen den Mißbrauch, den Napoleon mit seinem Glücke und seiner Macht trieb. Der König trug sein schweres Unglück mit einer Würde, die den herzlosen Sieger nur noch feindseliger zu stimmen schien.

Unter diesen gespannten Umständen glaubte der Kaiser Alexander, die Gegenwart der Königin könne die Unterhandlungen erleichtern und zu Gunsten Preußens viel bei Napoleon ausrichten. Napoleon selbst wünschte sie zu sehen. Alexander regte es an, daß der König seine Gemahlin nach Piktuppönen einlud. „Es gehörte (sagt Höpfner) die großmüthige ritterliche Gesinnung des Kaisers Alexander, aber auch die große Befangenheit desselben über die Persönlichkeit Napoleons dazu, um zu hoffen, daß dieser herzlose Despot, der sich selbst durch die in den Armee-Bülletins vorgebrachten Verleumdungen und Schmähungen der edlen Königin ein Zeugniß seiner Roheit ausgestellt hatte, sich auch nur einen Schritt von dem eingeschlagenen Wege durch die erhabene Persönlichkeit derselben Königin ablenken lassen werde. Es gehörte der

Königin ganze Liebe zu ihrem Gemahl und dem Vaterlande dazu, um die ihr angethane Schmach zu vergessen und sich zu dem Versuch beizulassen, durch die Anmuth, Hoheit und Reinheit ihrer ganzen Erscheinung veredelnd und mildernd auf den übermüthigen Sieger zu wirken."

Wie die Königin sich zu dieser Reise bestimmt, und was sie auf dem Wege von Memel nach Tilsit empfunden hat, das offenbart ihr Tagebuch. „Welche Ueberwindung es mich kostet, (schreibt sie) das weiß mein Gott! Denn wenn ich gleich den Mann nicht hasse, so sehe ich ihn doch als den an, der den König und sein Land unglücklich gemacht. Seine Talente bewundere ich, aber seinen Charakter, der offenbar hinterlistig und falsch ist, kann ich nicht lieben. Höflich und artig gegen ihn zu sein, wird mir schwer werden. Doch das Schwere wird einmal von mir gefordert. Opfer zu bringen bin ich gewohnt." — Ihr Leibarzt Hufeland schreibt als Augenzeuge: „Nie werde ich den Moment vergessen, wo die edle Königin den Befehl vom Könige erhielt, auch nach Tilsit zu kommen, um wo möglich vortheilhaftere Friedensbedingungen von Napoleon zu erhalten. Dies hatte sie nicht erwartet. Sie war außer sich. Unter tausend Thränen sagte sie: „Das ist das schmerzhafteste Opfer, das ich meinem Volke bringe, und nur die Hoffnung, diesem dadurch nützlich zu sein, kann mich dazu bringen!"

Der Kammerherr von Schladen, in jenen Tagen bei dem König in Piktuppönen, theilte die Meinung des damals auf Napoleons Forderung entlassenen Ministers Hardenberg, daß der Königin Reise nach Tilsit schwerlich von dem gewünschten Einflusse auf das Friedenswerk sein werde. „Es ist beschlossen worden, (schreibt Schladen in seinem Tagebuche zu Tilsit am 2. Juli) daß die Königin sich hierher begeben soll, weil man die Hoffnung hegt, ihre Gegenwart werde vortheilhaft für Preußen bei Napoleon wirken, und insbesondere werde sie ihrem Gemahle die so nöthige Kraft zur Ertragung des Unvermeidlichen geben. Der Graf von Kalckreuth (mit Goltz die Friedens-Unterhandlungen führend) begehrt, daß Ihre Majestät sich sogleich nach Tilsit verfüge. Der Minister Hardenberg und wir Uebrigen alle suchen diese Demüthigung zu

hindern. — Die Königin wünscht, daß der Minister Hardenberg ihr Verhaltungsregeln gebe, und dieser beschäftigt sich mit diesem ehrenvollen Geschäft."

Die Königin reiste am 4. Juli früh um 8 Uhr von Memel ab und traf Abends in Piktuppönen ein. Sie stieg im Pfarrhause ab, gegenüber dem Quartiere des Königs. Den andern Morgen kam der Kaiser Alexander aus Tilsit zum Besuche; Mittags erschien Napoleons Adjutant und Großstallmeister Caulaincourt, Herzog von Vicenza, um die Königin im Namen seines Kaisers zu begrüßen. Napoleon ließ fragen: ob Ihre Majestät ihm die Ehre erzeigen wolle, ein Mittagsmahl anzunehmen. Er selbst gedenke ihr, sobald sie in der Stadt angekommen, den ersten Besuch zu machen. Die Königin nahm an, was sie nicht ablehnen konnte. Am 6. Juli Nachmittags um 5 Uhr fuhr sie in einem achtspännigen Staatswagen in Tilsit ein, hier von den Wachen mit klingendem Spiel salutirt. Sie stieg im Quartiere des Königs ab. Die Oberhofmeisterin Gräfin von Voß, die Hofdame Gräfin Lisinka von Tauentzien und der Kammerherr von Buch kamen mit der Königin nach Tilsit.

Eine Viertelstunde nach ihrer Ankunft nahte Napoleon mit großem Gefolge. Er ritt einen kleinen arabischen Schimmel; seine Generale sprangen, als er vor der Wohnung der Königin abstieg, hinzu, um ihm das Pferd und den Steigbügel zu halten. Die Oberhofmeisterin und die Hofdame empfingen ihn am Fuße der Treppe, oben der König und die Prinzen. Napoleon behielt die kleine Reitgerte in der Hand. Er nahm den Hut ab, grüßte rechts und links und schritt sogleich die zu den Zimmern der Königin führende Treppe hinauf. Hinter ihm her hinkte sein Ober-Kammerherr und Minister des Auswärtigen, Talleyrand, jetzt der staatsschlaue französische Friedensunterhändler hier in Tilsit, wie früher dort in Luneville, Amiens, Preßburg und Posen.

Die Königin empfing den Kaiser Napoleon mit jenem Takte, wie ihn nur ein edles Gemüth, ein klarer, von gutem Willen erleuchteter Verstand treffen kann. Sie bedauerte, daß er eine so unbequeme Treppe zu ihr habe heraufsteigen müssen. Napoleon

antwortete im schmeichelnden Tone: auf dem Wege nach einem solchen Ziele dürfe man vor keinem Hinderniß zurück schrecken. Sie fragte ihn, wie das nördliche Klima zur Winterzeit seiner Gesundheit bekommen sei. Weiterhin kam sie auf den Antrieb zu dieser Reise zu sprechen: sie sei hier, um ihn zu bewegen, Preußen einen leidlichen Frieden zu bewilligen. Napoleon warf Fragen hin, welche darauf angelegt schienen, die Königin in Verlegenheit zu setzen. Sie zeugen von seinem Uebermuth, seiner Gemüthlosigkeit und dem Mangel an sittlicher Würde, während die Antworten der Königin ihren edlen, feinen Sinn offenbaren. So that Napoleon unter andern unzarten Fragen auch diese: „Aber wie konnten Sie nur den Krieg mit mir anfangen?“ — Und in dem Tone, mit welchem diese Worte gesagt wurden, lag etwas Geringschätzendes.

„Sire,“ antwortete die Königin, „dem Ruhm Friedrichs war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn ja wir uns getäuscht haben.“ (Sire, il était permis à la gloire de Frédéric de nous tromper sur nos moyens, si toutefois nous nous sommes trompés.)

Diese Antwort der Königin wurde von Talleyrand gleich nachher weiter erzählt und ging so, zur Ehre der Königin, von Mund zu Munde. Auch verlautete damals: Talleyrand, den besänftigenden Eindruck der geistvollen, milden Erscheinung der Königin auf Napoleon fürchtend, habe seinen Kaiser an die Strenge, welche dieser sich vorgenommen, mit den Worten gemahnt: „Sire! Soll die Nachwelt sagen, daß Sie einer schönen Frau wegen Ihre größte Eroberung nicht gehörig ausgebeutet haben?“

Diese erste Unterredung zwischen Luise und Napoleon dauerte ungefähr eine Viertelstunde. Abends gegen acht Uhr fuhren der König und die Königin zu dem Kaiser der Franzosen. Napoleon empfing sie am Wagenschlag. Bei der Tafel saß die Königin zwischen den beiden Kaisern, zur Rechten Napoleons, ihr Gemahl neben ihm. Napoleon wollte den König beiläufig über die zugemuthete Aufopferung alter angestammter Provinzen trösten: solche Verluste gehörten ja zu den gewöhnlichen Wechselfällen des

Krieges. Dagegen sprach der König, wie es ihm in seinem Leide ums Herz war. Er gab dem hochfahrenden Sieger zu verstehen: er (Napoleon) könne sich leicht über dergleichen hinwegsetzen; denn er wisse nicht, was es heiße, angestammte Länder zu verlieren, in denen die theuersten Erinnerungen der Jugend wurzelten, und die man so wenig vergessen könne, als seine Wiege. — „Was Wiege!“ rief Napoleon spöttisch auflachend. „Wenn das Kind ein Mann ist, hat es keine Zeit mehr, an die Wiege zu denken.“ — „Doch, doch,“ entgegnete der König. „Seine Jugend kann man so wenig vergessen als verleugnen, und ein Mann von Herz wird sich dankbar der Wiege erinnern, in der er als Kind lag.“

So treffende Bemerkungen trugen nicht dazu bei, den stolzen Eroberer für den König einzunehmen. „Es war dem König nie möglich, zu heucheln,“ schreibt Hippel. „Daher er auch seinen persönlichen Unmuth nicht verbarg und den Frieden, durch Alexander vermittelt, mit einer dem Uebermuthe des Siegers fast trotzenden Kälte annahm. Selbst von bedeutenden französischen Offizieren, Augenzeugen der Begegnung zu Tilsit, hörte man häufig die Worte, daß der König sich gegen den Sieger als König betragen.“ Auch Thiers giebt der Wahrheit die Ehre, anzuerkennen: „daß der König sich keineswegs vor dem Sieger erniedrigt habe,“ nennt aber des Königs würdige Haltung — um so höher anzuschlagen, je tiefer Friedrich Wilhelm III. damals im Unglück war — steif und erzählt: „Napoleon wies ihn an seinen Verbündeten Alexander zurück, der ihn zur Fortsetzung des Krieges hingerissen habe, als am Tage nach der Schlacht von Eylau der Friede möglich und für Preußen vortheilhaft gewesen sein würde. — „Der Kaiser Alexander hat ein Mittel, Sie zu entschädigen,“ sagte Napoleon zu dem König. „Er kann Ihnen ja seine Verwandten, die Fürsten von Mecklenburg und Oldenburg opfern; ihre Länder werden für Preußen eine schöne Entschädigung im Norden und an der Ostsee sein. Auch kann er Ihnen den König von Schweden preisgeben; Sie können diesem Stralsund und den Theil Pommerns nehmen, wovon er so schlechten Gebrauch macht. Der Kaiser Alexander willige in diese Erwerbungen für Sie, die zwar den Provinzen,

die man Ihnen nimmt, nicht gleich sind, aber besser gelegen — ich für meine Person werde nichts dagegen haben." Napoleon (bemerkt Thiers dabei) konnte mit gutem Grunde Friedrich Wilhelm an Alexander verweisen, welcher Preußen jene Entschädigung wirklich hätte verschaffen können. Allein der König habe das Anerbieten für eine Ausflucht gehalten (oder richtiger: sein edler Sinn empörte sich gegen diese dem Kaiser Alexander zugemuthete Aufopferung seiner Verwandten). Er sei also genöthigt gewesen, sich in das Opfer der einen Hälfte seines Königreichs zu fügen.

Die Königin wird auch von Thiers als eine der schönsten Frauen ihrer Zeit geschildert: „Die Stärke des Charakters und des Geistes dieser Fürstin machte in der Unterhaltung sich bald fühlbar; selbst Napoleon wurde dadurch in Verlegenheit gesetzt. Er war auf der Hut, daß ihm, während er sich in Beweisen der Achtung und Artigkeit gegen sie erschöpfte, kein einziges Wort entschlüpfte, welches ihn hätte binden können. Während der Tafel war es ihr Bestreben, ihm wenigstens ein Wort zu entreißen, woraus sie eine Hoffnung schöpfen konnte, zumal hinsichtlich Magdeburgs. Napoleon brachte sie seinerseits, während er stets ehrerbietig, artig, aber ausweichend war, durch einen Widerstand, der einer fortwährenden Flucht glich, um alle Hoffnung. Sie errieth die Taktik ihres mächtigen Gegners, und sie beklagte sich lebhaft: „daß er sie scheiden sehe, ohne eine Erinnerung in ihrem Herzen zurücklassen zu wollen, die ihr gestatte, mit der Bewunderung für den großen Mann auch eine unauslöschliche Dankbarkeit gegen den großmüthigen Sieger zu vereinen."

Nach Tische sprachen die Königin und Napoleon noch lange mit einander. Er selber hat Tags darauf (7. Juli 1807) aus Tilsit an seine Gemahlin Josephine geschrieben: „Meine Theure, die Königin von Preußen hat gestern bei mir gespeist. Ich mußte mich vorsehen, denn sie wollte mich dazu bewegen, ihrem Manne noch größere Concessionen zu machen. Doch war ich artig und hielt dabei an meiner Politik fest. — Wenn Du diesen Brief liesest, wird der Frieden mit Preußen und Rußland abgeschlossen und Jérôme als König von Westfalen über drei Millionen Unter=

thanen anerkannt sein.“ — In einem zweiten Briefe aus Tilsit an Josephine schrieb Napoleon (8. Juli): „Die Königin von Preußen ist in der That höchst anmuthig, von bezaubernder Freundlichkeit gegen mich. Doch — ich bin ein Wachstuch, über welches dies Alles nur weggleitet.“

Die Larve falscher Artigkeit, durch welche Napoleon die arglose Königin anfänglich täuschte, sollte bald fallen, und das wahre Gesicht des „wachstuchenen“ Gleißners zum Vorschein kommen. Klar erhellt dies aus den gleichzeitigen Tagebuch-Blättern des Kammerherrn von Schladen: „Den 7. Juli 1807. Heute kehrte die Königin, mit den süßesten Hoffnungen erfüllt, von Tilsit (nach Piktuppönen) zurück. Nach der Tafel ward bald jene Hoffnung von Vielen getheilt, daß, durch die schreckliche Demüthigung der unglücklichen Monarchin gerührt, dieser stolze Eroberer seine Forderungen mäßigen werde. Schon träumten Knobelsdorff, Kalckreuth und ihr Anhang von den Erfolgen und verkündeten, wie wichtig es sei, jetzt ja nichts durch Mißtrauen und feindselige Abneigung zu verderben. — Da erschien Graf Golz, um dem Könige von einer Audienz Bericht zu erstatten, die er beim Kaiser Napoleon hatte, und wo derselbe ihm mit dürren Worten erklärte: Alles, was er der Königin gesagt, wären nur höfliche Phrasen gewesen, die ihn zu nichts verpflichteten; denn er sei entschlossen, dem Könige die Elbe als Grenze zu geben; es sei nicht die Rede davon, noch zu unterhandeln, indem er bereits Alles mit dem Kaiser verabredet habe, auf dessen Freundschaft er Werth lege: der König danke seine Stellung nur der ritterlichen Anhänglichkeit dieses Monarchen, da ohne diesen sein (Napoleons) Bruder Hieronymus König von Preußen geworden und die jetzige Dynastie verjagt wäre! — Unter solchen Umständen wäre es eine bloße Gefälligkeit, dem Könige irgend etwas zu lassen, und nach einer lang dauernden, von Schmähungen und Beleidigungen wimmelnden Deklamation sandte Napoleon den Grafen Golz zum Herrn von Talleyrand, der aus einer Brieftasche mehrere Stückchen Papier zog, welche bereits alle Artikel des Traktats einzeln enthielten, dieselben den Bevollmächtigten

vorlas, denen er kaum erlaubte, sie näher zu besichtigen, und ihnen darauf erklärte, es sei dabei kein Nachlaß zu erwarten, denn dies wäre Napoleons Wille, und zuletzt nach vielem Hin- und Herreden sagte er: der Kaiser der Franzosen wünsche so schnell als möglich nach Paris zurückzukehren, daher das Werk des Friedens bis übermorgen vollendet sein müsse. — Gegen Abend ist hier der französische Kriegsminister erschienen, um Ihre Majestät die Königin zur Abendtafel bei Napoleon einzuladen, wohin sich die unglückliche Monarchin mit dem höchsten Widerwillen begeben hat. Wenige Augenblicke vorher erhielten Ihre Majestät einen Besuch des Großherzogs von Berg (Murat). — Den 8. Juli 1807. Es ist beschlossen worden, die Königin solle Napoleon nicht mehr sehen. Sie nahm bereits gestern Abschied von demselben und soll bei dieser Veranlassung lebhafte Erklärungen mit ihm gehabt haben. Auch der König scheint seine Gefühle gegen Napoleon ausgesprochen zu haben. — Heute erschien hier Duroc, um Ihrer Majestät eine glückliche Reise zu wünschen. Auch zu ihm äußerte sie sich: sie habe es nicht für möglich gehalten, so getäuscht zu werden."

Napoleon brach (so wurde damals erzählt) beim Abschiede der Königin eine frische Rose von einem am Fenster stehenden Blumenstocke und reichte sie ihr dar. Sie machte erst eine ablehnende Geberde, überwand sich indeß und nahm die Rose mit den wie eine Bedingung lautenden Worten: „Zum Mindesten mit Magdeburg." Doch Napoleon antwortete unzart: „Aber ich muß Ew. Majestät bemerken, daß ich es bin, der die Rose giebt, und daß Sie es sind, welche sie empfangen." (Mais je ferai remarquer à Votre Majesté, que c'est moi qui la donne, et vous qui allez la recevoir.)

Kaum glaublich erscheint doch, was in englischen Denkwürdigkeiten zu lesen ist: Napoleon habe bei dieser Unterredung auch die barschen Worte fallen lassen: „Magdeburg sei ihm so viel werth als hundert Königinnen." Mag sein, daß er sich nachher zu seinem diplomatischen Factotum Talleyrand in diesem Wachtstuben-Tone ausgesprochen hat. In der Folgezeit auf St. Helena,

als er von dem durch den Völkersturm zertrümmerten Riesenbau seiner Macht nichts mehr übrig sah, als diesen Felsenwinkel im Ocean — auf St. Helena hat Napoleon selbst zur Ehre der Königin und zu seiner eigenen geäußert: „Sie blieb trotz meiner Gewandtheit und aller meiner Mühe Herrin der Unterhaltung und dies mit so großer Schicklichkeit, daß es nicht möglich war, darüber unwillig zu werden. Auch muß man sagen, daß ihre Aufgabe wichtig, und die Zeit kurz und kostbar war.“

Als Magdeburg im Frühjahre 1814 von den Preußen zurückgenommen worden war, da setzte Friedrich Rückert, der zornflammende Sänger der geharnischten Sonette, der verklärten Königin ein poetisches Denkmal in seinem Zeitgedichte „Magdeburg“. Er feiert darin die hohe, rührende Erscheinung Luisens im leuchtenden Gegensatze zu dem herzlosen Sieger:

Damals nach der Befehdung,
In siegestrunk'nem Sinn
Begehrt' er Unterredung
Mit unsrer Königin.

So sollst du Reine, Treue
Vor dem nun stehen itzt,
Der kaum noch ohne Scheue
Auf dich auch Gift 'gespritzt?
Sie wollte dies auch dulden,
Die viel geduldet schon,
Und trat in ihren Hulden
Hin vor Napoleon.

Da ward der starre Kaiser,
Getroffen von dem Strahl
Der Anmuth, zum Lobpreiser
Der Schönheit auch einmal:
„Ich hoffte eine schöne
Königin hier zu schaun,
Und finde, die ich kröne
Als schönste aller Fraun.“

Er pflückte eine Rose
Vom nahen Stocke dort,
Sie dir, o Makellose
Darreichend mit dem Wort:
„So zu verdientem Ruhme,
Zum Zeichen ihres Rechts,
Reich' ich die schönste Blume
Der schönsten des Geschlechts."

Hinnahm, ihr Herz bezähmend,
Die Königin das Pfand:
Wohl stach, die Rose nehmend,
Ein Dorn sie durch die Hand,
Daß er sie ehrend kränke,
Begehrt er hochmuthsvoll,
Daß sie noch ein Geschenke
Von ihm erbitten soll.

Sie sprach in hohen Sitten
Mit königlichem Sinn:
„Ich habe nichts zu bitten
Als Preußens Königin;
Als Mutter meiner Söhne
Thu' ich die Bitt' allhie;
Zu geben mir die schöne
Stadt Magdeburg für sie."

Da stand der Mann von Eisen,
Des Scheins der Anmuth bar:
„Ihr seid, sprach er, zu preisen
Als schöne Kön'gin zwar;
Doch schöner Königinnen
Ein hundert sind zu leicht,
Wenn man sie mit den Zinnen
Von Magdeburg vergleicht."

O Schönste von den Schönen,
Der Reinen Reinste du,
So hörtest du das Höhnen
Und schwiegest still dazu;

Du hobest in die Lüfte
Den nassen Blick hinauf
Und wandtest über Grüfte
Bald selbst dorthin den Lauf.

Dort fandest du gelinder
Für deine Bitt' ein Ohr,
Um die Burg deiner Kinder,
Die unsre Schuld verlor.
Dort hast du sie erbeten
Für uns von Gott zurück
Und freust dich, zu vertreten,
Im Himmel Preußens Glück.

Dieses Lied von Friedrich Rückert — ein frischer Wiederklang der Volksstimmung in der Napoleonischen, der schrecklichen Zeit — es findet als eine poetische Urkunde wohl seine verdiente Stelle in der Lebensgeschichte der Königin.

Am 9. Juli Morgens ließ Napoleon dem König in Piktuppönen sagen: er wünsche vor seiner Abreise von Tilsit Abschied von ihm zu nehmen. „Zufolge dieser Einladung (berichtet Schladen) begaben sich Seine Majestät dorthin. Während seiner Abwesenheit kam der Kaiser Alexander hierher nach Piktuppönen und speiste Mittags mit Ihrer Majestät der Königin. Später erschien gleichfalls der Großfürst Konstantin, und beide Brüder blieben hier einen großen Theil des Nachmittags. Der König kam früh zurück und blieb noch ziemlich lange mit dem Kaiser, der von hier aus sich unmittelbar nach Tauroggen begab, wo er einen Tag bleiben und sich dann über Mitau und Riga nach St. Petersburg verfügen will, welches S. K. M. in sieben Tagen erreichen werden. Der Kaiser so wenig als der König vermochte irgend etwas von Napoleon zu erhalten; in jedem Fall bleiben wir also ein Opfer dieses Krieges und unsrer Treue."

Um Mitternacht wurde der Friede zu Tilsit unterzeichnet. Am nächsten Mittag (10. Juli) fuhr der König mit der Königin von Piktuppönen nach Memel zurück, wo sie Abends 8 Uhr ankamen.

Aus dem Munde der Gräfin Lisinka Tauentzien, jener die Königin nach Tilsit begleitenden Hofdame, hörte später die Gräfin Sophie Schwerin-Wolfshagen, geborene Gräfin Dönhoff, Wittwe des bei Belle-Alliance gefallenen Obersten Grafen Wilhelm Schwerin, noch manche Einzelheiten über der Königin Zusammenkunft mit Napoleon. So hat Gräfin Tauentzien ihrer Cousine, der Gräfin Sophie Schwerin, erzählt:

„Nachdem in einem Briefe des Königs über die Schlacht von Friedland die Worte: „Et voilà comme Bennigsen gagne des batailles!“ die Königin so bitter enttäuscht hatten, lebten wir in Memel in immer steigender Sorge über das Vorrücken des Feindes, der sich nach der Einnahme von Königsberg schon dem Niemen nahte. Der Entschluß der Flucht nach Rußland — fürs Erste nach Mitau — war gefaßt, alle Reiseanstalten getroffen. Schon ganz fertig und nur noch auf die Pferde wartend, saß ich mit der Truchs in dem aufgeräumten Zimmer, als der König hereintrat und sich auf einen der gepackten Koffer setzte. „Wir reisen nicht,“ sagte er und theilte uns die Nachricht von dem geschlossenen Waffenstillstande und alle näheren Umstände in großer Traurigkeit, aber mit seiner gewohnten Güte mit. Die Königin begab sich dann ins preußische Hauptquartier nach Piktuppönen, von wo sie am verhängnißvollen Tage der Zusammenkunft nach Tilsit fuhr. Es war gegen 1 Uhr, als sie mit der Gräfin Voß und mir den Wagen bestieg. Die Königin trug einen weißen Crepe mit Silber gestickt, ihren Perlenschmuck und ein Diadem von Perlen im Haar. Sie war in der ängstlichsten Spannung, aber trotz aller Gemüthsbewegungen dieser Zeit erinnere ich mich kaum, sie schöner gesehen zu haben, als gerade in diesen, für sie so schweren Tagen. Der König empfing sie beim Aussteigen an dem Hause, das er in Tilsit bewohnte. Feldmarschall Kalckreuth (von dem, wie die Gräfin Tauentzien meint, die Idee der Zusammenkunft der Königin mit Napoleon ausging) kam ihr fast frohlockend entgegen, sagte ihr, wie der Kaiser (Napoleon) sich freue, sie zu sehen, wie er zu ihr kommen werde, und überfluthete sie so mit seinen freudigen Hoffnungen und Verheißungen, daß die Königin ganz erschöpft

sagte: „Ach, jetzt bitte ich, schweigen Sie, daß ich zur Ruhe komme und meine Gedanken sammeln kann!" — Jetzt trat auch Hardenberg hinzu, ihr von Neuem die Lection zu machen. Indem heißt es: „Der Kaiser kommt!" und man sieht ihn mit der ganzen Suite kommen, grüßen — aber an dem Hause vorüberreiten, als habe er seine Absicht geändert — dann aber umkehren und absteigen. Der König war ihm mit allen Adjutanten, (General Pfuel und Köckeritz, Oberstallmeister Jagow und dem Feldmarschall von Kalckreuth) bis an die Hausthür entgegen gegangen. Gräfin Voß war oben an der Treppe stehen geblieben, ich war mit dem König hinunter gekommen. „La Reine est là haut?" sagte Napoleon, die Treppe hinaufzeigend, wie um anzudeuten, daß er nur für sie gekommen. Mich vorstellend sagte der König: Voilà la Comtesse Tauentzien, qui Vous demande la grâce de son père*). — „Ah!" sagte er, sich nach mir umsehend und mit freundlicher Miene. Wenn seine todtenähnliche Färbung nicht gewesen, mußte sein Kopf für Züge und Ausdruck angenehm erscheinen**). Als ich hinaufkam, war der König, der den Kaiser nur zur Königin hineingeführt und sie dann Beide allein gelassen hatte, wie auch Gräfin Voß verschwunden, und ich stand nun im Vorzimmer mit der enormen Suite des Kaisers, unter allen Marschällen allein da. — Als der Kaiser aus dem Zimmer der Königin kam und sich ohne weitere Begleitung unsrerseits entfernte, stürzte ich zur Königin hinein und fand sie in gänzlich veränderter

---

*) Der Vater der Gräfin Lisinka Tauentzien — General Graf Tauentzien, der nachher von Friedrich Wilhelm III. im Befreiungskriege den Beinamen „von Wittenberg" erhielt — hatte in der Schlacht von Jena die Avantgarde Hohenlohes befehligt und war dann bei Prenzlau mit in die Kriegsgefangenschaft gerathen.

**) Auffallend häßlich erschien Napoleon, damals bald 38 Jahre alt, in den Augen der Oberhofmeisterin: „ein tiefes, aufgedunsenes, braunes Gesicht; dabei ist er korpulent, klein und ganz ohne Figur, seine großen runden Augen rollen unheimlich umher, der Ausdruck seiner Züge ist Härte, er sieht aus wie die Incarnation des Erfolges. Nur der Mund ist schön geschnitten, und auch die Zähne sind schön."

Stimmung, wahrhaft beglückt durch die Hoffnungen, die Napoleon ihr gegeben. Sie hatte im Verlauf der Unterhaltung Magdeburg, sie hatte Schlesien und Westfalen zurückgefordert. „Vous demandez beaucoup," hatte er geantwortet, „mais je Vous promets d'y songer." — Ob die Unterhaltung mit Entschuldigungen über die unbequeme Treppe eingeleitet ward, weiß ich nicht, wohl aber, daß Napoleon nach dem Stoff ihres Kleides fragte: „Est-ce du Crêpe? — de la gaze d'Italie?" — „Parlerons-nous de chiffons dans un moment aussi solennel?" hatte sie gesagt und daran die großen Interessen des Moments angeknüpft. — Der Kaiser konnte kaum seine Wohnung erreicht haben, als er den Marschall Bessières mit der Nachricht der Befreiung meines Vaters an mich abschickte, da noch am selben Abend eine Staffette mit dieser Ordre abgehen werde. Es blieb übrigens bei dieser Meldung, denn es ward nichts in der Lage meines Vaters geändert. Gleich darauf erschien Berthier, die Königin zum Diner beim Kaiser abzuholen. Er ritt vor dem Wagen, in dem sie nur mit Gräfin Voß fuhr, der König folgte mit dem Prinzen Wilhelm in einem andern. — Die unerwartete Erscheinung der alten Oberhofmeisterin setzte den kaiserlichen Hofstaat in große Verlegenheit, und man war auf dem Punkt, ihr einen Platz an der Marschallstafel anzuweisen, als die Bemerkung, wie die Königin nicht ohne alle weibliche Begleitung bleiben könne, ihr noch ganz unten einen Platz an der kaiserlichen Tafel verschaffte. Die Königin saß zwischen beiden Kaisern — Duroc servirte stehend — die Unterhaltung war belebt und sogar scherzend. „Savez Vous donc," fragte Napoleon, „que mes hussards ont été sur le point de Vous prendre?" — „J'ai peine à le croire, Sire, puis que je n'ai pas vu de Français." — „Mais pourquoi Vous exposer ainsi? Que ne m'attendiez Vous à Weimar?" — „Vraiment, Sire, je n'en avais aucune envie!" — Der Gräfin Voß bot er Tabak an. Und so kam die Königin, von Berthier escortirt, noch zufriedener zurück, als sie gegangen war. „Kommen Sie! Kommen Sie!" rief sie mir zu, als ich ihr entgegen eilte, „ich muß Ihnen erzählen!" — Sie war so voller Hoffnung und Zuversicht, daß sie sagte: „Nun bin ich zu

Allem bereit — findet man es nöthig, so will ich ganz in Tilsit bleiben.“ — Es war schon dunkel, als wir nach Piktuppönen zurückfuhren. Der folgende Tag ging unter andern Auspicien auf. Schon hielt der Wagen, der uns nach Tilsit bringen sollte — wir warteten nur auf die Königin, deren Toilette sich ungewöhnlich verzögerte. Ich wagte endlich hineinzugehen und fand sie in Thränen, ein Billet des Königs in der Hand, das sie eben erhalten hatte: „Les choses sont bien changées,“ schrieb er ihr, „et les conditions effrayantes.“ — Wir mußten dennoch fort. Die Königin trug ein Kleid von ponceau châle mit Gold gestickt und einen Turban von indischem Musselin, dessen lang herunterhangende Enden mit Franzen von Perlen besetzt waren. Wie verschieden war ihre Stimmung von der des vorigen Tages! — Die des Königs war nicht gemacht, sie zu beruhigen. Er empfing sie mit dem Ausdruck der finstersten Schwermuth und Bitterkeit, besonders gegen den Bundesgenossen, der sich hier so wenig als Freund gezeigt. Statt des erwarteten Besuchs des Kaisers Napoleon kam nur der Marschall, die Königin wie gestern zur Tafel abzuholen. Als sie ausstieg, sah sie zum ersten Male Talleyrand, der auf der Treppe stand. Die unheimliche Erscheinung, der berüchtigte Pferdefuß wirkten mit der ganzen Macht einer bösen Vorbedeutung auf sie; bei diesem Anblick, sagte sie, gab sie alle Hoffnung auf. Sie saß wieder zwischen beiden Kaisern, und Napoleon versuchte wieder scherzhaft zu sein: „Comment donc, la Reine de la Prusse porte un turban? ce n'est pas pour faire la cour à l'Empereur de Russie, qui est en guerre avec les Turcs!“ — „C'est plutôt, je crois, pour faire ma cour à Rustan“ erwiderte sie, sich nach dem berühmten Mameluken umwendend, der hinter Napoleons Stuhl stand. — Beim Fortgehen, als er die Königin zu ihrem Wagen führte, sagte sie ihm, ihre Gefühle nicht länger bezwingend: „Sire, vous m'avez cruellement trompée!“ worauf ein Lächeln, das ihr wahrhaft satanisch schien, seine einzige Antwort war. Wir fuhren nach Piktuppönen zurück.“ *)

*) Sophie Schwerin. Ein Lebensbild aus ihren eigenen hinterlassenen Papieren zusammengestellt von ihrer jüngeren Schwester A.

Die Königin schrieb aus Memel an ihre Schwester Friederike, die damals zur Kur in Teplitz war: „Was für Schritte ich gethan habe, um Preußens Schicksal zu mildern, und wie wenig sie mir gelungen sind, das weiß die Welt; aber ich war sie als liebende Gattin dem König, als zärtliche Mutter meinen Kindern, als Königin meinem Volke schuldig. Das Gefühl, meine Pflicht erfüllt zu haben, ist mein einziger Lohn.“ — Um dieselbe Zeit schrieb die Königin an Frau von Berg: „Der Friede ist geschlossen, aber um einen schmerzlichen Preis: unsere Grenzen werden künftig nur bis zur Elbe gehen; dennoch ist der König größer, als sein Widersacher. Nach Eylau hätte er einen vortheilhaften Frieden machen können, aber da hätte er freiwillig mit dem bösen Prinzip unterhandeln und sich mit ihm verbinden müssen — jetzt hat er unterhandelt, gezwungen durch die Noth, und wird sich nicht mit ihm verbinden. Das wird Preußen einst Segen bringen! Auch hätte er nach Eylau einen treuen Alliirten verlassen müssen, das wollte er nicht. Noch einmal, diese Handlungsweise des Königs wird Preußen Glück bringen, das ist mein fester Glaube.“

Wie schmerzlich ihr der Tilsiter Friede war und blieb, verbarg Luise nicht. Sie erinnerte sich aus der englischen Geschichte an die Königin Maria, Tochter Heinrichs VIII., welche trauernd um das von England an Frankreich gefallene Calais klagte: „man würde, wenn man ihr Herz öffnen könnte, darin den Namen Calais blutig eingeschrieben lesen.“ Ein Gleiches, äußerte die Königin, könne sie von Magdeburg sagen.

Erst durch Leiden lernt das Menschenherz seine eigene Tiefe ermessen. Denn gleichwie für die zu durchlaufende Entwickelung des natürlichen Seins, so ist der Schmerz für die Entfaltung des

---

v. R. o. O. u. J. (1868.) S. 253 ff. — Die Gräfin Schwerin selber bemerkt, daß ihr dies die Gräfin Lisinka Tauentzien „weit später“ mitgetheilt habe, also wohl aus ferner Erinnerung, und wenn das Nacherzählte in einzelnen, weniger bedeutenden Punkten von unsern Quellen abweicht, möchten die letztern als gleichzeitige Aufzeichnungen doch vorzuziehen sein.

geistigen Lebens der Durchgangspunkt zur Läuterung, zur Klärung von allem Bewölkenden. Das mußte auch die königliche Dulderin erfahren, tief in sich gehend auf dem thränenschweren Wege, den sie getreu mit dem König bis Memel und Tilsit gewandelt ist. Die ihr von Napoleon zugedachte Demüthigung, durch welche der gewaltige Eroberer über die stolze Fürstin zu triumphiren meinte, gereichte der Königin vielmehr zur Erhöhung und Verherrlichung. Bald nach der furchtbaren Wendung der Dinge hat Heinrich von Kleist, der als Garde-Offizier in Potsdam die in Schönheit strahlende Kronprinzessin und Königin Luise noch im vollen Glanze ihres Glückes gesehen hatte, an seine Schwester Ulrike (6. Dezember 1806) geschrieben: „An unsere Königin kann ich gar nicht ohne Rührung denken. In diesem Kriege, den sie einen unglücklichen nennt, macht sie einen größeren Gewinn, als sie in einem ganzen Leben voll Frieden und Freuden gemacht haben würde. Man sieht sie einen wahrhaft königlichen Character entwickeln. Sie hat den ganzen großen Gegenstand, auf den es jetzt ankommt, umfaßt; sie, deren Seele noch vor Kurzem mit nichts beschäftigt schien, als wie sie beim Tanzen oder beim Reiten gefalle. Sie versammelt alle unsere großen Männer, die der König vernachlässigt, um sich; ja sie ist es, die das, was noch nicht zusammengestürzt ist, hält."

Schon in den Briefen, die sie noch während des niederschlagenden Krieges an ihren Vater schrieb, betrachtete sie die Begebenheiten der Welt aus dem religiösen Gesichtspunkte, weit abstehend von jener flachen Ansicht, die da wähnt, daß in der Geschichte Alles bloß äußerlich, blindlings zusammenhänge, und die kein Auge hat für die großen Thaten Gottes an den Menschen, „in denen wie in Blitzen die höhere, das heißt, die wahre, die innere Geschichte in die bloß äußere hindurchbrechend hereintritt." Der erleuchtete Geist der Königin erkannte mehr und mehr, daß in den Schicksalen des einzelnen Menschen wie ganzer Völker nichts Zufälliges, sondern eine Entwickelung göttlicher Rathschlüsse liege. Man müsse also auf den großen Gang der Weltgeschichte achten, der Zeit die Zeit zum Reifen lassen und dulden, bis der Tag der Befreiung

komme. Bis dahin müßten Alle, die ein fester Glaube aufrecht erhalte, gleichsam eine „unsichtbare Kirche“ bilden, einander stützen und stärken, damit eine bessere Zukunft sie nicht unvorbereitet fände.*)

Nach dem Tilsiter Friedensschlusse zog Napoleon es geflissentlich in die Länge, seine Truppen das Preußenland räumen zu lassen. Gewiß nicht ohne Absicht hatte sein Minister Talleyrand in dem zu Tilsit unterzeichneten Friedens-Vertrage wesentliche Punkte künftigen Vereinbarungen zwischen Frankreich und Preußen vorbehalten. So kam es zu neuen Unterhandlungen in Königsberg und hier am 12. Juli zum Abschlusse jener Convention zwischen Berthier und dem Feldmarschall Grafen von Kalckreuth, durch welche, wie Hardenberg schreibt, der Frieden zum Theil zu nichte gemacht und all das große Unglück begründet wurde, das den preußischen Staat so lange drückte. Zwar wurde in diesem Vertrage festgesetzt: die französischen Truppen sollten bis zum 1. August über die Passarge, bis zum 20. August über die Weichsel, bis zum 5. September über die Oder und bis zum 1. Oktober über die Elbe zurückgehen. Aber diese Räumung des preußischen Gebietes ließ Kalckreuth leider an die Bedingung knüpfen, daß entweder die Zahlung der Kriegssteuer von Preußen erfolgt oder für deren Rest eine Sicherheit gewährt sein müsse, welche der französische General-Intendant Daru als hinreichend anerkenne. Und dabei bestimmte dieser für Napoleon dehnbarste Vertrag nicht einmal die Summe der Kriegssteuer noch die Zahlungsfristen! Hinter Daru stand Napoleon selber, als großer Vampyr und Rechenmeister ihm die aus Preußen zu saugenden Contributionen vorschreibend. Erst durch diesen Königsberger Vertrag (sagt Hardenberg) erreichte Napoleon seinen in Tilsit versteckten Zweck, den preußischen Staat noch lange mit seinem Heere besetzt zu halten, um desto sicherer seine Pläne in Spanien auszuführen, seine Truppen auf fremde Kosten zu ernähren und ungeheure Geldsummen zu erpressen.

Vergebens sandte der König den General von Knobelsdorff nach Paris an Napoleon. „Wie es uns geht, ist nicht zu glauben,“

*) Anhang 4.

schreibt die Königin den 13. September 1807 an Frau von Berg. „Gestern erhielten wir Nachrichten von Knobelsdorff aus Paris, wo er behandelt wird wie ein Lakai. Seine Vorstellungen an Napoleon zu bringen ist ihm unmöglich, da er nur einmal und von ungefähr vorgelassen wurde. Der Prinz von Baden und Cambacérès waren im Zimmer, und Napoleon hat ihn aufgenommen wie — ein Krümchen Brod! Die Umgebung Napoleons ist eben so gestempelt; unter Andern hat Champagny (der damalige Minister des Auswärtigen) zu Knobelsdorff gesagt: man werde sehen, wie Preußen sich jetzt benehmen würde — hoffentlich hübsch nachgiebig gegen des Kaisers Willen; denn alle Schuld liege an uns, an unserm bösen Willen, obgleich der Friedens-Traktat vorliegt! Nach unserm Verhalten würde Frankreichs Verfahren gegen uns für die Zukunft eingerichtet werden. — So wird auch jetzt ein Theil von Schlesien noch fortgerissen, der uns doch ausdrücklich beim Friedens-Abschluß unter dem Namen Neu-Schlesien vorbehalten war, und als Knobelsdorff darüber Vorstellungen machte, hat Champagny gesagt: es wäre ein Schreibfehler und ein Irrthum! — Sagen Sie selbst, ob das nicht zum Verzweifeln ist! Ach, mein Gott, warum hast du uns verlassen! — Wo bleibt denn Stein? Dies ist noch mein letzter Trost! Großen Herzens, umfassenden Geistes, weiß er vielleicht Auswege, die uns noch verborgen liegen!"

Schon früher, im Dezember 1806, hatte die Königin dahin gewirkt und gehofft, das Stein das Ministerium des Auswärtigen übernehme. Aber Stein schrieb damals an den König: er traue sich nicht Kenntnisse genug zu für diesen ihm fremden Geschäftskreis; er schlug den Freiherrn von Hardenberg zum Minister des Auswärtigen vor und wies zugleich darauf hin: „daß Veränderung eines Systemes, aus dem viel Unglück entstanden, ihm die erste Bedingung der Rettung scheine." In Folge dessen am 3. Januar 1807 in ungnädigen Ausdrücken als Finanzminister verabschiedet, war Stein nach Nassau gegangen. Jetzt, nach dem Frieden von Tilsit, wurde er ehrenvoll zurückberufen.

„Stein kommt," schrieb die Königin den 25. September 1807 an Frau von Berg, „und mit ihm geht mir wieder etwas Licht

auf. Doch Zukunft giebt es nicht ohne Selbständigkeit, und wo ist diese jetzt in der Welt? — Marschall Soult ist ein entsetzlicher Mann, und fährt er so fort, so hält er uns gefangen hier in Memel — Jahre lang! Denn er thut, was er will, und ist recht gereift in der Schule, die ihn erzog."

Frau von Berg, seit einer Reihe von Jahren mit Stein befreundet, beschwor ihn, sich der Königin anzuschließen und das Geschehene zu vergessen. „Ich bitte Sie," schreibt sie an ihn, „sich der Königin zu nähern; wenn Sie die Reinheit ihres Wesens kennen, so werden Sie ihr beistimmen und sie lieben. Sie verschmäht die kleinen Mittel, welche ihr Macht geben könnten; man muß sie um so höher achten. Es ist in dem Gefühl ihrer Pflicht als Gattin, daß sie sich hingiebt und alle Neigungen und Meinungen des Königs theilt, daß sie diejenigen vertheidigte, welche er vertheidigte. Könnte man ihr einen Vorwurf daraus machen? Indessen ist das Unglück der Zeiten so groß und so grausam gewesen, daß ihre Augen über viele Dinge geöffnet sind. Sie ist Mutter, und die Zukunft ihres Sohnes, ihrer Kinder kann sie nicht gleichgültig lassen; dazu hängt sie innig an ihrem Lande. Die Königin ist nicht geeignet, in das Einzelne der Verwaltung einzugehen, was auch im Allgemeinen für die Frauen nicht paßt, denn es bringt sie in zu viele Verhältnisse und schadet dadurch ohne irgend einen Vortheil der Einfachheit und Gleichmäßigkeit des Lebens, dieser Quelle so vieler Tugenden; aber die Königin muß eine Stütze finden, sie muß sie finden für jeden sittlichen Zweck, für Sicherung der Umgebung des Königs gegen Menschen, die seine und des Landes Wohlfahrt und Ehre in Gefahr bringen, für die Erziehung ihres Sohnes und für jeden Zweck, der die Würde des königlichen Hauses und das Wohl des Staates zu erhalten dient. Seien Sie also diese Stütze."

Stein kam am 30. September in Memel an. Er hatte den Tag darauf Zutritt bei dem König und der Königin, wurde wie ein Retter empfangen und an die Spitze aller Civil-Angelegenheiten gestellt. Anfänglich stieß er auf schwere Hindernisse. Eine Partei war gegen ihn und suchte ihn aufs Neue mit dem König zu ent-

zweien. Da übernahm die Königin abermals die Vermittelung. Sie schrieb an Stein:

„Ich beschwöre Sie, haben Sie nur Geduld mit den ersten Monaten; der König hält gewiß sein Wort, Beyme kommt weg, aber erst in Berlin. So lange geben Sie noch nach. Daß um Gotteswillen das Gute nicht um drei Monate Geduld und Zeit über den Haufen falle. Ich beschwöre Sie um König, Vaterland, meiner Kinder, meiner selbst willen darum. Geduld! Luise."

Einen Einblick in jene Zustände und in das Wesen Steins eröffnet Scheffner, indem er in seiner freimüthigen Weise über dessen Wiedereintritt in das Ministerium schreibt: „Aus Ueberzeugung, daß die Staatsverwaltung eine ganz neue Einrichtung erhalten mußte, hatte man zur Ausräumung des Augiasstalles endlich Keinen kräftiger gefunden, als den schon einmal auf eine wirklich beleidigende Art des Dienstes entlassenen Minister Freiherrn von Stein, den man daher zurückrief. Da ich seine Verabschiedungs-Akte gelesen hatte, so glaubte ich nicht, daß er zurückkommen würde, und als ich ihn fragte: wie er eine solche wirkliche Beleidigung habe verzeihen können, versicherte er mich, seine Liebe zum Dienst und die Ueberzeugung, daß er manches Gute würde stiften können, habe ihm keinen Augenblick die Wiederannahme bedenklich gemacht. — Stein war in vielen Stücken ganz anders, als der Minister Hardenberg, den er in wissenschaftlicher Bildung vielleicht, aber nicht in der Schreibkunst übertraf. Sein Ueberblick und Erfassen des Ganzen waren ausgezeichnet; allein die Lebhaftigkeit seines Geistes und eine gewisse leidenschaftliche Hitze hielten ihn oft von der, bei der Ausführung bisweilen sehr nöthigen Skrupulosität ab, so wie von der Benutzung sehr vieler, auf großen Reisen und beinahe in allen Dienstarten selbst gemachten Erfahrungen. — Stein war ein staatswirthschaftlicher Scanderbeg, von dessen Säbel nie seine Faust hätte getrennt werden müssen. Sein ununterbrochenes Studium der Alten machte ihn zum Feinde aller breiten, viel räsonnirenden mündlichen oder schriftlichen Vorträge. Er sprach außerordentlich schnell, liebte

kurze, dreiste Erwiderungen und war in eigenen Aufsätzen sehr kräftig und lakonisch, ohne Sorge für die Schönheit des Ausdrucks. Zum eigentlichen Hofleben paßte er schlecht, ob ich ihn gleich es zwanglos ertragen gesehen habe.“ —

Fortwährend sah Preußen sich den Gewaltsamkeiten des französischen Uebermuthes preisgegeben. Welchen Eindruck die maßlosen Anforderungen des Siegers auf den „Kraftmann“ Stein hervorbrachten, das spricht die Königin in einem Briefe vom 10. Oktober 1807 an Frau von Berg aus:

„Die letzten Anträge oder vielmehr Gesetze, die uns in einer förmlichen Convention zugekommen, waren von der Art, daß Stein zum ersten Mal wie zu Stein wurde. Die Contribution beträgt an 154 Millionen, davon soll ein Drittel sogleich baar bezahlt werden, die Hälfte der übrigen 100, also 50 Millionen in Promessen, die andere Hälfte durch Domainen-Verkauf. Um gewiß zu sein, daß die Zahlungs-Termine eingehalten werden, verlangen die Franzosen als Unterpfand fünf Festungen: Graudenz, Colberg, (die beide so tapfer gegen den Feind vertheidigt und behauptet worden) Stettin, Küstrin und Glogau. Diese sollen mit 40,000 Mann französischer Truppen besetzt werden, worunter 10,000 Mann Kavallerie, die der König einkleiden, bewaffnen und ernähren soll und dazu die Summe von zwölf Millionen Thalern anweisen. Die Domainen des Königs im Magdeburgischen und Märkischen zwischen der Elbe und der Oder und in Pommern sollen an Napoleon überlassen werden, die er verwaltet und auch verschenkt, wenn er will, um die übrigen 50 Millionen herauszubringen. Begreiflich ist, daß 40,000 Mann nicht Platz in den Festungen haben; es werden ihnen also Landesgebiete angewiesen werden müssen, oder vielmehr sie nehmen sie sich — was bleibt dem König übrig? und was bleibt er mitten in seinen Staaten? Dies, da es doch nicht annehmbar ist, zu verhindern, wird versucht durch die Sendung des Prinzen Wilhelm (nach Paris). Er hat Aufträge, die von Stein redigirt sind. Gottlob, daß Stein hier ist! Das ist ein Beweis, daß Gott uns noch nicht ganz verlassen hat. — So ist unsere fürchterliche Lage,

an welcher Alles hier darniederliegt. Auch mich verläßt nun bald alle Kraft. Es ist furchtbar, entsetzlich hart — besonders da es unverdient ist! Meine Zukunft ist die allertrübste! Wenn wir nur Berlin behalten; aber manchmal preßt mein ahnungsvolles Herz der Gedanke, daß er es uns auch noch entreißt und zu der Hauptstadt eines andern Königreichs macht. Dann habe ich nur einen Wunsch — auszuwandern, weit weg, als Privat-Leute zu leben und zu vergessen — wo möglich! Ach Gott, wohin ist es mit Preußen gekommen! Verlassen aus Schwachheit — verfolgt aus Uebermuth — geschwächt durch Unglück — so müssen wir untergehen! — Savary hat versichert, daß Rußlands Verwendung auch nichts helfen würde; hat uns aber den guten Rath geben lassen, unsere Juwelen und Kostbarkeiten zu veräußern. — Uns dies sagen zu dürfen!"

Nicht als ob Luisens Herz an diesem Tand gehaftet hätte. Verletzt fühlte sie sich nur durch den Hohn, mit dem Napoleons Satrapen, ein Soult, ein Savary (damals französischer Gouverneur in Ostpreußen), gegen das unglückliche Königs-Paar verfuhren. Denn — so bemerkt ein Augenzeuge — bei der edlen Gemüthsstimmung und Lebensrichtung Friedrich Wilhelms und Luisens wurde, was Wohlhabenden und Reichen im Unglück oft am schwersten wird, sich einschränken und entbehren zu müssen, dem König und der Königin persönlich am leichtesten. Beide verzichteten gelassen auf frühere Gemächlichkeit und Genüsse. Gab es doch Zeiten, wo beim Mangel an baarem Gelde für die täglichen Ausgaben nur noch das Nöthigste übrig blieb. Die Mittagstafel war da so einfach, daß des Königs Gäste bezeugten: man habe damals an bürgerlichen Tischen besser gespeiset. Sein goldenes Tafelgeschirr, ererbt von seinen Ahnherren, hatte er in die Münze geschickt, um mit dem daraus geprägten Gelde Zahlungen zu leisten für das schwer bedrückte Land.

Am 29. Oktober 1807 schrieb die Königin in Memel an den Minister Stein: „Wenn Sie nicht zu viel zu thun haben, wenn die bösen Nachrichten von Berlin (Daru, der Bevollmächtigte Napoleons, stellte dort die härtesten Forderungen) nicht Conferenzen

erfordern, oder zu fassende Entschlüsse Sie abhalten, so wünschte ich sehr und außerordentlich den Trost zu haben, Sie um 5 Uhr zu sprechen. Mittheilung des Schmerzes, das Urtheil eines klugen, gefühlvollen Mannes ist von unendlichem Werth. Gott, wo sind wir, wohin ist es gekommen! Unser Todesurtheil ist gesprochen!"

In diesem herben Oktober sandte der Vater der Königin, der Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, seinen Erbprinzen Georg nach Paris, um dort, den erprobten Diplomaten Grafen Schlitz zur Seite, den Beitritt Mecklenburgs zum Rheinbunde zu vermitteln. Von den deutschen Fürsten waren die beiden Herzöge von Mecklenburg neben dem Herzog von Oldenburg die letzten, die das Joch des von Napoleon auf den Trümmern des deutschen Reichs errichteten Rheinbundes auf sich nahmen, wie sie nachher (1813) die ersten waren, welche der zuvörderst von Friedrich Wilhelm III. erhobenen Fahne der Befreiung folgten. Luise gab ihrem Lieblingsbruder Georg den schweren Auftrag, durch mündliche Vorstellungen und Bitten bei Napoleon auf eine Erleichterung der harten Bedrängnisse Preußens hinzuwirken. Der junge Erbprinz fand in Paris seine ältere Schwester Therese, die Gemahlin des Fürsten von Thurn und Taxis: sie war schon seit Monaten dort bemüht, die historischen Rechte des alten Reichspostmeister-Hauses vor völliger Vernichtung zu retten.

Lange hingehalten erlangte der Erbprinz Georg endlich, auf seine Bitte und in Rücksicht auf seine Harthörigkeit, eine besondere Audienz bei Napoleon. Dieser sprach sehr höflich mit ihm, so lange von dem Mecklenburgschen Contingent zum Rheinbunde die Rede war. Doch sobald diese Sache abgemacht ist, schlägt er plötzlich einen andern Ton an, einen spöttischen, und fragt den Erbprinzen: ob er Nachrichten habe von seiner Schwester, der Königin von Preußen. Der Erbprinz bejaht das, und der Kaiser der Franzosen fragt weiter: „Befindet sie sich wohl?" — „Nein, Sire, und das kann sie auch nicht," entgegnet der Erbprinz. — „Warum nicht?" — „Weil sie sich in ihren theuersten und gerechtesten Hoffnungen getäuscht hat," antwortet der Bruder der Königin. „Nach den mit Ew. Majestät abgeschlossenen Tractaten

müßte der König bereits wieder in Berlin sein, noch aber sind diese nicht erfüllt. So muß die Königin dem ihr natürlich sehr am Herzen liegenden Wunsche, ihre nahe bevorstehenden Wochen in Berlin zu halten, entsagen, und das kann nur höchst nachtheilig auf ihre Gesundheit wirken." — Da fährt Napoleon auf: „Das ist nicht meine Schuld, das ist ihre Schuld dort. Sie haben den Krieg gewollt, und das sind die Folgen." — Gelassen entgegnet der Erbprinz: „Der Friede ist geschlossen, und die Tractate sind es gleichfalls." — „Ich kann mich nicht auf den König verlassen," fährt Napoleon heftig fort, „er ist weder Militär noch Politiker; ich kann daher nicht das geringste Vertrauen in ihn setzen." — „Verzeihen Sie, Sire, ich kann diese Ansicht nicht theilen," erwidert der Erbprinz. „Der König ist allerdings durch Sie besiegt, allein das kann seinem militärischen Ansehen doch nicht schaden, da Ihre überwiegende Kriegskunst so allgemein anerkannt ist. Recht haben Sie darin, daß er kein Politiker sei; denn wäre er es, er würde den früher von Ihnen zweimal angebotenen Separatfrieden gewiß angenommen haben. Warum aber hat er ihn abgelehnt? Wahrlich nicht in dem thörichten Glauben, Sie zu besiegen; sondern einzig, um ein gegebenes Wort zu halten. Er hatte dem Kaiser von Rußland feierlich versprochen, mit ihm zu stehen oder zu fallen, und so blieb ihm nach seinen Grundsätzen keine Wahl. Eben dieser politische Fehler also müßte Sie, Sire, mit dem größten Vertrauen zu ihm erfüllen, zumal unter den gegenwärtigen Umständen, wo es klar zu Tage liegt, daß der König für sein eigenes Interesse nicht besser sorgen kann, als durch Festhalten an dem mit Ihnen abgeschlossenen Vertrage." — — „Nein," ruft Napoleon in neuem Ausbruche seines Zornes, „ich kenne die dort besser, als Sie; ich kann nur das größte Mißtrauen hegen — et je les écraserai á la prèmiere bêtise qu'ils feront." — „Nun denn," sagt der Erbprinz, seine innere Empörung bezwingend, in ruhigem Tone, „vernichten Sie sie, wenn Sie glauben, Sie müßten es; doch bis die Schuld, bis diese tragische Nothwendigkeit Sie dazu treibt, bis dahin wenigstens zeigen Sie den Willen, auch edel und großmüthig zu sein."

Darauf stimmt Napoleon einen gelindern Ton an; mit ziemlich sanfter Stimme antwortet er dem beherzten Erbprinzen: „Ihre Schwester, die Königin, hat viel Verstand, sie hat überhaupt viele gute Eigenschaften. Aber sie hat nicht Einfluß genug, sie hat nur so viel, als gerade nöthig ist, um Alles zu verwirren (pour tout embrouiller).“ — „Die Königin hat nie nach Einfluß getrachtet,“ entgegnet der Erbprinz, „sie antwortet nur, wenn der König sie fragt. Wollen Ew. Majestät sie jedoch verantwortlich machen, so wird in Erwägung dessen, was auf dem Spiele steht, sie gewiß diese Verantwortung übernehmen.“ — In seinen höhnischen Ton zurückfallend, sagt Napoleon: „O wenn ich mich auch auf diese verlassen könnte, Ihre andern Schwestern würden doch den Krieg wieder anzufachen suchen.“ — „Welche?“ fragt der Erbprinz. „Vielleicht meine Schwester von Taxis, welche schon seit sechs Monaten hier ist, um Ew. Majestät zu bitten, das Wohl ihrer Familie zu retten? Oder die Herzogin von Sachsen-Hildburghausen, deren Gemahl bereits im Rheinbunde steht und daher nur Gutes von Ihnen zu erwarten hat?“ — „Nun, vielleicht die Prinzeß Solms,“ versetzt Napoleon noch höhnischer. — Der Erbprinz wendet, wie schwer ihm auch das Herz ist, diese kleinliche Spitze ins Scherzhafte, indem er lachend sagt: „Wirklich, Sire, ich hätte nicht geglaubt, daß Sie sich vor hübschen, jungen Frauen fürchten könnten!“ — Napoleon lacht mit. Der Erbprinz will die erheiterte Stimmung des gewaltigen Imperators benutzen, um ihm zu Gemüthe zu führen, wie hart, ja unerschwinglich die Contributionen sind, die Preußen zahlen soll. Doch die kalte Antwort Napoleons lautet: „O, eine gute Ernte macht das Alles wieder gut.“ — Darauf stellt der Erbprinz dem Kaiser der Franzosen vor: er (Napoleon) habe wohl seine schönen südlichen Provinzen im Auge, die von der Natur so reich gesegneten; er kenne ja aber auch die brandenburgischen Marken und werde aus eigener Erfahrung wissen, wie wenig auf diese das von jenen Gesagte anzuwenden sei.

Bei den Erörterungen der peinlichen Lage, in die Preußen sich durch Napoleons rücksichtslose Forderungen gebracht sah, un ter

brach der Kaiser der Franzosen den Erbprinzen mehrmals mit den Worten: „Ach, Sie reden wie ein junger Mensch.“ Zuletzt ziemlich höflich von dem bald barschen, bald freundlich thuenden Imperator entlassen, kehrt der Erbprinz an der Thür des kaiserlichen Audienzzimmers um und tritt in bescheidener Haltung vor Napoleon hin mit den Worten: „Verzeihen Sie mir die Freiheit, nochmals zu kommen; aber Ew. Majestät haben geäußert, daß ich wie ein junger Mensch rede, und da muß ich wenigstens bemerken, daß ich von allem Gesagten nichts zurücknehme.“ — Anstatt eines neuen Zornausbruches, auf den der Erbprinz gefaßt sein mußte, antwortetet Napoleon wieder in ganz ruhigem, höflichem Tone: „O ich wollte sagen, wie ein junger Mann, der seiner Familie sehr zugethan ist.“ Damit schloß die Audienz. Der Erbprinz selber berichtete darüber sogleich seinem Vater, ihn auf mögliche schlimme Folgen vorbereitend. „Was hülfe uns unsere eigene Existenz,“ schrieb er, „wenn Preußen in Deutschland untergehen soll?“ Wider Erwarten sah er sich von Napoleon noch höflicher behandelt, und Talleyrand, den der Erbprinz bei der Fürstin von Taxis kennen gelernt, äußerte sich über den Bruder der Königin zu Humboldt: „Voilà un prince, qui est bien, il a su se faire sa place.“ *)

*) Mitgetheilt in: Großherzog Georg von Mecklenburg. Ein Lebensbild. Neustrelitz o. J. bei G. Barnewitz. S. 19. 25 ff. Diese augenscheinlich authentische Denkschrift auf den seine königliche Schwester ein Halbjahrhundert überlebenden, am 6. September 1860 in dem hohen Alter von 82 Jahren heimgegangenen Großherzog Georg ist von dessen jüngstem Sohne verfaßt, dem Herzog Georg von Mecklenburg-Strelitz, der als russischer General den 20. Juni 1876 in St. Petersburg starb. — Alexander von Humboldt erwähnt jener Audienz des Erbprinzen Georg bei Napoleon in einem Briefe aus Paris vom 12. Februar 1808 an den Geheimen Ober-Finanzrath Sack, den Vorsitzenden der Friedens-Commission in Berlin. „Es ist hohe Zeit,“ schreibt Humboldt, „sich den wahren Stand der Dinge nicht zu verhehlen, und die persönlichen Höflichkeiten, die man dem Prinzen (Wilhelm von Preußen) zuweilen bezeigt, nicht mit der gehässigen und mißtrauischen Gesinnung zu verwechseln, welche uns jeden

Als Frucht seines sechs Monate langen Aufenthaltes in Paris hat der Erbprinz Georg endlich die von Napoleon unterzeichnete Urkunde der Aufnahme Mecklenburgs in den Rheinbund heimgebracht (im Mai 1808). Ohne Erfolg blieb seine brüderliche Fürsprache für die unglückliche Königin. Auch die Gräfin Voß richtete eine briefliche Fürbitte an Napoleon. „Ich frug Stein um Rath, der mir sagte, ich sollte es versuchen," berichtet sie in ihrer Aufzeichnung vom 4. November 1807. „Ich zeigte ihm meinen Brief, er war zufrieden mit demselben. Die Franzosen wollen nun wirklich alle Festungen behalten und wollen aus Berlin nicht wieder fort. In diesem Falle müßte die unglückliche Königin den ganzen Winter hier oder in Königsberg bleiben, und das wäre zu hart für sie." — Aber der preußische Gesandte von Brockhausen in Paris scheute sich, den Brief der Oberhofmeisterin an Napoleon abzugeben: „denn sie stünde bei diesem nicht in gutem Geruch." — Inzwischen kam ein Courier aus Paris nach Memel. „Napoleon verspricht, (schreibt die Gräfin Voß in ihrem Tagebuche), daß die Truppen diese Provinzen räumen sollten, die Königin könne alsdann ihre Wochen in Königsberg halten; nach Berlin brauche sie deshalb gar nicht zu gehen; das sei nicht nöthig. Er ist ein gewissenloser Bösewicht. Ach, und diese Geisel darf uns für und für unterdrücken und quälen."

Augenblick gegen das preußische Volk und vornehmlich gegen unsern unglücklichen König dargelegt wird. Diese Gesinnung äußerte sich vorgestern abermals zu dem Erbprinzen von Mecklenburg-Strelitz in einer Audienz, die er beim Kaiser unter vier Augen hatte, und nach welcher seine Zulassung zum Rheinbunde ihm wenigstens noch zweifelhaft erscheint." (Vergl. den französischen Originalbrief in Geschichte der preußischeu Politik 1807 bis 1815. Von Paul Hassel. I. 447. 448. Leipzig 1881). Auch in der Denkschrift des Herzogs Georg auf seinen Vater wird berichtet: der Erbprinz Georg habe den preußischen Gesandten in Paris und den wegen Ermäßigung der Kriegssteuer dahin gesandten Prinzen Wilhelm von Preußen von dem Verlaufe jener Audienz in Kenntniß gesetzt.

Die Reise des Prinzen Wilhelm von Preußen nach Paris, wo er am 3. Januar 1808 Abends ankam, führte auch nicht zu dem gehofften Ziele. Und doch stand er durch den Kaiser Alexander gut angeschrieben bei Napoleon; der König empfahl seinen Bruder in einem eigenhändigen Schreiben, ebenso die Königin ihren Schwager dem Wohlwollen Napoleons. Auch hatte die Kaiserin Josephine geäußert: es würde ihr angenehm sein, den Schwager der Königin Luise an ihrem Hofe begrüßen zu können; gern würde sie den Prinzen in seinem Anliegen bei dem Kaiser unterstützen.*) — In seiner ersten Audienz bei Napoleon (8. Januar 1808) wurde der Prinz für seine Person von dem Kaiser der Franzosen sehr freundlich willkommen geheißen. Aber in dem drei Viertelstunden langen Gespräche mit ihm konnte er aus den Reden Napoleons dessen eingewurzelten Haß und Argwohn heraushören. Da erbot sich der Prinz, dem Zuge seines patriotischen Herzens folgend: er, der Bruder des Königs, wolle mit Leib und Leben für die Erfüllung der Verpflichtungen Preußens haften, wolle als Geißel so lange in der Macht des Kaisers der Franzosen zurückbleiben, bis Preußen demselben Genüge gethan habe. Das sei sehr edel, sagte Napoleon darauf, aber nicht annehmbar. Sein harter Sinn schien für den Augenblick erweicht; er machte dem hochherzigen Prinzen einige Hoffnung auf Erleichterung der Lasten, die Preußen ganz zu Boden zu drücken drohten. Dennoch sah der Prinz sich acht Monate lang in Paris hingehalten und sich zuletzt zu einem neuen Vertrage gedrängt, der, wenn er auch Preußen nicht an den Rheinbund kettete, doch Frankreich das immer noch drückende Uebergewicht sicherte. Bis dieses Abkommen mit Napoleon getroffen war, lebte der Prinz Wilhelm am Hofe Napoleons gleichsam als ein zweiter Arminius: er war, wie dieser einst im Lager des Varus, bedacht auf des Vaterlandes Rettung. Mit auf seinen Rath befolgte Preußen fortan jene weise Politik: es wartete gelassen den Umschwung der Dinge ab und rüstete sich in der Stille. „Bei dem Umsturz aller Staaten (äußerte Prinz

*) S. Paul Hassel: Geschichte der Preußischen Politik 1807 bis 1815. I. 38. 80.

Wilhelm) wird es für Preußen immer ein Vortheil sein, während es sich irgend welche politische Existenz erhält, den Zeitpunkt mit zu erleben, der die Freiheit Europas wieder wird erstehen sehen. Je mehr Napoleon von Tag zu Tag seine ungeheure Macht ausbreitet, desto eher wird der Augenblick kommen, wo sie zusammenbrechen wird; ja, ich habe hier in Paris selbst die Ueberzeugung geschöpft: dieser Augenblick wird kommen, und es handelt sich für uns darum, ihn zu erwarten." — Aus dem Munde des Prinzen Wilhelm hat Leopold von Ranke mehr als einmal gehört: er (der damals 25jährige Bruder des Königs Friedrich Wilhelm III.) habe bei jenem Aufenthalt in Paris unter dem Triumphbogen selbst den Eindruck erhalten — er wisse nicht wie — das Alles werde keinen Bestand haben. In Fontainebleau, bei dem Anblick des unter der Abendsonne erglänzenden Schlosses, haben französische Staatsmänner die Empfindung gehabt und sie geäußert, daß alle diese Pracht bald zu Grunde gehen werde.*) —

Aber wie hart bedrängt auch das Leben der Königin in jenen Tagen war, sie fand doch in des Königs und ihrer Kinder Nähe einen innern Ersatz für alle äußern Entbehrungen. In einem ihrer Briefe aus Memel sagt sie:

„Ich lese viel und denke viel, und mitten unter Leiden giebt es Tage, mit denen ich zufrieden bin; es ist wahr, daß die Menschen keinen Antheil daran haben, in meinem Innern bereitet sich Alles. Von äußern Dingen ist es allein die Freundschaft des Königs, sein Zutrauen und seine liebevolle Begegnung, welche mein Glück ausmachen." — Ein andermal wiederholte sie: „Der König ist herzlicher und besser, als je für mich; großes Glück und große Belohnung nach vierzehnjähriger Ehe." —

Der Leibarzt Hufeland, der tägliche Gesellschafter der Majestäten in Memel, schreibt: „Die Standhaftigkeit, Ergebung und Seelengröße des edlen Königs-Paares im größten Unglück, in der größten Erniedrigung, die ein mächtiges Herrscherhaus erfahren kann, mußte jedem fühlenden Herzen rührend, erhebend sein;

---

*) Bei Ranke: Hardenberg. III. 99.

es erinnerte immer an ein höheres Leben als das höchste Irdische in ihm und stellte es durch sie dar." —

Die kalte, feuchte Luft in Memel, wie sie die Lage dieser Seestadt an der Einfahrt aus der Ostsee in das kurische Haff und an beiden Ufern des Dangeflusses in der herben, stürmischen Jahreszeit mit sich brachte, wirkte nicht günstig auf den Gesundheitszustand der Königin. Sie sehnte sich, da ihr Berlin verwehrt war, mindestens nach Königsberg zurück. Endlich räumten die Franzosen das Land bis zur Weichsel, so daß die königliche Familie am 15. Januar 1808 nach Königsberg übersiedeln konnte. Den Tag vor der Abfahrt erging folgende Danksagung des Königs an die Stadt, die sein Asyl gewesen war:

„Ich danke der braven und guten Bürgerschaft von Memel für die während meiner Anwesenheit so vielfach und herzlich geäußerten Beweise der Treue, Liebe und Anhänglichkeit an meine Person, meine Gemahlin und mein ganzes Haus. So wie es unvergeßlich sein wird, daß Memel allein von allen Städten meines Reiches von den Kriegs-Drangsalen unmittelbar verschont geblieben, so werde auch ich mich stets dankbar erinnern, daß die göttliche Vorsehung meine Familie hier eine Freistätte finden ließ. Die vielen und rührenden Beweise der Liebe und unerschütterlichen Treue, welche die sämmtlichen Einwohner dieser Stadt und Gegend mir, selbst bei Annäherung der größten Kriegs-Gefahr, gegeben, erhöhen den Werth dieser Erinnerung und sichern der Stadt mein immerwährendes Wohlwollen. Mit Freuden werde ich jede Gelegenheit ergreifen, ihr solches thätig zu bezeigen als ihr gnädiger König Friedrich Wilhelm."

Der König und die Königin fuhren am 15. Januar von Memel bis nach Rositten. Hier übernachteten sie im Pfarrhause und reisten am 16. früh weiter nach Königsberg. „Man findet überall die Ruinen der von den Franzosen niedergebrannten Dörfer," schreibt die Gräfin Voß von dieser Reise. „Ach lieber Gott, wie ist das Alles traurig!" — Es war eine thränenreiche Fahrt nach der preußischen Krönungsstadt. Dort sind Friedrich Wilhelm III. und Luise in der vierten Nachmittagsstunde des 16. Januar 1808 angekommen.

Neuntes Kapitel.

Wieder in Königsberg.

O schmücke dich mit heiligem Geräthe,
Gemach, das einen Himmel bald umhüllt,
Das bald, wie Duft an einem Rosenbeete,
Die Herrliche mit ihrer Gottheit füllt.
Die Königin von allen Königinnen,
Sie will hier schlummern, will dich lieb gewinnen.

Noch größern Ruhm, Gemach, sollst du erringen,
Den keine Zunge, kein Gesang erreicht,
Ein Lichtglanz soll aus deinen Mauern dringen,
Der einzig Ihr an Götterschönheit gleicht.
Es schaut in stillem, gläubigem Entzücken
Ein treues Volk nach dir mit Hoffnungsblicken.

Wohl tausend Ritter möchten dich bewahren;
Dein beſſ'rer Hüter ist der Geist in dir.
Es fliehen fern die Schrecken, die Gefahren —
Des Ortes Heiligkeit verjagt sie hier,
Und alle Genien und Götter stellen
Als Wächter sich an dieses Tempels Schwellen.

So Max von Schenkendorf im Hinblick auf das für die ankommende Königin ausersehene Gemach im Schlosse zu Königsberg. Der Sänger, damals Kammer-Referendar und befreundet mit der Familie des im Schlosse wohnenden Landhofmeisters von Auerswald, läßt in einem zweiten Gedicht von jenem 16. Januar 1808 die Rosenknospen unter den, ihr beim Eintritt gestreuten Blumen zur Königin sprechen:

Die Stürme durchwüthen
Im Winter den Baum;
Doch schlummern wir Blüthen
Im seligen Traum. —

Bald naht, uns entfaltend,
Der Lenz unser Freund,
Ein Leben gestaltend,
Das selten erscheint.

O, Wesen, gesendet
Von himmlischer Au,
Dein Vaterland spendet
Dir Sonne, Dir Thau.

Ob wir auch vergehen
So schnell als der Mai,
Wir duften, wir wehen
Von Lieb' und von Treu'.

Diese Verse Schenkendorfs meint wohl die Gräfin Voß in ihrer Aufzeichnung: „Eine Deputation aus der Stadt kam, um die Majestäten zu begrüßen, und brachte ein wunderschönes Gedicht. Die ganze Stadt war schön erleuchtet, und die Königin erhielt als Geschenk von der Bürgerschaft eine Chaise longue von grünem Sammet."

Die Prinzessin Wilhelm und die Prinzessin Luise, Gemahlin des Fürsten von Radziwill, die treuen Gefährtinnen der Königin in Memel, folgten ihr nach Königsberg. Hier erst erfuhr die Königin, welch patriotisches Opfer der Prinz Wilhelm schon in Memel insgeheim mit seiner Gemahlin verabredet hatte, sich in Paris dem mißtrauischen Napoleon als Geißel anzubieten. Wie es dem Schwager der Königin dort erging, das bekunden auch seine vertraulichen Briefe an den Stabskapitain Odwig von Natzmer, der in Königsberg die erste Compagnie der neuen Garde zu Fuß führte. Aus Paris schreibt der Prinz am 18. Januar an Natzmer über Napoleon: „Der Herr des Orts hat mich höflich behandelt, und ich habe recht ungezwungen mit ihm gesprochen. Doch fürchte

ich, er hält uns für falsch. — Der Prozeß soll nicht hier, sondern in Berlin abgemacht werden und erst, wenn die Entscheidung erfolgt ist, freundschaftlichere Saiten aufgezogen werden. Wenn ich ihn sehe, so sprechen wir zusammen; doch außer der ersten Unterhaltung sind es die gleichgültigsten Dinge, und nicht viel kommt aus seinem Munde." — Natzmers Antwortschreiben an den Prinzen (10. Februar 1808) schildert gleichfalls das damalige Drangsal: „Seit beinahe drei Wochen haben wir Königsberg mit Memel vertauscht und haben uns wohl in vielen Stücken verbessert; aber je weiter man vorrückt, je mehr wird man auch das unbeschreibliche Elend des Landes gewahr, welches mit jeder Woche, ich möchte sagen, mit jedem Tage steigt. Ueberall verlassen die Bauern schon ihre Wohnungen, weil sie nicht im Stande sind, mehr zu geben. Es ist allgemein eine erbarmungswürdige Noth."*)

Kaum vierzehn Tage nach ihrer Ankunft in Königsberg wurde die Königin (1. Februar 1808) von einer Prinzessin entbunden, der von dem Vater nach dem Namen der Mutter genannten Prinzessin Luise Auguste Wilhelmine Amalie (der nachherigen Gemahlin des Prinzen Friedrich der Niederlande). Die Königin genas sehr leicht, sie nutzte die Zeit, in der sie das Zimmer hüten mußte, zu geistiger Beschäftigung. Sie las und schrieb viel. Frau von Berg, sowie der Prinz von Hohenzollern, Abt zu Oliva und Fürst-Bischof zu Ermeland, kam nach Königsberg, um die Königin wiederzusehen.

Der König nahm die Stände von Ostpreußen zu Pathen seiner jüngsten Tochter, welche mitten unter ihnen geboren war. Die Taufe am 28. Februar vollzog der Oberhofprediger Weyl im Schlosse zu Königsberg, vor den Augen der auf jener Chaise longue sitzenden Königin und im Beisein der von der Ritterschaft und den Städten dazu erwählten Abgeordneten. Die anwesenden Taufzeugen, außer den königlichen Prinzessinnen Wilhelmine und Luise und dem Prinzen Heinrich von Preußen, waren im Namen

*) G. E. v. Natzmer: Aus dem Leben des Generals von Natzmer. I. 19. 21. Berlin, 1876.

der Rittergutsbesitzer: der Obermarschall Graf zu Dohna, der General-Landschafts-Direktor Freiherr von Korff und der Graf von Schlieben auf Gerdauen; als Vertreter der Kölner und Freien: der Rath Brausewetter; als Abgeordnete der Stadt Königsberg: der Stadt-Präsident Gervais, der Tribunalsrath Buchholz, der Negociant Kraus, und als Vertreter der sechs Großbürger-Zünfte: der Kirchenvorsteher Rabe. Die Kleinbürger-Zünfte und die Provinzial-Städte wurden durch den Geheimen Rath Frey vertreten. — „Als zu Anfange des Jahres 1808 (so schrieb damals Heinrich Bardeleben) der König von Bundesgenossen vernachlässiget, von Freunden versäumt, von Dienern und Höflingen aufgegeben, von dem größern Theile seines Volkes getrennt, allein stand, da antwortete er Denen, die darüber klagten: „Ist es Euch neu, daß der Unglückliche verlassen wird?“ Da ward ihm ein Kind geboren, eine Tochter in den Tagen des Unglücks. Mit wem mochte er damals die Vatersorge theilen, als mit seinem Volke? Er berief die Stände Altpreußens, den Edelmann, den Gewerbe treibenden Bürger und den Acker-Bauer um sich. Sie mußten das Volk vertreten. Und mitten unter den Seinen standen sie und waren die Seinen und legten die Hände auf das Kind und beteten für ihn und sein Haus. Darauf ward es still in den königlichen Gemächern, und in tiefer Rührung schlugen Aller Herzen in Einer Liebe, in Einem tiefen, großen Kummer. Luise Wilhelmine! Du bist die Geweihte des Volks, die Vermittlerin zwischen ihm und uns, das Unterpfand gegenseitiger Treue. In Dir lächele uns die Zukunft, rufe uns auf zu Kraft und That, und aus diesen hellen Augen spreche das Volk tröstend zum Könige: „Wir sind Dein, Herr, sei stark und bleibe Dir getreu! Vertraue vorzüglich Dir selbst, Deiner Weisheit, Deiner Einsicht, Deinem Herzen, auf daß nicht zwieträchtige, rath- und muthlose Diener Dich und uns verderben. Prüfe, Herr, was Du gewollt, und was sie gethan. Die Befolgung Deiner Pläne hätte uns gerettet, aber ihr Thun und Unterlassen führte uns dem Untergange nahe.“

So Heinrich Bardeleben aus Prenzlau, damals Regierungs-Assessor bei der ostpreußischen Regierung, der Verfasser der Schrift:

„Preußens Zukunft," welche nach dem Tilsiter Frieden erschien und namentlich auch auf Stein einwirkte. Eines der thätigsten Mitglieder des im Frühjahre 1808 entstehenden Tugendbundes, wurde Bardeleben mit Professor Lehmann (Direktor des Kneiphöfschen Gymnasiums in Königsberg) und dem Lieutenant Georg Bärsch ausersehen, auf Grund des ursprünglich von Lehmann entworfenen Planes die Statuten des „Tugendvereins" auszuarbeiten. Der „Grundartikel" stellt unter Anderm den Satz auf: „Die Mitglieder arbeiten mündlich oder schriftlich und durch alle Mittel ihrer Macht darauf hin, daß Vaterlandsliebe, deutsche Selbstheit, Geradsinn, Liebe zu den natürlichen Verhältnissen der Familie, Anhänglichkeit an den Monarchen und die Verfassung, Achtung gegen Gesetze und Obere — daß Religiosität, Liebe zur Wissenschaft, Humanität und Brüderlichkeit, Muth und Hoffnung, Freimüthigkeit und körperliche Festigkeit — daß der Haß gegen den Luxus, dieses Gift der Treue, der Natürlichkeit und offenen Schlichtheit, und diesen Pfleger von Falschheit, Selbstsucht und gekünstelten Sitten, der Haß gegen Schmeichelei, Kriecherei, Verweichlichung und Menschenscheu wachse, und daß Jeder den Menschen an allen Orten aufsuche, um ihn zu diesem Zwecke zu führen." — Ferner: „Jedes Mitglied erhebt sich gegen zügellose Reden zum Nachtheile des Landesherrn, der Religion und der guten Sitten; dagegen Jeder laut wird für den edlen Sinn unseres jetzigen Königs und zur Belehrung über seine Anordnungen. — Werthhaltung des Gottesdienstes gehört zu den Pflichten dieses Vereins." — In der Einleitung zu der „Verfassung" des Vereins wird gesagt: „Er bildet eine Schutzmauer um den Thron des jetzigen Beherrschers von Preußen und des Hauses Hohenzollern gegen den Andrang des unsittlichen Zeitgeistes." — Die fünf Geschäftsführer des Vereins reichten dessen Verfassung am 18. Juni 1808 dem König ein. Ihr Schreiben schloß mit den Worten: „Sind auch die Kräfte von Ew. Königl. Majestät Volk erschöpft, ist sein alter Ruhm verdunkelt, sind auch unsere Hülfsquellen versiegt und abgeleitet, uns bleibt die Tugend und der Muth als der unversiegbare Born von Macht, Ruhm und

Glanz und von Wort und That, welche selbst dieser Zeit widerstehen und auf die Nachwelt kommen werden. Allergnädigster König und Herr! Wir haben die allgemeine Huldigung des Volkes, wie sie in vielen tausend beklemmten Herzen schlägt, laut ausgesprochen; wir wollen sie wahr machen durch die lebendige That." — Darauf erfolgte nach vierzehn Tagen der nachstehende Cabinets-Bescheid an den Professor Lehmann, Major von Both, Kriegsrath Velhagen, Rector Chiffland und Assessor Bardeleben:

„Die Belebung von Sittlichkeit, Religiosität, ernstem Geschmack und Gemeingeist ist allerdings sehr löblich; und insofern die unter dem Namen eines Tugend-Vereins entstehende Gesellschaft sich hiermit ganz in den Grenzen der Landes-Gesetze und ohne alle Einmischung in Politik und Staats-Verwaltung beschäftige, billigen Seine Königliche Majestät von Preußen den Zweck und die Verfassung der Gesellschaft. Dies eröffnen Allerhöchstdieselben den Vorstehern des Vereins, Lehmann, von Both, Velhagen, Chiffland und Bardeleben auf ihre Eingabe vom 18. d. M., in der Erwartung, daß sie jede Ausartung der Gesellschaft, welche sogleich ihre Auflösung herbeiführen würde, vermeiden werden, und haben sie ein Verzeichniß ihrer Mitglieder nicht allein jetzt, sondern auch vierteljährlich einzureichen.

Königsberg, den 30. Juni 1808.

Friedrich Wilhelm."

Der König schützte diesen sittlich wissenschaftlichen Verein, den sogenannten Tugendbund, auch dann noch, als dessen Wirksamkeit schon mit mißtrauischen Augen angesehen wurde. Der Herzog von Holstein-Beck, ein Mitglied des Vereins, sprach einmal den Dank für den Schutz aus, den Seine Majestät ihm bisher hatte angedeihen lassen. Der König antwortete darauf: „Es freut mich, daß Sie auch dazu gehören. Es ist wahr, dieser Verein hat Feinde, und ich bin der Einzige, der ihn hält; die andern Herren wollen alle nicht viel davon halten. So lange ich nur weiß, daß der Verein sich blos in seinen vorgesetzten Schranken hält, werde ich ihn gewiß schützen, weil wohl manches Gute durch ihn bewirkt werden kann, und ich weiß es, daß viele vernünftige Männer in

dieser Gesellschaft sind, von denen ich gewiß erwarten kann, daß sie suchen werden, Alles zu vermeiden oder zu entfernen, was zu begründeten Beschwerden gegen den Verein Anlaß geben könnte."

Die Königin begünstigte diesen ursprünglich auf Volksbildung und Volksgesittung gerichteten Verein bei seinem Entstehen in Königsberg, eben so wie der König. So berichtet der General Friedrich von Eisenhart, der als Rittmeister dem Vereine beitrat: „Ich nahm Gelegenheit, die beiden Erzieher des Kronprinzen und des Prinzen Friedrich von Preußen mit dieser Angelegenheit bekannt zu machen, und wir prüften gemeinschaftlich sehr vorsichtig und genau die Statuten, in denen wir durchaus nichts Verfängliches, sondern nur die reinsten Grundsätze und eine treue, unerschütterliche Liebe für das königliche Haus, sowie für alles Gute und Rechte fanden. Wir beschlossen, die Königin davon zu unterrichten und sie zu bitten, den König ebenfalls damit bekannt zu machen, welches auch gewiß geschehen ist, wie wir späterhin bemerken konnten." — Professor Krug, bis zu seinem Abgange von Königsberg nach Leipzig im Vorstand des Tugendbundes und mit dessen Verhältnissen genau vertraut, schreibt, daß „manches edle Weib und selbst eine hochgefeierte, für alles Schöne und Gute empfängliche, leider zu früh verstorbene Fürstin durch Gesinnung oder That dem Vereine befreundet war." — Dies ist offenbar auf die Königin Luise zu beziehen. Der Oberhofprediger Weyl, der die neugeborene, nach der Mutter genannte Prinzessin taufte, schloß sich dem Vereine an. Eben so der Medicinal-Rath Hirsch, bei dem der Leibarzt Hufeland wohnte*).

Im Mai 1808 zog die königliche Familie aus dem Schlosse in Königsberg auf die ländlichen Huben hinaus. Es sind dies alte Bauergüter (Hufengüter) vor dem Steindammer Thore: in die Vorder-, Mittel- und Hinterhuben eingetheilt, erstrecken sie sich etwa eine halbe Meile lang bis zum Dorfe Lawsken. Dort auf den Mittelhuben wohnten Luise und Friedrich Wilhelm III. den Sommer hindurch auf dem Busoltschen Gute, dem frühern

*) Anhang 5.

Landsitze des Stadtpräsidenten Theodor Gottlieb von Hippel, des Dichters der „Lebensläufe nach aufsteigender Linie“ und anderer humoristischer Werke. Der englische Garten da, von Hippel angelegt, bot der Königin eine erwünschte Sommerfrische. Noch heute wird dieser Landsitz ihr zum Andenken Luisenwahl genannt. „Während dieses Aufenthaltes im Busoltschen Garten (schreibt Scheffner) ließ mich, der ich zu den hohen Herrschaften nicht anders als auf Spezial-Befehl ging, die Königin rufen, und ich hatte mit ihr manche Unterredung über die historischen Vorlesungen des jetzigen Staatsraths Süvern, von denen ich ihr eine Abschrift hatte, besorgen müssen, über die gehörig einzurichtende Erziehung eines Kronprinzen, in der selbst Friedrich II. fehl gegriffen hatte, und die um so mehr Sorgfalt verdiente, als der Kronprinz gewiß viele Fähigkeiten und eigene Fertigkeiten besitzt, von welchen letzteren ich ein paar anführen will: seine Gabe, nach angehörten Erzählungen oder selbst gelesenen Stellen sehr charakteristisch-richtige Zeichnungen zu entwerfen — ich erinnere mich des Gemäldes von Varus nach der verlorenen Schlacht; von Karl dem Großen, der seinen Hofleuten den Müller vorstellt und über ihre Erbärmlichkeit spricht; vieler Situationen aus Ossians Gedichten; ferner seine Neigung und sein Glück, Wasserquellen zu suchen und zu finden. Sucht der Kronprinz einst so emsig nach den Lebensquellen des Staates und findet er sie so oft und glücklich — was kann er dem Lande werden!“

Süvern, seit 1807 Professor der alten Literatur an der Universität in Königsberg, (früher Lehrer am kölnischen Gymnasium in Berlin, darauf Gymnasial-Director in Thorn und Elbing) las im Winterhalbjahre 1807—1808 über allgemeine Geschichte des neuern Europa. Diese Vorlesungen erregten solches Aufsehen, daß er veranlaßt wurde, sie vor einem Kreise geistig reger Männer und Frauen in Königsberg zu wiederholen. Die Königin hörte davon. Sie bat den alten Scheffner, ihr eine Abschrift der Vorträge zu besorgen. Und mit welchem Eifer sie diese ursprünglich akademischen Vorlesungen las, man kann sagen studirte, das erhellt aus ihren, sie selbst ins schönste und wahrste Licht stellenden Briefen an Scheffner.

Am 20. Juni 1808 schrieb die Königin: „Guten Morgen, Herr Scheffner! Ich wünsche, daß Sie sich besser befänden, als ich. Heute schicke ich Ihnen die 4. und 5. Vorlesung zurück, die mir unaussprechlichen Genuß verschaffen. Könnt' ich nur einmal selber Professor Süvern dafür danken; allein ich schäme mich, gerade zu Ihnen herausgesagt, meiner Unwissenheit. Ich empfinde recht tief die schönen Wahrheiten, auf denen sein ganzes Prinzip ruht; und doppelt fühl' ich mich hingerissen, die Aufgabe meines Lebens: mich mit klarem Bewußtsein zur innern Harmonie zu bilden, nicht zu verfehlen, sondern ihr zu genügen. — Recht schade ist, daß die schöne Griechen-Welt voll Unschuld und die kräftige Römer-Welt nicht hat dauern können; die Zeit des Abfalls und ihre Niedrigkeit hat mich wahrlich ergriffen, weil leider die jetzige ihr sehr gleicht. Wollten nur die Menschen die Augen nach innen wenden, vielleicht fänden sie noch Kraft, das Sklaven-Joch abzuschütteln; aber sie thun es nicht, so stehen keine alten Ritter auf, für das Recht, den Glauben und die Liebe zu kämpfen. Mit wahrer Andacht kniete ich in Gedanken an dem Altar der Burg-Kapelle und betete für bessere Zeiten zu dem Allmächtigen. Erlebe ich sie auch nicht mehr, geht es nur meinen Kindern und durch sie meinem Volk einmal wohl! Ich weiß, die Zeiten machen sich nicht selbst, sondern die Menschen machen die Zeit; deswegen sollen meine Kinder gute Menschen werden, um wohlthätig auf ihr Zeitalter zu wirken. — Wenn ich so die Hefte ansehe, wie sie mit Bleistift besudelt sind, so schäme ich mich schon wieder, weil Stein sie so lesen wird. Er kennt mich noch weniger, als Sie, was wird er denken? Die Hieroglyphen meines Herzens kann der nur rathen, der mich genau kennt. Vergangenheit, eigene Erfahrungen und Schicksale, Gegenwart, Zukunft, Hoffnung, alles hab' ich darin angedeutet und hätt' es noch viel mehr gethan, wüßt' ich nicht, daß außer Ihnen noch Jemand sie sehe. Doch einige Fragen. Welche Kriege nennt man die punischen Kriege? Gingen diese alle gegen Carthago? Die Gracchischen Unruhen, welche sind die? Verzeihen Sie, Sie haben es mir aber erlaubt. Dann bitte ich Sie, die 4. Vorlesung aufzuschlagen und die Linien, wo die

Kreuzchen sich befinden, zu überlesen. Die Zeit, wovon er da spricht, ist sie nicht die, welche Süvern das Zeitalter der Germanen nennt? und wo die schöne, edle Ritterzeit zu ihrer schönsten Blüthe gediehen war? — Wenn der Minister Stein die Hefte gelesen hat, so bitt' ich Sie, schicken Sie sie mir wieder. Ich blättere dann hin und wieder, zerstreue mich so herrlich von der drückenden Gegenwart hinweg, mache mir die angestrichenen Stellen immer mehr zu eigen und vergesse es nicht mehr, hoffe ich. Ich habe noch eine ganze Seite zu lesen, dann mache ich das Packet zu. Adieu bis dahin. — Habe ich recht verstanden, so löste sich das Zeitalter der Germanen auf, weil sie mehr ihren Gefühlen und ihrer Phantasie folgten, als dem Verstande, der (wie man sagt) richtiger wägt, Gehör gaben. Haben Sie die Güte und sagen mir, was Hierarchie eigentlich ist, ich habe keinen deutlichen Begriff davon. — Nun ist es wahrlich genug, und ich habe Sie schön mit Fragen belästigt. Fragt man aber nicht und schämt sich seiner Einfalt gegen jeden, so bleibt man immer dumm. Und ich hasse entsetzlich die Dummheit. Ihre Nachsicht macht Alles wieder gut und heilet die Wunden, die ich heute der Eitelkeit schlug, die ich gerne dem Besseren opfere. Sie wollten mir nun nicht das 6. Heft schicken, sondern die Schluß-Reden. Warum? Ich bin mit Freundschaft und Hochachtung.

Den 20. Juni 1808 Ihre affektionirte
Hippels Garten. Luise."

„Können Sie morgen früh zu mir kommen, so wird es mich freuen, doch lieber übermorgen. Wollen Sie einen Wagen haben, so schicken Sie in den königlichen Stall, ich werde dafür sorgen, daß Sie einen bekommen."

Dieser Brief der Königin (von Rudolf Reicke in Königsberg aus Scheffners Papieren in der altpreußischen Monatsschrift zu Tage gefördert) entspricht ganz dem „Memento", das sie aus Herders morgenländischer Blumenlese auf einen ihrer „Denkzettel" schrieb:

„Unwissenheit ist vor dem Tode Tod:
Lebend'ge Gräber sind Unwissende.
Wer nicht durch Lehre seinen Geist erweckt,
Weiß nichts von Auferstehung aus dem Schlaf."

Ihre Worte: „Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeern Friedrichs des Großen," die sie ein Jahr darauf an ihren Vater schreibt, wer weiß, ob sie nicht eine Gedankenfolge jenes von ihr aufgezeichneten „Memento" sind. Noch bedeutungsschwerer dadurch, daß sie nur von einer religiösen Erweckung der Eingeschlafenen, von einer sittlichen Aufrichtung der Volksseele zu Gott, dem „Durchbrecher aller Bande," die sieghafte äußere Erhebung und Befreiung hoffte.

Auf jenen Brief der Königin vom 20. Juni schrieb Scheffner in seiner uns in der Urschrift vorliegenden Antwort zurück: „Wie wenig Recht haben E. K. M. doch darüber zu klagen, daß Sie nicht immer Alles verständen. In den Kunstwörtern und Namen steckt ja wahrlich nicht die hohe nützliche Weisheit der Geschichte, aber wohl in der Erkenntniß des Geistes der Personen und Handlungen, die Einfluß auf die Schicksale des Menschengeschlechts gehabt haben, und die Ew. Majestät Sinn und Gefühl so sicher eigen ist, daß Sie vermittelst derselben Ihren herrlichen Hang zur innern Harmonie mit möglichstem Bewußtsein ausbilden würden, wenn Sie es nur anhaltend wollten und fest darauf beständen, daß Alles, was Sie umgiebt, durchaus die Augen nach innen wenden müßte, bei Strafe, Ihr unaussprechlich leicht die Herzen gewinnendes Angesicht nicht mehr schauen zu dürfen. Bei vielen, selbst wichtigen Entbehrungen ist es leicht möglicher, recht glücklich zu werden, als beim reichsten Zuströmen aller Genüsse, wenn der Geist entfremdet ist von der seligen Kindschaft des Gemüthes, die Ew. Majestät besitzen. Die Achtsamkeit, mit der Ew. Majestät die Hefte lesen, wird dem Professor Süvern sehr schmeicheln, da er von Natur ein Mann ist, dem die Gelehrsamkeit keinen Dämpfer auf den Menschenverstand setzen konnte, und dem daher die Bekanntmachung von Ew. Majestät Aeußerung über ihn eine lebhafte Freude bereiten wird. — Die angekreuzte Stelle möchte wohl nicht das Zeitalter der Ritterzeit-Blüthe betreffen, sondern eine Zeit, die nur existiren kann und wird unter einer Königin wie Ew. Majestät, die durch Einsicht, Muth und Beispiel alles Ihr ähnlich, edel und gemüthlich zu machen geboren ist. Schade

ist es freilich um die Griechen- und Römerwelt; da Ew. Majestät aber so gut geurtheilt haben, daß durch zu fein gewordene Gefühle und ungeregelte Phantasie-Forderungen das glücklichste Zeitalter der Germanen aufgelöst sei, so dürfte die jetzige Zeit es nur darauf anlegen, nicht also zu thun, um sich zur Einfachheit der Griechen und zur Stärke der Römer wieder zu erheben. — O, allergnädigste Königin, wie ungerecht ist Ihr Mißtrauen zu Ihrem Geiste!"

Nachdem sie die sechste Vorlesung Süverns gelesen hatte, schrieb die Königin an Scheffner: „Schon wieder einen Brief mit lauter Bitten, von denen Sie mir aber die erste absolut nicht abschlagen dürfen. Wenn Sie zu mir kommen, so kommen Sie in Stiefeln heraus und nicht in zarten Strümpfen; ich bitte — Sie verleugnen das Alter; ich aber liebe es, deshalb will ich zu Ihrer Erhaltung beitragen, so viel ich kann. — Nun kommt das andere Gequäle! Haben Sie doch die Güte und schlagen Sie mir zur Liebe nochmals die Hefte von Süvern auf und setzen Sie die Jahreszahlen beim Anfang jedes Zeitalters daneben. Das Zeitalter der Griechen, seine Dauer — wo der Verfall anfängt und Alles aufhört. So auch der Römer und des vielgeliebten Germaniens! — Unbeschreiblich gütig wären Sie, wenn Sie noch die Namen hinzusetzen wollten, unter denen jedes blühte und welkte. — Ich schicke Ihnen zugleich die sechste Vorlesung. Lieber wäre es mir, wenn Süvern sie eigens dem Minister Stein zuschickte; denn diese ist mit Strichen und Anmerkungen, als wenn ein Schulknabe seinem Lehrer antwortet. Alles, was ich daraus geschlossen, was ich gedacht habe, lege ich bei. Können Sie sich daraus zurecht finden und es anordnen, so ist es mir lieb — und noch lieber, wenn Sie als gütiger Lehrer den Schulknaben mal wieder berichtigen wollten und mir aus Güte sagen, wo ich ganz fehlte, wo ich Recht hatte. Dazu gehört aber, daß Sie das Heft wieder mitbringen."

Die erwähnten Striche und Anmerkungen dienten der Königin dazu, diejenigen Sätze in den Vorlesungen kenntlich zu machen, welche sie nachher mit Scheffner näher durchsprechen wollte. Daher ihr Wunsch: Süvern möge dem Minister Stein eine andere Ab-

schrift zusenden. Denn auch mit Stein, den sie in seiner vollen Geistes- und Charakter-Größe erkannt hatte, pflegte die Königin gern ihre Gedanken in Rede und Schrift auszutauschen.

An ihre Schwester Friederike schrieb die Königin in jenen Tagen: „Ich habe die Bekanntschaft des Professors Süvern gemacht. Das hat mich in Verlegenheit gesetzt; denn Süvern sagte mir ein Lob, von dem ich fühle, wie wenig verdient es ist — sagte mir: mein Urtheil über seine Geschichte sei so treffend als schmeichelhaft für ihn. Doch — unwissend, wie ich bin, kann nur die Majestät, die mich umgiebt, ihn über mein Urtheil geblendet haben, und tief durchdrungen von dieser Ueberzeugung, habe ich von seinem Geist an sein Gemüth appellirt — denn Gemüth hat er — und ich habe ihm darauf geantwortet, daß mein Beifall unmöglich Werth für ihn, den Kenner haben könne. Dagegen möge der Gedanke ihm einen kleinen Ersatz gewähren, daß er in dieser schrecklichen Zeit des Unglücks und der Thränen meinem müden Geiste aus dem Quell der Wissenschaft ein Labsal verschafft habe, wofür ich ihm stets Dank wissen werde. Er hat hoffentlich verstanden, was ich damit sagen wollte — wo nicht, so wird er wohl von Scheffner hören, daß Wahrheit mir über Alles geht, und daß ich diese als die Seele eines Geschichtsgelehrten ansehe." — In einem andern Briefe sagt sie: „Ich lese fleißig die Geschichte und lebe in der Vergangenheit, weil die Zukunft nicht mehr für mich ist."

Klar und klarer sah sie ein, welche große Lehrerin die Geschichte für die Fürsten und Völker sei. Es trieb sie, mehr und mehr von dieser Lehrerin zu lernen: wie die schwere Zeit, in der sie lebte, durch die vergangenen Jahrhunderte vorbereitet worden sei. Mit Vorliebe richtete sie sich nun auf deutsche Geschichte: einige Herrschergestalten, in ihrer Größe wie Riesengeister durch die vaterländische Vorzeit schreitend, stellten sich ihr bald anheimelnd, bald abschreckend vor die Seele. Sie schrieb darüber an Frau von Berg: „Ich lese fleißig die Süvernschen Hefte und bin jetzt bei Karl dem Großen, der doch eigentlich der Stifter des Germanischen Zeitalters war. Er stehet lebhaft vor mir in aller

seiner Größe, Glanz und Tapferkeit; er zieht mich sehr an, aber minder als Theodorich. Dieser war ein ächter Deutscher, und seine Gerechtigkeitsliebe, die Geradheit seines Charakters, die Tiefe seines Gemüthes und die Großmuth seines Herzens bezeugen es. Der Charakter Karls des Großen trägt schon ein Gepräge des Frankenthums, welches mich etwas abschreckt."

Der Wahlspruch einer frommen Ritterzeit: „Recht, Glaube, Liebe!" sprach die Königin so an, daß sie ihn auf ein Petschaft stechen ließ, inmitten alter Attribute des Ritterthumes. Doch sagte sie: wenn sie selbst einen Wahlspruch in der Zeit wählen sollte, würde es allein der sein: „Gott ist meine Zuversicht."

Der König behielt aus jener schweren Zeit den Spruch im Gedächtniß, im Herzen: „Meine Zeit mit Unruhe, meine Hoffnung in Gott." Er las ihn, als er eines Tages im Dome zu Königsberg die Grabmale der preußischen Herzöge besah, welche im innern Chor der Kirche ruhen. An der Nordwand dieser, durch ein eisernes Gitter vom vordern Chore abgeschlossenen Fürstengruft steht in Gestalt eines Altars das aus öländischem Kalkstein gehauene Grabmal der Markgräfin Elisabeth, der 1578 entschlafenen Gemahlin des Markgrafen Georg Friedrich: Beide sind kniend darauf abgebildet, und die Grabschrift hebt mit jenem Spruche an. Angesichts desselben sagte der König in hörbarer Gemüthsregung: „Die Inschrift da, wie entsprechend meinem Zustand." — Und neunzehn Jahre nachher, als er seinen letzten Willen niederschrieb, setzte er als Motto über sein Testament: „Meine Zeit mit Unruhe, meine Hoffnung in Gott."

Gott allein, das war auch der Glaube der Königin, könne der Menschheit helfen. Sie ahnte, was nach ihrem Tode zur Wahrheit wurde: „Aber der Geist, der die Preußen hat angerührt, der hat es vollführt." Und achtsam auf jede Regung des mehr und mehr in den Völkern lebendig werdenden Geistes, fühlte sie (das bezeugen ihre Briefe) das Wehen des Odems Gottes in der Begeisterung, mit welcher der Bauer in Tyrol eben so wie der Bauer auf der spanischen Hochwüste gegen die Fremdherrschaft aufstand.

Das in diesem Sommer von ihr bewohnte Landhaus auf den Huben lag schön: es blickte auf eine fruchtbare Ebene hinaus, aber der Raum war äußerst beschränkt. Man bemerkte dies gegen die Königin. Sie erwiderte: „Ich habe gute Bücher, ein gutes Gewissen, ein gutes Pianoforte, und so kann man unter den Stürmen der Welt ruhiger leben, als diejenigen, die diese Stürme erregen."

Es war um die Zeit des von Napoleon heraufbeschworenen Volkssturmes auf der pyrenäischen Halbinsel. Schon hatte er durch seinen Moniteur erklärt: das Haus Braganza hat aufgehört zu regieren. Schon war die portugiesische Königs-Familie nach Brasilien vertrieben, Portugal zwischen Frankreich und Spanien getheilt worden. Nun sollten auch die Bourbons in Spanien fallen. Dort arbeitete das Königshaus selber durch seine innere Zwietracht dem Eroberer in die Hände: arge Intriguen verunehrten den Hof und empörten die Nation. Es brach ein Aufstand in Madrid aus: der schwache König Karl IV. dankte zu Gunsten seines Sohnes Ferdinand VII. ab, widerrief aber zwei Tage nachher seine Thronentsagung. Alle sittlichen Schranken schienen durchbrochen, alle Bande der Familie und des Staates aufgelöst zu sein. — Napoleon ging nach Bayonne, um, wie er sagte, die Angelegenheiten Spaniens zu ordnen: das heißt, zum Zwecke seines schon in Italien verwirklichten Planes eines neuen abendländischen Kaiserthums, das zunächst alle romanischen Völker unter seinem Zepter verketten sollte. Er unterhandelte scheinbar mit Vater und Sohn, er lockte den jungen König nach Bayonne. Hier war die Falle, in welche Ferdinand VII. hinein ging, trotz der Abmahnungen und Warnungen seiner Getreuen, trotz der ahnungsvollen Besorgniß seines Volkes, das in Vittoria die Stränge seines Wagens zerschnitt, um ihn an der Weiterreise in sein Verderben zu hindern. Napoleon, selbst erstaunt, daß Ferdinand so bereitwillig kommt, empfängt ihn mit Auszeichnung, ladet ihn zur Tafel und läßt ihm nach der Tafel (eine kaiserliche Henkersmahlzeit nannten sie die Spanier) durch Savary sagen: das Haus Bourbon habe aufgehört in Spanien zu regieren. Zu spät erkennt Ferdinand die Falschheit Napoleons. Er will in sein Königreich

Spanien zurück und wird gleichsam als Staatsgefangener zurückgehalten. Nun kommt auch der alte König nach Bayonne. Er kommt mit Godoy, dem sogenannten Friedensfürsten, und mit der Königin, die den alten König beherrscht, eben so wie sie selbst von ihrem Günstling Godoy und dieser wieder von dem Kaiser beherrscht wird. Ganz so, wie Napoleon durch Godoy und die Königin soufliren läßt, spielt Karl IV. die Rolle eines zürnenden Vaters gegen den Sohn, er behandelt ihn wie einen Thronräuber, und das Ende dieses von dem Franzosenkaiser gesponnenen, die spanische Königs-Familie tückisch umgarnenden Intriguenspieles ist, daß Karl IV. in dem Bayonner Vertrag allen seinen Rechten auf die Kronen von Spanien und Indien zu Gunsten Napoleons entsagt. Ferdinand VII. unterzeichnet, weil Napoleon ihm nur die Wahl läßt zwischen Entsagung und Tod. Freilich, nachdem des jungen Königs unnatürliche Mutter den Kaiser aufgefordert hat: ihren Sohn sogleich auf das Schaffot führen zu lassen! Ein fürchterliches Familien-Drama, in welchem Napoleon die Glanzrolle des Intriganten mit seiner gewohnten Meisterschaft spielte. Die entthronte Königs-Familie, allerdings wie alle tragischen Helden der Weltgeschichte nicht ohne Selbstschuld, wanderte nach Frankreich aus. Dort lebte Ferdinand VII. in geheimer Staatsgefangenschaft, die den schöner klingenden Namen einer Freistatt führte. Napoleon setzte seinen Bruder Joseph, den bisherigen König von Neapel, auf den Thron von Spanien. Eine neue Königspuppe, gegängelt von dem das europäische Welttheater dirigirenden Kaiser, der sich vor seiner Krönung nicht vergebens die antiken Mantelwürfe von seinem Hofschauspieler Talma hat einstudiren lassen. Aber das spanische Volk erhob sich, von England unterstützt, gegen die verhaßte Fremdherrschaft. Bald stand die ganze Halbinsel gegen den Schattenkönig auf. Joseph mußte aus Madrid flüchten, und Ferdinand VII. wurde als König ausgerufen.

Jene Volkserhebung in Spanien ist damals vielleicht von keinem Volke tiefer empfunden und mit lebhafterem Antheil vernommen worden, als gerade von dem preußischen. Luise schrieb an

Frau von Berg: „Was sagen Sie zu den Nachrichten aus Spanien? Sind sie nicht ein neuer Fingerzeig der eisernen Hand, die schwer auf der gebeugten Stirn Europas ruht? Ein warnender Fingerzeig nicht auch für uns? — Mitten im Frieden seinen ersten Bundesgenossen zu entthronen! Die Saat der Zwietracht zu säen zwischen Vater und Sohn! Den Infanten vom Vaterherzen zu reißen, ihn aus dem Vaterhause, aus dem Vaterlande zu verjagen! — Was haben wir, wir in unserer Lage zu erwarten? — Der unglückliche Karl hat nur geschrieben, was der Unerbittliche ihm in die Feder gesagt, hat geschrieben: daß Ferdinands Schuld eine moralische Scheidewand aufgerichtet habe zwischen Vater und Sohn. Aber wessen Hand es eigentlich war, die diese Wand baute — können Sie darüber im Zweifel sein? Ich frage Sie! —, Ach, mein Gott, wann kommt die Zeit, wo die Hand des Verhängnisses endlich das Mene, Mene, Tekel an diese Mauer schreibt! — Ich beklage mich dennoch nicht, daß meine Lebenstage in diese Unglücks-Epoche fielen. Vielleicht gab mein Dasein Kindern das Leben, die einst zum Wohl der Menschheit beitragen werden!"

In Paris hielt man die Angelegenheiten Preußens nach wie vor in der Schwebe: das absichtliche Hinziehen wurde jetzt auf Napoleons Abwesenheit geschoben und auf sein „großes Schiedsrichter-Amt in Spanien." Nur Eines, was Preußen anging, wurde in Bayonne ungerechter Weise und zu dessen neuer Beeinträchtigung entschieden. Die preußischen Geldinstitute hatten bedeutende Kapitalien im Herzogthum Warschau ausstehen: diese Schuldforderungen trat Napoleon, die Bestimmungen des Tilsiter Friedens treulos umgehend, in Bayonne an den König von Sachsen, den damaligen Herzog von Warschau ab. Gegen alles Völkerrecht wurde nun Beschlag gelegt auf die Forderungen der öffentlichen Anstalten Preußens, welche früher mehr als 24 Millionen Thaler nach dem Süd- und Neu-Ostpreußen zur innern Verbesserung dieser Provinzen ausgeliehen hatten. Nicht allein die Bank, die Seehandlung, auch die Wittwen-Kassen, Waisen- und Armenhäuser, Kirchen, Schulen und fromme Stiftungen, ja selbst Privatleute, die man als Unterhändler der Bank verdächtigte,

verloren dadurch zusammen an 15 Millionen Thaler. Vielen Wittwen und Waisen ist dadurch auf Jahre hinaus das Gnadenbrod entzogen worden. Dazu die grausame Entlassung aller früher von Preußen angestellten Beamten! War es nicht, wie wenn Napoleon gefürchtet hätte: Preußen könnte zu langsam verarmen oder zu schnell frische Kräfte sammeln? — Endlich, im September 1808, mußte der noch immer in Paris unterhandelnde Prinz Wilhelm auf einen neuen Vertrag eingehen. Dieser kam dann in Erfurt bei der Zusammenkunft des Kaisers Alexander mit Napoleon zu Stande und gewährte die Räumung der preußischen Lande von den französischen Truppen (die drei Oderfestungen ausgenommen) wenn auch unter harten Bedingungen. Napoleon konnte es dem König und dem preußischen Volke nicht verzeihen, daß sie ihre Kniee nicht vor ihm beugen wollten. Stägemann sagt in einer Anmerkung zu seinem Zeitgedichte: „Bonaparte und die Fürsten des Rheinbundes": „Der Verfasser befand sich zu Erfurt in einem amtlichen Auftrage, den die Bonapartesche Verletzung des Friedens, besonders in Beziehung auf die doppelt liquidirte Kriegs-Kontribution, veranlaßt hatte. Die Freunde und Mitarbeiter des Verfassers werden sich erinnern, daß, als wir in einer Liquidation der französischen Verwaltung einen sehr erheblichen Rechnungsfehler zu unsern Ungunsten entdeckten und dessen Berichtigung forderten, der Bonapartesche Ober-Beamte (Graf Daru) uns erwiderte: die Abänderung führe zu nichts, weil er dieselbe Summe auf der folgenden Seite unter anderem Titel wieder hinzufüge. Die Verhandlung sei nicht eine Sache des Calculs, sondern der Politik. Derselbe Beamte sagte zu dem Verfasser, als nach dem Abschluß der Erfurtschen Verhandlungen eine Convention wegen definitiver Räumung der preußischen Provinzen von den französischen Truppen unterzeichnet wurde: „Was nützen diese Unterschriften! Nach Jahr und Tag bin ich wieder hier, um eine andere Konvention zu schließen. Frankreich und Preußen befinden sich jetzt in einem Verhältnisse, welches keine Freundschaft gestattet." — Das Letzte (fügt Stägemann hinzu) war nicht zu bezweifeln, aber diesem sonst ganz verständigen Manne

war nicht gegenwärtig, was der von ihm (ins Französische) übersetzte Horaz warnend gesagt hat:

Macht, ohne Rathschlag, stürzt an der eigenen Last,
Macht, welche Maß hält, heben die Himmlischen
Auch höher noch; Abscheu ist ihnen
Macht, wenn sie Frevel zu Frevel brütet." —

Der Kaiser Alexander kam, wie auf seiner Hinreise nach Erfurt, so auf der Rückreise durch Königsberg und verweilte hier vom 20. bis 22. Oktober. Er lud den König und die Königin ein, ihn in St. Petersburg zu besuchen. Sie nahmen diese Einladung an, obwohl der Minister Stein davon abrieth. „Die Folge hat gelehrt," schreibt Frau von Berg, „wie diese Reise eine so schöne und so herrliche Früchte tragende Freundschaft so befestigt hatte, daß auch die widrigsten Umstände nichts über sie vermocht haben."

Gewiß wurden der König und die Königin auch durch politische Gründe zu dieser Reise nach St. Petersburg bestimmt. Denn es lag Napoleon daran, die königliche Familie wieder in Berlin zu wissen. Zogen die Franzosen auch hier ab, sie blieben doch in der Festung Magdeburg, mit der Berlin seine Vormauer verloren hatte, blieben hinter den Wällen von Wittenberg, Torgau, Stettin, Küstrin, Stralsund und Glogau. Umstellt von den Heeren Frankreichs und des Rheinbundes, hätte der König in Berlin sich „wie in einer Mausefalle" befunden, worin ihn die Franzosen festzuhalten dachten. Ließ doch der Marschall Davoust schon das Drohwort fallen: „er werde das Verbleiben des Königs in Königsberg als eine Kriegserklärung ansehen." Zugleich verrieth er die Absicht, das feste Spandau als Brücke zwischen Berlin und Magdeburg, Stettin und Küstrin in seine Hand zu bringen. Auch schrieb des Königs Flügel-Adjutant, Oberst Graf Götzen am 20. Oktober 1808 aus Glatz an den Minister Stein: „Schon vor Monaten sagte eine Polin, die vorzüglich gute und große Connexionen hatte, aber in Berlin erzogen, sehr preußisch gesinnt, meiner Schwester: Frankreich werde anscheinend die preußischen Staaten räumen, indessen liege dahinter das schwärzeste Complott. Man wolle nämlich die königliche Familie nach Berlin locken, wo

man sie, wenn Südpreußen, die Festungen und das Mecklenburgische besetzt blieben, ganz in seiner Gewalt hätte und vernichten wolle. Sie bitte um Gotteswillen die Königin, auf die es hauptsächlich abgesehen sei, davon zu präveniren, damit sie diesem falschen Vorwande nicht traue, da sie sonst unausbleiblich verloren sei." — So erklärt es sich vielleicht, daß die Königin, von geheimen Befürchtungen solcher Anschläge der Franzosen geschreckt, sich bei den Vorbereitungen der Reise nach Petersburg von dem Geheimen Rath Nagler gegen den davon abmahnenden Stein einnehmen ließ. Hatte dieser edle, bisher von ihr hochgehaltene Staatsmann doch selbst öfter die von Napoleon entthronten Bourbons in Spanien als warnendes Beispiel aufgestellt. Eine Andeutung in den Papieren der Frau von Berg spricht dafür, daß die Königin in dieser vielbesprochenen Reise nach Petersburg einen erwünschten Ausweg sah, der von den Franzosen begehrten Rückkehr nach Berlin auszuweichen. Die letztere, obwohl damals in nahe Aussicht gestellt, erfolgte in der That erst ein Jahr später, und auch da ist die Königin, wie sie selber unter Thränen schreibt, noch von „schwarzen Ahnungen geängstigt."

In Berlin war allerdings die Hoffnung laut geworden, das Königspaar werde noch in diesem Jahre (1808) dahin zurückkehren. „Man dachte daran, (schreibt Schadow) die Freude darüber auf splendide Weise kund zu thun. Die Akademie der Künste und Wissenschaften ernannte eine vereinte Commission zu einer Illumination der Façade ihres Lokals Unter den Linden. Auch die andern Behörden und mehrere Privaten thaten ein Gleiches. Die Künstler ließen sogar ihre Beschlüsse nach Königsberg abgehen, um die Genehmigung einzuholen, Schinkel bekam von da die Ordre, einige Zimmer im Königs-Palais neu zu decoriren; sogar wurde eine Zeichnung entworfen, die angab, wie das Brandenburger Thor erleuchtet werden sollte. Geheimer Rath Wolf, der Grieche, hatte die Eigenthümer der schönen Landhäuser-Linie im Thiergarten bis zum Hofjäger dahin vereinigt, auf der kleinen Insel, welche nun den Namen „Luisen-Insel" führt, einen Altar zu errichten, welcher noch als ein Denkmal an diese unver-

geßlich hohe Frau dasteht. Das Fundament hiervon wurde schon im Monat Dezember gelegt." —

Der König äußerte vor der Abreise nach Petersburg in einem Rundschreiben an die preußischen Gesandten bei den europäischen Höfen: „Der Kaiser von Rußland hat Mich bei seiner letzten Reise durch die Stadt aufs Dringendste und Freundschaftlichste eingeladen, ihn mit Meiner Gemahlin, der Königin in St. Petersburg zu besuchen, ehe Ich die hiesigen Gegenden verließe, und diese Einladung an Mich ward noch ganz kürzlich durch einen eigenhändigen Brief wiederholt, den dieser Monarch Mir desfalls zu schreiben die Güte hatte. — So sehr Ich Mich nun auch nach einer so langen und schmerzlichen Abwesenheit nach Meinen Staaten zurück sehne, so würde es Mir doch schwer sein, den verbindlichen Vorschlag Meines erhabenen Freundes abzulehnen, welcher viermal nach einander an Meinem Hofe erschien, und der fortdauernd darauf zurückkommt, wie sehr es ihm Vergnügen machen würde, wenn er Uns an dem seinigen sähe. Ich habe Mich daher zu einer Reise entschlossen, wozu Alles Mich auffordert — die jetzige größere Nähe der Entfernungen — die Bequemlichkeit der Wege im Winter — eine alte enge Verbindung — und vor Allem eine gänzliche Uebereinstimmung von Systemen, welche einerseits durch die Zusammenkunft der beiden Kaiser in Erfurt und andrerseits durch Meine Definitiv-Arrangements mit Frankreich noch vor Kurzem mehr befestigt wurden. Ich denke in den letzten Tagen dieses Monates die Reise anzutreten. Ich werde sie soviel als möglich abkürzen und Mich, nach Meiner Rückkunft von St. Petersburg zu Königsberg, unverzüglich nach Berlin begeben." Schließlich empfiehlt der König seinen Gesandten in diesem diplomatischen Rundschreiben: „die Reise einzig und allein für das auszugeben, was sie sei, nämlich für eine bloße Reise der Höflichkeit, der Convenienz und Freundschaft, die bei Keinem Aufsehen erregen könne und müsse." Es kam augenscheinlich dem König darauf an, daß dieser Reise nicht eine nahe liegende politische Auslegung gegeben werde.

Zehntes Kapitel.

Die Reise nach St. Petersburg.

Am 27. Dezember 1808 reisten der König und die Königin von Königsberg ab. Sie nahmen nur ein kleines Gefolge mit, darunter die Generale von Scharnhorst und Graf von Tauentzien. Scharnhorst spricht sich darüber brieflich zu dem Obersten Götzen aus: „Nach Petersburg habe ich mich ganz und gar nicht angeboten — weder direct noch indirect. Der König hatte mich gleich anfangs dazu bestimmt, dies war meinem Dienst gemäß, aber Intriganten*) hatten dagegen gearbeitet. Mir war dies doppelt lieb; einmal bin ich nicht dazu gemacht, dort mich bei Hofe herumzutreiben, dann war es keine Empfehlung im Publikum, ein Mitreisender zu sein, obgleich ich die Reise in einiger Hinsicht von Anfang an für vortheilhaft gehalten habe. Ich bin also sehr froh gewesen, nicht mitzukommen; ich habe, als Golz und Altenstein sagten, es würde gut sein, daß ich mit ginge, behauptet, ich sei hier nöthiger. Aber nun bekomme ich auf einmal ein sehr gnädiges Billet vom Könige, daß er mich bestimmt hätte, mit nach Petersburg zu reisen. Dies ist der Hergang der Sache und alles Andere Lügen."

*) G. H. Pertz sagt in seinem „Leben des Feldmarschalls Gneisenau": „Feldmarschall Kalckreuth, Zastrow, Köckeritz, Lottum, Bronikowski, York, die Feinde Steins, bemühten sich, dem König Mißtrauen gegen Scharnhorst einzuflößen." Scharnhorst selbst schreibt: „in einer Liste, welche der Minister von Golz aus Berlin mitgebracht, stehe er (Scharnhorst) obenan unter Denen, welche dem französischen Gouvernement mißfällig seien."

Der König und die Königin fanden von Polangen, der russischen Grenzstadt an bis Petersburg aller Orten die Ehrenzeichen zuvorkommender Aufmerksamkeit. Je tiefer Napoleon das unglückliche Königs-Paar zu beugen trachtete, desto höher wollte es Alexander in seinen Landen geehrt wissen. In Polangen an der Ostsee wurden die Majestäten von dem Fürsten Dolgorucki und dem Grafen Lieven begrüßt: der Letztere war vom russischen Kaiser dazu ausersehen, sie nach Petersburg zu geleiten. Er überreichte ihnen und den Vornehmsten ihres Gefolges kostbare Zobelpelze, warme Reisekleider, dem nordischen Winter angemessen. Eine Schaar berittener Bauern und Bäuerinnen in der sonntäglichen Landestracht kam der Königin entgegen, bot ihr in zierlichen Körben Erfrischungen an und umgab unter Jubel und Gesang ihren Wagen. — Die 820 Werste oder 117 deutsche Meilen von der russischen Grenze bis Petersburg waren in 39 Stationen abgetheilt, alle Posthäuser, wo der König und die Königin übernachteten, neu eingerichtet. Auf jeder dieser Stationen wurden zum Voraus 250 Pferde bereit gehalten, und an den bestimmten Standorten löste eine Ehrenwache von Kosacken die andere ab: sie ritten im Gefolge der Majestäten. Jede Festung, durch welche sie kamen, gab 51 Salven zum Gruße und Abschiede der hohen Reisenden, die ganze Besatzung zog in Parade auf und stellte eine Ehrenwache von einer Kompagnie mit der Fahne vor die geschmückten Pforten des Absteigequartiers. So bewegte die weite zwölftägige Fahrt sich durch eine Reihe kaiserlicher Freundschaftszeichen und volksthümlicher Ehrenbezeigungen.

Am dritten Tage erreichten sie Mitau, die alte Residenz der Herzöge von Kurland, die Freistatt des verbannten Ludwigs XVIII. in den Jahren 1798 bis 1801. Hier wurden sie von der kurländisch-piltenschen Ritterschaft empfangen; in dem Festgedichte auf ihre Ankunft hieß es:

„Und seht ihr Sie an Seiner Seite blühen?
Nimm uns're Huldigung, Luise, hin.
Die Charis mag durch fremde Länder ziehen,
Wo Sie erscheint, herrscht Sie als Königin.“

Den nächsten Tag reisten sie bis Riga, jener alten deutschen Ordensstadt, wo einst ein Markgraf von Brandenburg, Wilhelm VI., seinen Sitz als Erzbischof hatte. Auf dem Eise der Düna stand das russische Kriegsvolk, unter den Wällen der Festung die Bürgerschaft in feierlichem Aufzuge: unter dem Donner der Geschütze fuhren der König und die Königin in die Stadt, auf das Schloß. Hier rasteten sie einen Tag, und Alles wetteiferte, ihnen den Aufenthalt zu einem frohen zu machen. Die Stadt strahlte am Abend ihrer Ankunft und am Vorabend ihrer Abreise in festlicher Beleuchtung. Doch mitten in diesem Glanze und dem Geräusche der namentlich von der Rigaschen Kaufmannschaft veranstalteten Lustbarkeiten konnte die Königin sich der trüben Erinnerung an jenen Brandenburgischen Markgrafen Wilhelm nicht erwehren. Auch er hatte einst vor dem Feinde aus seiner Residenz flüchten müssen, wie sie aus der ihrigen, auch er hatte als Vertriebener in Königsberg gelebt, fern von dem Sitze seiner Herrschaft, wie sie fern von ihrer Hauptstadt. Er war in der Verbannung zu Königsberg gestorben; nur seine Gebeine kehrten nach Riga zurück, um dort ihre letzte Ruhestätte zu finden: Luise verglich ihr eigenes Schicksal mit dem seinigen, sie äußerte bange Zweifel: ob es ihr vergönnt sein werde, Berlin wiederzusehen.

Sie sollte es wiedersehen! Aber nur, um ein halbes Jahr nach diesem Wiedersehen zu sterben, fern von Berlin, in einem Lustschlosse ihres Vaters. —

In Riga zeigte man den Majestäten unter andern Merkwürdigkeiten auch das Gildehaus der schwarzen Häupter, einer im Jahre 1390 gestifteten Gesellschaft, deren Mitglieder das Gelübde thaten, sich niemals zu verheirathen. Der König hatte zu jener Zeit schwermüthige Stunden, in denen er sich und alles ihm Angehörige zum Unglück bestimmt wähnte. Ein unwillkürlicher Anklang dieser Stimmung war es wohl, als er beim Bemerken jenes Gildehauses der ledig bleibenden schwarzen Häupter mit herbem Lächeln zu Luise sagte: „Ich hätte zu dieser Gilde gehören sollen; Du hättest dann nicht so traurige Erfahrungen gemacht.“ — „Und hätten wir noch zehnmal traurigere gemacht, und hättest

Du mir alles Unglück vorher gesagt," antwortete Luise, „nein, Meister dieser Gilde hättest Du mir doch nicht werden dürfen."

Am Neujahrstage 1809 reisten sie von Riga weiter, in kaiserlichen Schlitten und, zur größeren Sicherheit, von kaiserlichen Kutschern gefahren. Die Schlittenfahrt ging über Wolmar, Dorpat, Narva, Opolje. Am 6. Januar erreichten sie Strelna, das Lustschloß des Großfürsten Constantin (drei Meilen von St. Petersburg). Der Großfürst war hier zu ihrem Empfange gegenwärtig. Der Kaiser Alexander überraschte den König und die Königin in Strelna bei der Tafel. Er blieb bis zum Abend und fuhr dann nach Petersburg zurück, um sie Tags darauf dort mit allen kaiserlichen Ehren einzuholen.

Bei dem Einzuge in St. Petersburg formten die russischen Garden und andere dazu befohlenen Regimenter eine drei Mann hohe lebendige Schranke zu beiden Seiten vom Thore an bis zum Winterpalaste, zusammen 32,000 Mann. Der König ritt mit dem Kaiser voran. Die Königin folgte in dem achtspännigen kaiserlichen Krönungswagen. Sie trug einen Zobelpelz auf weißem Atlasgrunde; rückwärts, ihr gegenüber, saßen die Oberhofmeisterin Gräfin von Voß und die Hofdame Gräfin von Moltke. Der Großfürst, mit gezogenem Degen, ritt links vom Schlage, so daß die Königin zu seiner Rechten fuhr. Eine Kette russischer Staatskutschen, in der ersten die kaiserlichen Kammerherren, schloß sich an, darunter ein neuer Wagen zum Ausfahren für die Königin in St. Petersburg, genau nach dem Muster desjenigen gebaut, den sie beim Ausfahren in Königsberg am liebsten benutzte.. Ein neues Zeichen der Aufmerksamkeit des Kaisers. Im Winterpalast, wo die Ankommenden abstiegen, gingen ihnen die Kaiserin Elisabeth und die Kaiserin-Mutter bis an die Thür des äußersten Vorzimmers entgegen. Sie begaben sich zunächst in die Gemächer der Kaiserin-Mutter, diese von dem König, die Königin von dem Kaiser und der Kaiserin geführt. Der ganze kaiserliche Hofstaat prunkte bei diesem Empfange: man zählte allein 64 Kammerherren und Kammerjunker. Vom Fenster des Balkonzimmers aus, inmitten der Kaiserin und der Kaiserin-Mutter, sah die Königin

darauf den Vorbeimarsch der Truppen, welche der König mit dem Kaiser auf dem Paradeplatze musterte.

Die Gastzimmer waren in der durch Gallerien mit dem Winterpalaste verbundenen Eremitage eingerichtet, gleichsam in dem Sanssouci Katharinas II. Jene berühmte Kaiserin (von Geburt eine deutsche Prinzessin und Tochter eines preußischen Generalfeldmarschalls, nach Peter dem Großen die zweite Schöpferin des russischen Reiches) hat diese Eremitage gebaut; sie versammelte hier Gesellschaften von Gelehrten, Künstlern und Vornehmen des Reiches, bei denen nur der Geist und der Witz den Vorsitz führten. Es wurden dazu besondere Ukase angeschlagen und in solchen kaiserlichen Befehlen ausdrücklich jede Etikette, jede Förmlichkeit des Hofes aus diesen Zirkeln verbannt. In der Eremitage nun fand Luise zwölf Zimmer für sich bereit und glanzvoll ausgestattet: die Blumenvasen, die Arm-, Wand- und Kronleuchter, die Uhren, Spiegel, Alles von kunstreichen Formen und gediegenem Gehalte. Eines dieser Prunkgemächer war mit rosenrother Seide ausgeschlagen; ein malerischer Faltenwurf von zartem Nesseltuch überschleierte wie ein durchsichtiger Hauch das Ganze. In diesen feenhaften Räumen wurde der Königin eine neue kaiserliche Ueberraschung zu Theil: eine Toilette von schwerem Golde und in einem Blumenkorb daneben ein halbes Dutzend der schönsten türkischen Shawls. Die Aufwartung bei der Königin hatten der Großmarschall des Palastes, der Fürst Narischkin, der Oberschenk Fürst Beloselsky, die Staatsdame Fürstin Wolkonsky, die Hofdamen Fürstin Beloselsky und die Gräfin Tolstoi.

Mittags nach ihrer Ankunft war große Tafel bei der Kaiserin-Mutter, Abends französisches Schauspiel in dem durch eine Gallerie mit der Eremitage zusammenhängenden Hoftheater. Nach der Vorstellung speisten die Herrschaften in den Zimmern des Königs und der Königin. Dann besahen sie die Erleuchtung, in welcher die Kaiserstadt an der Newa zu brennen schien. Ein schöner und für den kalten Norden gelinder Winterabend begünstigte die künstlichen Sonnen.

Fast jeder der folgenden Tage bot ein neues Fest zu Ehren des Königs und der Königin. Den Vorabend des russischen Neujahrstages (den 12. Januar nach dem neuen Kalender) feierten sie im Kreise der kaiserlichen Familie; sie wurden von ihr nach dortiger Landessitte zum Neujahr beschenkt. Die Gaben für die Königin waren ein Tafelaufsatz von geschliffenem Krystall, in Petersburg angefertigt, zwei mannshohe gläserne Ständer, oben mit großen krystallenen Schalen, mehrere Porcellan-Vasen, ein Staatskleid und andere kostbare Andenken. — Am russischen Neujahrstage waren der König und die Königin Zeugen der Vermählung der Großfürstin Katharina mit dem Prinzen von Oldenburg.

Am 18. Januar (am 6. nach dem alten Kalender) sah die Königin, von den Fenstern des Winterpalastes aus, das Fest der Wasserweihe auf der Newa vor sich gehen. Eines der höchsten Kirchenfeste in Rußland, zur Nachfeier der Taufe Christi am Jordan, daher auch das Jordansfest genannt. Es wird dazu ein Wasserbecken in das Eis der Newa als des vom Ritus gebotenen nächsten Flusses gehauen und darüber eine Art Tempel oder Hütte gebauet, geschmückt mit grünen Nadelholzzweigen und umgeben von Heiligenbildern, unter denen besonders das des Johannes des Täufers hervortritt. Vom Palaste bis zu diesem Tempel wird für den Festzug eine gedielte Bahn gezogen und diese zu beiden Seiten von den paradirenden Truppen besetzt. Der kaiserliche Hof wallfahrt in voller Pracht aus dem Residenzschlosse nach dem Flusse. Voran ein Kirchendiener mit brennender Kerze in einer Stocklaterne. Nach ihm ein zweiter, der das Crucifix trägt. Darauf die höhere und niedere Geistlichkeit, die letztere wieder in die schwarze und weiße abgetheilt, in die Klostergeistlichen mit schwarzer Amtstracht und in die Weltgeistlichen mit blauem, violettem und braunem Gewande. Im Ganzen ein Zug von mehr als 160 Geistlichen, Chorsängern, Küstern und Sakristanen: die vornehmsten in reich gestickten langen Feierkleidern und hohen Bischofsmützen, funkelnd von Perlen und Edelsteinen, zum Theil mit dampfenden Räucherpfannen; zuletzt der das Wasser weihende

Priester, in der linken Hand ein Crucifix, quer über den Kopf gelegt. Auf diesen Priester folgen der Kaiser in großer Uniform, der Großfürst und der Hof. Der Priester weiht nun das Wasser: er schlägt dreimal das Kreuz darüber und taucht das Crucifix in die Newa. Nach dieser Weihe steigt er auf eine Gallerie des Tempels, er besprengt von dort aus die von den Unteroffizieren herbeigetragenen Fahnen mit dem geweihten Wasser der Newa und gießt davon in die mitgebrachten Gefäße. Das russische Volk pflegt es frohlockend nach Hause zu tragen, als Arzenei wider leibliche und geistige Uebel. Doch war der Zudrang heute minder groß, als sonst. Denn eine grimmige Kälte schreckte Viele ab, auch die kaiserliche Familie: nur der Kaiser und der Großfürst befanden sich in dem feierlichen Zuge.

Der folgende Tag brachte ein neues Fest, die Geburtstagsfeier der Großfürstin Anna. Vormittags besuchte die Kaiserin-Mutter mit dem König und der Königin das von ihr gegründete Fräuleinstift für 360 junge Mädchen. Bei dem Frühstück daselbst warteten ihnen zwölf Fräulein auf, darunter die Tochter eines georgischen Fürsten. Luise sprach ihr Wohlgefallen an den jugendfrischen Mädchengestalten aus. Sie überzeugte sich im eingehenden Gespräche mit ihnen von der guten Erziehung, die ihnen hier durch landesmütterliche Fürsorge zu Theil wurde. Sie äußerte seufzend den Wunsch, bald so vermögend zu sein, um es diesem Beispiele kaiserlicher Wohlthätigkeit in ihrem Königreich nachthun zu können.

Sie sollte die Verwirklichung dieses Wunsches nicht erleben. Aber ihrem Andenken wurde die Luisenstiftung geweiht, am ersten Jahrestage ihres Todes. Und ihre erstgeborene Tochter, die nachherige Kaiserin von Rußland, war es, welche der König zur Schutzherrin dieser zum Gedächtniß ihrer Mutter errichteten Stiftung ernannte. Eine weibliche Bildungsanstalt ist die Luisenstiftung bestimmt, die Tugenden der Königin Luise, ihren frommen Sinn, ihr reines Herz, ihre schöne Seele, ihre Treue als Gattin und Mutter in der nachkommenden Frauenwelt fortleben zu lassen. —

Mit eben so warmer Theilnahme besichtigte die Königin in St. Petersburg das von Katharina II. gestiftete großartige

Erziehungshaus für verwaiste oder Findelkinder, das Wospitatelnoi Dom (jetzt zu einem kleinen Stadttheile angewachsen und aus den ehemaligen Palästen der Fürstin Bobinsky und Rasumowsky errichtet). — Am 23. Januar fuhr sie, bei 30 Grad Kälte, in einem offenen Schlitten nach jenem denkwürdigen hölzernen Hause Peters des Großen, von wo aus der Czar die erste Anlage des von ihm zur Hauptstadt des neuen Rußlands bestimmten Petersburg leitete, dieses Riesenfensters, aus welchem Rußland nach Europa blicken sollte. —

Der General von Caulaincourt, Herzog von Vicenza, derselbe, der vor anderthalb Jahren die Königin zu Tilsit im Auftrage Napoleons bewillkommnet hatte, war jetzt französischer Großbotschafter am russischen Hofe. Er gab zu Ehren des Königs und der Königin einen Ball und eine mit den auserlesensten Genüssen gedeckte Abendtafel. Das zum Nachtische gereichte frische Obst, die größte Seltenheit in dem nordischen Winter, soll allein an 12,000 Rubel gekostet haben. —

So vergingen die drei Wochen ihres Aufenthaltes in St. Petersburg zwischen lauten Festen und den stillen Betrachtungen der vielfältigen Sehenswürdigkeiten. Die kaiserliche Familie überbot sich in zartsinniger Aufmerksamkeit für die Königin; die vornehmsten Würdenträger des Reiches machten sich zu ihren Trabanten, und mit dem Hofe wetteiferte die russische Residenzstadt in Verehrung der hohen Gäste. Aber dieser majestätische Glanz in der Fremde, 220 Meilen von Berlin, stimmte nicht zu den Trübsalen daheim: Luise fühlte ihr Herz dadurch mehr bedrückt, als gehoben, und der Schatten einer tiefen Wehmuth blieb in ihrem Gefolge. Ein Unwohlsein trat hinzu und weckte die Besorgniß: sie habe sich am Abend des 19. Januar stark erkältet beim Anblick eines Feuerwerkes im Taurischen Palaste. Angezündet von einer unversehens aus dem Gefolge der Majestäten auffliegenden Taube, hatte es sehr lange gebrannt, an großartiger Pracht alles bis dahin Gesehene überstrahlend. Unter andern Flammenspielen erschien da ein im grünen Feuer brennender Wald von Palmen: 34,000 Raketen stiegen zum Schluß in die Höhe, bildeten gleichsam einen

aufwärts fließenden Glutstrom und leuchtkugelten dann plötzlich im goldenen Sprühregen herab. Die Königin hatte dies riesenhafte Feuerwerk bis zu Ende mit angesehen. Am nächsten Morgen stand sie heiser auf; am folgenden Tag fieberte sie und mußte das Bett hüten: ein auf den Abend bestimmter Ball wurde deshalb abgesagt. Doch fühlte sie sich am 25. Januar so weit hergestellt, daß sie bei dem zum Geburtstage der Kaiserin gegebenen Maskenfest erscheinen konnte. Sämmtliche Damen erschienen dazu in der russischen Landestracht. Die Königin hatte solche zu dem Ehrentage ihrer kaiserlichen Freundin gleichfalls angethan, und der natürliche Zauber ihrer Schönheit zeichnete auch in dieser fremdartigen Verkleidung „die Fürstin der Fürstinnen“ aus.

Am 31. Januar reisten der König und die Königin aus Petersburg ab. Die Kaiserin-Mutter und die Kaiserin begleiteten die Königin bis Strelna, der Kaiser und der Großfürst Constantin folgten den scheidenden Gästen noch einige Werste weiter. Erst an der Grenze des Petersburger Weichbildes sagten sie einander Lebewohl. „Nie, nie werde ich dies Petersburg vergessen,“ schreibt die Oberhofmeisterin an diesem Abschiedstage, „wie glücklich wir dort gewesen sind, wie Alles uns mit Güte und Liebe wahrhaft überschüttet hat! Ja, es war eine schöne, heitere Zeit. Wäre nur meine geliebte Königin nicht fast immer leidend gewesen! — In ihrem Zustande war diese weite Reise und die große Ermüdung der fortdauernden Feste fast zu viel für sie, und ich fürchte, sie strengte sich über ihre Kräfte an.“

Nach einer Abwesenheit von sechs Wochen langten der König und die Königin am 10. Februar 1809 wieder in Königsberg an. Am 11. Februar wurde das von Schenkendorf auf ihre Rückkehr gedichtete „Volkslied“ im Theater gesungen:

Mutter und Pflegerin,
Bürger voll deutschem Sinn
 Preisen Dich hier.
Heilige Leidenschaft
Ist es, die Thaten schafft,
Jede lebendige Kraft
 Weihen wir Dir.

König der Bürger Du,
Wink' uns den Beifall zu,
  Heiliges Haupt —
Schimmerst in Liebesglanz,
Liebe des Vaterlands
Wand jenen Eichenkranz,
  Der Dich umlaubt.

O süße Königin,
Der Herzen Meisterin!
  Es ist Dein Bild,
Herrin, das in der Nacht
Ein holder Stern uns wacht,
Das uns mit Zaubermacht
  Die Seele füllt.

Die Königin selbst hat nach ihrer Rückkehr von St. Petersburg an Frau von Berg geschrieben: „Ich bin gekommen, wie ich gegangen. Nichts blendet mich mehr, und ich sage Ihnen noch einmal: mein Reich ist nicht von dieser Welt!"

Elftes Kapitel.

Sie säet mit Thränen.

Preußen war endlich von den französischen Truppen geräumt worden: es schien der Heimkehr des Königs nach Berlin, nach dortiger Anschauung, nichts mehr im Wege zu stehen. Doch der Ausbruch des neuen Krieges zwischen Oesterreich und Frankreich, der auch Norddeutschland mächtig bewegte, machte der königlichen Familie den ferneren Aufenthalt in Königsberg rathsam. Gneisenau schrieb am 3. März 1809 aus Königsberg an den, in Folge seines von französischen Spionen aufgefangenen Briefes an den Fürsten Wittgenstein entlassenen und von Napoleon geächteten Minister Stein: „Der Hof befindet sich noch immer hier. Das im Süden unserer Staaten ausbrechende Ungewitter hält selbigen ab, nach einer Residenz zurück zu kehren, die dem Kriegsschauplatze so nahe ist, vielleicht selbst Zeuge kriegerischer Auftritte werden kann."

Dazu kam, daß die Königin sich sehr leidend fühlte. Auch der unglückliche Ausgang des Krieges nagte an ihrer Gesundheit. Schon am 10. Mai stand Napoleon siegreich vor Wien. Die Hauptstadt Oesterreichs wurde übergeben. Diese neue Unterjochung Deutschlands, der rasch niedergeschlagene Aufstand Dörnbergs in Hessen, der kühne, aber eigenmächtige, vom König nicht zu billigende Zug Schills von Berlin nach Stralsund, das schreckliche Ende des Helden und seiner tapfern Schaar:*) das Alles erschien der Königin als ein Zeichen einer traurigen Zeit, in der

*) Anhang 6.

wenig mehr zu hoffen sei. Ihrer Seele, ihrer Feder entflossen damals die Worte:

„Ach Gott, es ist viel über mich ergangen. Du hilfst allein — ich glaube an keine Zukunft auf Erden mehr. Gott weiß, wo ich begraben werde, schwerlich auf preußischer Erde. Oesterreich singt sein Schwanenlied, und dann Ade: Germania!"

An ihren Vater schrieb sie damals im tiefen Herzensergusse:

„Mit uns ist es aus, wenn auch nicht für immer, doch für jetzt. Für mein Leben hoffe ich nichts mehr. Ich habe mich ergeben, und in dieser Ergebung, in dieser Fügung des Himmels bin ich jetzt ruhig und in solcher Ruhe, wenn auch nicht irdisch glücklich, doch, was mehr sagen will, geistig glückselig. Es wird mir immer klarer, daß Alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeern Friedrichs des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deßhalb überflügelt sie uns. Das siehet Niemand klarer ein, als der König. Noch eben hatte ich mit ihm darüber eine lange Unterredung, und er sagte in sich gekehrt wiederholentlich: das muß auch bei uns anders werden. Auch das Beste und Ueberlegteste mißlingt, und der französische Kaiser ist wenigstens schlauer und listiger. Wenn die Russen und die Preußen tapfer wie die Löwen gefochten hatten, mußten wir, wenn auch nicht besiegt, doch das Feld räumen, und der Feind blieb im Vortheil. Von ihm können wir Vieles lernen, und es wird nicht verloren sein, was er gethan und ausgerichtet hat. Es wäre Lästerung, zu sagen, Gott sei mit ihm; aber offenbar ist er ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand, um das Alte welches kein Leben mehr hat, das aber mit den Außendingen fest verwachsen ist, zu begraben.

Gewiß wird es besser werden: das verbürgt der Glaube an das vollkommenste Wesen. Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. Deshalb glaube ich auch nicht, daß der

Kaiser Napoleon Bonaparte fest und sicher auf seinem, jetzt freilich glänzenden Thron ist. Fest und ruhig ist nur allein Wahrheit und Gerechtigkeit, und er ist nur politisch, das heißt klug, und er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen, wie sie nun eben sind. Dabei befleckt er seine Regierung mit vielen Ungerechtigkeiten. Er meint es nicht redlich mit der guten Sache und mit den Menschen. Er und sein ungemessener Ehrgeiz meint nur sich selbst und sein persönliches Interesse. Man muß ihn mehr bewundern, als man ihn lieben kann. Er ist von seinem Glück geblendet, und er meint Alles zu vermögen. Dabei ist er ohne alle Mäßigung, und wer nicht Maß halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt. Ich glaube fest an Gott, also auch an sittliche Weltordnung. Diese sehe ich in der Herrschaft der Gewalt nicht; deshalb bin ich in der Hoffnung, daß auf die jetzige böse Zeit eine bessere folgen wird. Diese hoffen, wünschen und erwarten alle bessern Menschen, und durch die Lobredner der jetzigen und ihres großen Helden darf man sich nicht irre machen lassen. Ganz unverkennbar ist Alles, was geschehen ist und geschieht, nicht das Letzte und Gute, wie es werden und bleiben soll, sondern nur die Bahnung des Weges zu einem bessern Ziele hin. Dieses Ziel scheint aber in weiter Entfernung zu liegen, wir werden es wahrscheinlich nicht erreicht sehen und darüber hinsterben. Wie Gott will; Alles, wie er will. Aber ich finde Trost, Kraft und Muth und Heiterkeit in dieser Hoffnung, die tief in meiner Seele liegt. Ist doch Alles in der Welt nur Uebergang! Wir müssen durch. Sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tage reifer und besser werden.

Hier, lieber Vater! haben Sie mein politisches Glaubensbekenntniß, so gut ich als eine Frau es formen und zusammensetzen kann. Mag es seine Lücken haben, ich befinde mich wohl dabei; entschuldigen Sie aber, daß ich Sie damit behellige. Sie sehen wenigstens daraus, daß Sie auch im Unglück eine fromme ergebene Tochter haben, und daß die Grundsätze christlicher Gottesfurcht, die ich Ihren Belehrungen und Ihrem frommen

Beispiele verdanke, ihre Früchte getragen haben und tragen werden, so lange Odem in mir ist.

Gern werden Sie, lieber Vater, hören, daß das Unglück, welches uns getroffen, in unser eheliches und häusliches Leben nicht eingedrungen ist; vielmehr dasselbe befestigt und uns noch werther gemacht hat. Der König, der beste Mensch, ist gütiger und liebevoller, als je. Oft glaube ich in ihm den Liebhaber, den Bräutigam zu sehen. Mehr in Handlungen, wie er ist, als in Worten, ersehe ich die Aufmerksamkeit, die er in allen Stücken für mich hat, und noch gestern sagte er schlicht und einfach, mit seinen treuen Augen mich ansehend, zu mir: „Du, liebe Luise! bist mir im Unglück noch werther und lieber geworden. Nun weiß ich aus Erfahrung, was ich an Dir habe. Mag es draußen stürmen — wenn es in unserer Ehe nur gut Wetter ist und bleibt. Weil ich Dich so lieb habe, habe ich unser jüngst geborenes Töchterchen Luise genannt. Möge es eine Luise werden." — Bis zu Thränen rührte mich diese Güte. Es ist mein Stolz, meine Freude und mein Glück, die Liebe und Zufriedenheit des besten Mannes zu besitzen, und weil ich ihn von Herzen wieder liebe, und wir so mit einander Eins sind, daß der Wille des Einen auch der Wille des Andern ist, wird es mir leicht, dies glückliche Einverständniß, welches mit den Jahren inniger geworden ist, zu erhalten. Mit einem Worte, er gefällt mir in allen Stücken und ich gefalle ihm, und uns ist am wohlsten, wenn wir zusammen sind. Verzeihen Sie, lieber Vater, daß ich dies mit einer gewissen Ruhmredigkeit sage; es liegt darin der kunstlose Ausdruck meines Glückes, welches Keinem auf der Welt wärmer am Herzen liegt, als Ihnen, bester, zärtlicher Vater! Gegen andere Menschen, auch das habe ich von dem Könige gelernt, mag ich davon nicht sprechen; es ist genug, daß wir es wissen.

Unsere Kinder sind unsere Schätze, und unsere Augen ruhen voll Zufriedenheit und Hoffnung auf ihnen. Der Kronprinz ist voller Leben und Geist. Er hat vorzügliche Talente, die glücklich entwickelt und gebildet werden. Er ist wahr in allen seinen Empfindungen und Worten, und seine Lebhaftigkeit macht

Verstellung unmöglich. Er lernt mit vorzüglichem Erfolge Geschichte, und das Große und Gute zieht seinen idealischen Sinn an sich. Für das Witzige hat er viel Empfänglichkeit, und seine komischen, überraschenden Einfälle unterhalten uns sehr angenehm. Er hängt vorzüglich an der Mutter, und er kann nicht reiner sein, als er ist. Ich habe ihn sehr lieb und spreche oft mit ihm davon, wie es sein wird, wann er einmal König ist.

Unser Sohn Wilhelm (erlauben Sie, ehrwürdiger Großvater, daß ich Ihre Enkel nach der Reihe Ihnen vorstelle) wird, wenn mich nicht Alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Aeußern hat er die meiste Aehnlichkeit mit ihm; nur wird er, glaube ich, nicht so schön. Sie sehen, lieber Vater, ich bin noch in meinen Mann verliebt. Unsere Tochter Charlotte macht mir immer mehr Freude; sie ist zwar verschlossen und in sich gekehrt, verbirgt aber, wie ihr Vater, hinter einer scheinbar kalten Hülle ein warmes, theilnehmendes Herz. Scheinbar gleichgültig geht sie einher; hat aber viel Liebe und Theilnahme. Daher kommt es, daß sie etwas Vornehmes in ihrem Wesen hat. Erhält sie Gott am Leben, so ahne ich für sie eine glänzende Zukunft. Carl ist gutmüthig, fröhlich, bieder und talentvoll; körperlich entwickelt er sich eben so gut als geistig. Er hat oft naive Einfälle, die uns zum Lachen reizen. Er ist heiter und witzig. Sein unaufhörliches Fragen setzt mich oft in Verlegenheit, weil ich es nicht beantworten kann und darf; doch zeigt es Wißbegierde — zuweilen, wenn er schlau lächelt, auch von Neugierde. Er wird, ohne die Theilnahme an dem Wohl und Wehe Anderer zu verlieren, leicht und fröhlich durchs Leben gehen. — Unsere Tochter Alexandrine ist, wie Mädchen ihres Alters und Naturells sind, anschmiegend und kindlich. Sie zeigt eine richtige Auffassungsgabe, eine lebhafte Einbildungskraft und kann oft herzlich lachen. Für das Komische hat sie viel Sinn und Empfänglichkeit. Sie hat Anlage zum Satirischen und siehet dabei ernsthaft aus, doch schadet das ihrer Gemüthlichkeit nicht. Von der kleinen Luise läßt sich noch nichts sagen. Sie hat das Profil ihres redlichen Vaters und die Augen des Königs, nur

etwas heller. Sie heißt Luise; möge sie ihrer Ahnfrau, der liebenswürdigen und frommen Luise von Oranien, der würdigen Gemahlin des großen Kurfürsten, ähnlich werden.

Da habe ich Ihnen, geliebter Vater, meine ganze Gallerie vorgeführt. Sie werden sagen: das ist ja eine in ihre Kinder verliebte Mutter, die an ihnen nur Gutes siehet und für ihre Mängel und Fehler keine Augen hat. Und in Wahrheit, böse Anlagen, die für die Zukunft besorgt machen, finde ich an Allen nicht. Sie haben, wie andere Menschenkinder, auch ihre Unarten; aber diese verlieren sich mit der Zeit, so wie sie verständiger werden. Umstände und Verhältnisse erziehen den Menschen, und für unsere Kinder mag es gut sein, daß sie die ernste Seite des Lebens schon in ihrer Jugend kennen lernen. Wären sie im Schooße des Ueberflusses und der Bequemlichkeit groß geworden, so würden sie meinen, das müsse so sein. Daß es aber anders kommen kann, sehen sie an dem ernsten Angesicht ihres Vaters und an der Wehmuth und den öftern Thränen der Mutter. Besonders wohlthätig ist es dem Kronprinzen, daß er das Unglück schon als Kronprinz kennen lernt; er wird das Glück, wenn, wie ich hoffe, künftig für ihn eine bessere Zeit kommen wird, um so höher schätzen und um so sorgfältiger bewahren. Meine Sorgfalt ist meinen Kindern gewidmet für und für, und ich bitte Gott täglich in meinem sie einschließenden Gebete, daß er sie segne und seinen guten Geist nicht von ihnen nehmen möge. Mit dem trefflichen Hufeland sympathisire ich auch in diesen Stücken. Er sorgt nicht blos für das physische Wohl meiner Kinder, auch für das geistige derselben ist er bedacht; und der biedere, freimüthige Borowsky, den der König gern sieht und lieb hat, stärkt darin. Erhält Gott sie uns, so erhält er meine besten Schätze, die Niemand mir entreißen kann. Es mag kommen, was da will, mit und in der Vereinigung mit unsern guten Kindern werden wir glückselig sein.

Ich schreibe Ihnen dies, geliebter Vater, damit Sie mit Beruhigung an uns denken. Ihrem freundlichen Andenken empfehle ich meinen Mann, auch unsere Kinder alle, die dem ehr=

würdigen Großvater die Hände küssen; und ich bin und ich bleibe, bester Vater, Ihre dankbare Tochter Luise."

Dieser Brief der königlichen Dulderin, ist er nicht wie mit einer Feder aus den Schwingen des guten Engels Preußens geschrieben? Was sein Inhalt andeutet, und wohin er das Gemüth wendet, ist viel größer noch, als was er mit Worten ausspricht. Neben tiefer Ergebung in das Sichtbare die zuversichtlichste Aufrichtung und Erhebung zu dem Unsichtbaren! —

Der Leibarzt Hufeland, den Luise in ihrem Briefe als Gleichgestimmten kennzeichnet, hatte mit dem Unglück des Königreiches zugleich die schwerste Heimsuchung in seiner Familie erfahren müssen. Er selbst schreibt darüber: „Da fühlte auch ich, was es heißt: Wer nie sein Brod mit Thränen aß, der kennt Euch nicht, Ihr himmlischen Mächte! — Ich lernte wieder die höhere himmlische Macht kennen, übergab mich ihr ganz. — Zum ersten Mal seit meiner Jugend (also seit dreißig Jahren) las ich wieder das Wort Gottes vom Anfang bis zu Ende durch, und fühlte die Kraft Gottes und zugleich, wie wichtig es ist und unentbehrlich, daß man Beides, erst das alte, dann das neue Testament liest, um die Verbindung und gegenseitige Unterstützung beider und so die Kraft Gottes ganz zu empfinden. Mein Glaube wurde von Neuem erweckt, gestärkt, christlich befestigt. Es entstand dadurch mein Religions-Unterricht für meine Kinder, den ich zugleich als mein eigenes Glaubensbekenntniß niederschrieb." — Hufeland pflegte, wie in Memel, so jetzt in Königsberg täglich gegen Abend eine Stunde lang bei Ihrer Majestät zum Thee zu sein. „Die schönste Stunde," sagt er, „war Abends die Theestunde bei der Königin."

Gegen Ende des Frühjahrs erkrankte Luise am Wechselfieber. Es befiel sie einen um den andern Tag; es zehrte Monate lang an ihren Kräften. Die königliche Familie wohnte den Sommer über wieder auf den Huben; aber schon am 9. September mußte die Königin, in Folge eines bedenklichen Rückfalles ihres Fiebers, aus dem Landhause nach dem Schlosse in der Stadt zurückgebracht werden. In diesen Tagen schrieb der „biedere, freimüthige

Borowsky," wie sie ihn bezeichnet hat, als Augenzeuge in einem Briefe aus Königsberg: „Fröhlich ist freilich unsere theure Königin in dieser Passionszeit nicht; aber die Klarheit und Ruhe, welche ihr Gott schenkt, verbreitet über ihre ganze Persönlichkeit eine Anmuth, die man eine würdevolle nennen kann. Ihre Augen haben allerdings den früheren Lebensglanz verloren, und man sieht es ihnen an, daß sie viel geweint haben und noch weinen.*) Aber damit haben sie den milden Ausdruck einer sanften Wehmuth und stillen Sehnsucht empfangen, die noch mehr und besser ist, als Lebenslust. Die Blüthen auf ihrem Angesicht sind wohl verblüht, und eine sanfte Blässe umgiebt es; doch ist es noch schön, und auf ihren Wangen wollen mir fast noch mehr, als früher die rothen, so jetzt die weißen Rosen gefallen. Um ihren Mund, den sonst ein glückliches Lächeln umschwebte, sieht man jetzt von Zeit zu Zeit ein leises Beben der Lippen; es liegt darin wohl Schmerz, aber kein bitterer. Ihr Anzug ist stets höchst einfach, und die Wahl der Farben bezeichnet ihre Stimmung. — Die christliche Frömmigkeit unserer verehrten Königin ist eine gesunde, einfache, fern von allem Gezwungenen, Erkünstelten und Sentimentalen. Sie giebt allen ihren religiösen Ansichten, Gefühlen und Bestrebungen die feste Grundlage des göttlichen geoffenbarten Bibelwortes; bringt damit Gewißheit, Zusammenhang und Zuversicht in ihr Gemüth, und bei dem Vertrauen, dessen sie mich würdiget, suche ich vorzüglich darin sie zu bestärken. Ganz besonders sympathisirt sie jetzt mit den Psalmen; die heilige Begeisterung, die in denselben waltet, sagt ihrer schönen poetischen Natur zu und giebt ihrem frommen Gemüth Schwingen. Eigene ernste Lebenserfahrungen schließen ihr das Heiligthum der heiligen Schrift auf und führen sie in den tiefen, reichen Sinn derselben. Der alte Spruch: „Trübsal lehret aufs Wort merken und es verstehen", bestätiget sich auch an ihr aufs Herrlichste. Als ich am letztvergangenen Sonntag die Ehre hatte, meine Aufwartung

*) „Die arme Königin weint zu viel!" schreibt die Gräfin Voß in ihrer Aufzeichnung vom 11. September 1807.

zu machen, fand ich sie allein in ihrem Wohnzimmer, lesend in der heiligen Schrift. Schnell aufstehend und mir freundlich entgegen kommend, begann sie sogleich:

Nun habe ich mich hinein gedacht und hinein gefühlt in den köstlichen 126. Psalm, über den wir letzthin mit einander sprachen. Je mehr ich ihn zu fassen suche, desto mehr zieht er in seiner Erhabenheit und Lieblichkeit mich an, und ich weiß nichts, was meiner Stimmung sich so erhebend und tröstend anschließt, als dies liebe, theure Wort. Der Seelenschmerz, der sich darin einfach ausspricht, ist tief und doch gelassen. Was er wirken und welche Früchte er bringen soll, ist in dem lieblichen Bild der Saat und Ernte treffend bezeichnet. Die alles Herzeleid tragende und überwindende Hoffnung geht darin auf wie Morgenröthe, und von ferne her hört man schon durch die Unglücksstürme die Psalmen der Ueberwinder. Es wehet ein Geist der Wehmuth und doch auch des Sieges, der Ergebung und der frohesten Zuversicht darin: eine Elegie, und doch auch ein Hymnus, ein Hallelujah mit Thränen. Ich schaue diesen Psalm, wie man eine schöne Blume anblickt, auf der ein klarer Thautropfen im Morgenlichte glänzt; gelesen und wieder gelesen hat er auch meinem Gedächtnisse sich eingeprägt."

Und nun sagte die Königin im leisen, aber klaren und warmen Tone den Psalm her, der den Gottesfürchtigen, die mit Thränen säen, eine Ernte mit Freuden verheißt. Ihre melodische, ich kann gar nicht sagen wie betonte Sprache floß wie ein Gesang aus ihrem reich besaiteten Herzen. Sie selbst erschien mir schöner, als ich sie jemals gesehen."

So Borowsky, von dem die Königin auch in einem Briefe an Scheffner sagt: sie habe sich lange mit vieler Freude und Herzlichkeit, ihr zur wahren Erbauung, mit ihm unterhalten." — Den König selber hat Borowsky einmal im Gespräche beim Rockknopf gefaßt mit den Worten: „Ew. Majestät müssen glauben lernen. Dem Menschen geschieht, wie er glaubt." Friedrich Wilhelm III. hat diesen freimüthigen Prediger wie alle Getreuen aus jener Passionszeit in gutem Andenken behalten. Borowsky

ist 1831 als evangelischer Erzbischof von Preußen, ein Greis von ein und neunzig Jahren heimgegangen.

Die Königin war schon früher durch die Freifrau von Krüdener, diesen weiblichen Apostel einer freilich bekenntnißlosen Religiosität, angeregt worden, sich innerlich mit dem Frieden Gottes zu erfüllen in einer Zeit, „wo das lange Schwert des Kriegs auf die Menschheit niedersank, und tausend bleiche Herzen zerspalten bluteten.“ Nach den Schreckenstagen von Jena und Auerstädt hatte Luise, bei ihrem ersten Aufenthalte in Königsberg, die berühmte Dichterin der Valérie hier angetroffen. Frau von Krüdener, inzwischen durch ein erschütterndes persönliches Unglück zur ernsten Einkehr in sich selbst bestimmt, hatte vor fünf Jahren als Gattin des russischen Gesandten am Hofe zu Berlin die Königin dort im ungetrübten Glanze des Thrones gesehen. Nun sah sie Ihre Majestät wieder, auf der Flucht, am Rande des Abgrundes, in den das Königreich zu versinken drohte. Sie fand in Luise nicht mehr die junge heitere Fürstin, die Alles mit ihrem sonnigen Lächeln beglückte. Sie fand eine schwer Gebeugte, und oft besuchte die unglückliche Königin mit ihr die Lazarethe in Königsberg, um den wunden und kranken Kriegern Erfrischung und Trost zu bringen.

Luise hat auch später noch Briefe mit Frau von Krüdener gewechselt. In einem Schreiben an dieselbe aus dem Jahre 1808 sprach die Königin sich aus: „Ihrem trefflichen Herzen bin ich ein Bekenntniß schuldig, und Sie werden es, davon bin ich überzeugt, mit Freudenthränen vernehmen. Sie haben mich besser gemacht, als ich war. Ihre Sprache der Wahrheit, unsere Unterhaltungen über Religion und Christenthum haben den tiefsten Eindruck hinterlassen. Ich vertiefte mich ernster in die Dinge, deren Dasein und Werth ich zwar schon vorher gefühlt, aber mehr geahnt als gewußt habe. Diese Betrachtungen hatten sehr tröstliche Ergebnisse für mich. Ich trat näher zu Gott, mein Glaube wurde stärker, und so bin ich mitten im Unglück, unter zahllosen Kränkungen und Unbilden niemals ohne Trost geblieben, niemals ganz unglücklich gewesen. Rechnen Sie dazu die Güte des Gottes

der Liebe, welcher niemals mein Herz verhärtete, es immer dem Wohlwollen und der Liebe für meine Mitmenschen zugänglich machte, immer mit dem Drange erfüllte, ihnen zu helfen und nützlich zu werden. Sie begreifen, wie ich dabei niemals ganz unglücklich werden kann, indem ich immer die Quellen der reinsten Freuden besitze. Mit dem Scharfblick der Wahrheit habe ich die Eitelkeit der irdischen Größen erkannt, und ihre Nichtigkeit im Vergleich mit den himmlischen Gütern. Ja, ich bin zu einer Seelenruhe und zu einem innern Frieden gelangt, welche mich hoffen lassen, daß ich mit der Fassung und Demuth einer echten Christin alle Fügungen Gottes und alle Leiden ertragen werde, die mir zu meiner Läuterung geschickt werden. Denn aus diesem Standpunkte betrachte ich alle die Heimsuchungen, die uns hienieden beugen. — Ich habe mich wiedergefunden im Geräusche der Welt. Versprechen Sie mir, daß Sie immer mit der Stimme der Wahrheit zu mir reden."

Wie Frau von Krüdener, so gehörte eine andere berühmte Kurländerin, Elisa, Frau von der Recke, die Verfasserin der von August Tiedge herausgegebenen „Geistlichen Lieder", zu den wärmsten Verehrerinnen der Königin. Aus Franzensbad hat Frau von der Recke am 2. August 1809 an Scheffner geschrieben: „Könnte ich mich doch zu Ihnen versetzen und die holde Königin wiedersehen, die ich unwandelbar liebe. Sagen Sie der uns Allen theuren Königin, daß mein Herz ihr treu ergeben bleibt, denn sie hat ein Gemüth, das geliebt zu werden verdient, und welches das Bedürfniß fühlt, Andern werth zu sein. O, daß ich diese herrliche Frau in den jetzt bedenklichen Zeiten sprechen könnte, die wahrlich so bedenklich nicht wären, wenn diejenigen, die das Gute wollen, kräftig an einander hingen und mit einander wirkten."

Scheffner sandte der Königin diese Stelle aus dem Schreiben, welches Frau von der Recke einem Briefe Tiedges an ihn beigelegt hatte. Luise antwortete darauf: „Ich danke Ihnen recht aufrichtig, lieber Herr Scheffner, für die Güte, mit welcher Sie besorgt sind, mir Freude zu machen. Das Andenken edler Menschen ist mir immer von großem Werth gewesen; doch jetzt, da

ich im Unglück bin, wenn da gute edle Menschen mir sagen und beweisen, daß sie mich lieben, macht es einen so wohlthätigen tröstenden Eindruck auf mich, daß ich Sie inständigst bitte, der Frau von der Recke zu sagen, wie sehr ich ihr danke für die Art, mit welcher Sie meiner gedacht. Immer habe ich ihren Geist und ihr Gemüth, welche in einem so herrlichen Einklang leben, geliebt und geschätzt; auch dieses wünschte ich, daß sie wüßte. Was sie über die Zeit sagt, mag ich eigentlich lieber gar nicht berühren, da meine Ueberzeugung die traurigste ist. Die Erscheinung der Geißel der Welt hat gewiß große Zwecke; allein ich sehe weder Vernunft noch Rechtlichkeit, weder Sittlichkeit noch Religiosität durch das über uns gekommene Unglück erweckt. Nur große Scenen sind im Stande große Wirkungen hervorzubringen, und daher werden noch große Opfer fallen müssen, damit das Gute für die Welt bewirkt werde. Die Gemüther sind zu verhärtet durch Egoismus und falsche Bildung, als daß man hoffen dürfte, daß sie leicht zu erschüttern und zu bessern wären, nur große Revolutionen können und werden dieses bewirken. Sie sehen, lieber Herr Scheffner, daß in den zwei Jahren, die ich Sie kenne, ich die Welt von ihrer ernsten Seite habe beobachten lernen. Irre ich mich und wird's besser mit der Welt, so wird es wohl kein Mensch mit heiterem Sinn und dankbarerm Herzen aufnehmen, als ich. Trifft aber mein Ahnden ein, dann hoff' ich auch die Stärke zu besitzen, die allein dem Menschen wird durch Glaube und Hingebung. Ihre Freundin

Luise."

Zu Scheffner hat die Königin nach ihrer Rückkehr von St. Petersburg geäußert: ihre Seele sei dort durch nichts angenehmer und stärker ergriffen worden, als durch den Anblick der großen Anstalten der Kaiserin-Mutter zur Töchter-Erziehung; nur kosteten selbige viel Geld, woran es jetzt in Preußen fehle. Um dieselbe Zeit fing sie an, die Pestalozzische Erziehungs- und Unterrichts-Methode in den Kreis ihrer Betrachtungen zu ziehen. Von allen Schulen, in welchen nach Pestalozzis Art gelehrt wurde, ließ sie sich berichten, und mit Ungeduld erwartete sie die Ankunft des

Schulinspectors Karl August Zeller, eines Schülers Pestalozzis, den der König aus dem Württembergischen berufen hatte, um das Königsberger Waisenhaus als Muster-Erziehungsanstalt einzurichten. Mit ahnungsvoller Seele schien sie Alles auf eine Zukunft zu beziehen, welche ihr klarer Geist und ihr frommes Gemüth mit Zuversicht voraussahen; es war ihr eine Gewissenssache, dahin zu wirken, daß diese Zukunft das harrende Geschlecht nicht unvorbereitet finde. Aber was sie ihrem Volke wünschte, das glaubte sie auch ihren Kindern sichern zu müssen. Sie bestärkte den König in seinem Entschlusse, den von Stein empfohlenen Ancillon zum Erzieher des Kronprinzen zu wählen.

„Ich lese jetzt Lienhardt und Gertrud," schrieb Luise in jenen Tagen, „ein Buch fürs Volk, von Pestalozzi. Es ist mir wohl in diesem Schweizer Dorfe. Wäre ich mein eigener Herr, so setzt' ich mich in meinen Wagen und rollte zu Pestalozzi in die Schweiz, um dem edlen Mann mit Thränen in den Augen und mit einem Händedruck zu danken. Wie gut meint er es mit der Menschheit. Ja, in der Menschheit Namen dank' ich ihm! — Eine Stelle in dem Buche gefiel mir besonders, weil sie so wahr ist: Leiden und Elend sind Gottes Segen, wenn sie überstanden sind! — Ja, inmitten meines Elends sage ich schon: Es ist Gottes Segen! Wie viel näher bin ich bei Gott — wie deutlich sind meine Gefühle zu Begriffen geworden über die Unsterblichkeit der Seele. Nicht ohne Thränen schmilzt das schöne Siegel — wie wahr!"

Ihre schwache Gesundheit hielt sie nicht ab, sich eifrig mit den Königsberger Schulanstalten zu beschäftigen. Sobald Zeller in Königsberg angekommen war, lud sie ihn öfter zu sich und besprach mit ihm, was ihr am Herzen lag. Später besuchte sie selber die Schulen, durch ihre Gegenwart, durch ihr Eingehen auf Alles die Lehrer und die Lernenden anregend, ja begeisternd. Wie sehr auch das leibliche Leben in ihrer Krankheit wankte, so daß ihre Seele manchmal der Hoffnung zu entsagen schien, die heiß ersehnte Ernte der Aussaat einer bessern Zukunft noch auf Erden reifen zu sehen: sie nahm dennoch fortwährend innigen

Antheil an Allem, was „Religion und Sittlichkeit, diese Grundfesten unseres Daseins," im Volke fördern konnte.

„Haben Sie schon gehört," schrieb sie im September 1809, „der König hat befohlen, daß in den Kirchen Gedächtnißtafeln der um das Vaterland verdienten Krieger aufgestellt werden, zur Ehre der Todten, zur Auszeichnung der Ueberlebenden und zur Nacheiferung der — Andern. Das ist ein Funken mehr, aus dem vielleicht doch noch die Flamme Gottes schlagen kann, welche die Geißel der Völker verzehrt. Hat es denn nicht, wie in Spanien, auch in Tyrol schon gezündet? „Auf den Bergen ist die Freiheit!" Klingt diese Stelle, die ich jetzt erst verstehe, nicht wie eine Prophezeihung, wenn Sie auf das Hochgebirge blicken, das sich auf den Ruf seines Hofer erhoben hat? Welch ein Mann, dieser Andreas Hofer! Ein Bauer wird ein Feldherr, und was für einer! Seine Waffe — Gebet; sein Bundesgenosse — Gott! Er kämpft mit gefalteten Händen, kämpft mit gebeugten Knieen und schlägt wie mit dem Flammenschwerte des Cherubs! Und dieses treue Schweizer-Volk, das meine Seele schon aus Pestalozzi angeheimelt hat. Ein Kind an Gemüth, kämpft es wie die Titanen mit Felsstücken, die es von seinen Bergen niederrollt. Ganz wie in Spanien! Gott, wenn die Zeit der Jungfrau wiederkäme, und wenn der Feind, der böse Feind doch endlich überwunden würde, überwunden durch die nämliche Gewalt, durch die einst die Franken, das Mädchen von Orleans an der Spitze, ihren Erbfeind aus dem Lande schlugen! — Ach, auch in meinem Schiller hab' ich wieder und wieder gelesen! Warum ließ er sich nicht nach Berlin bewegen? Warum mußte er sterben? Ob der Dichter des Tell auch verblendet worden, wie der Geschichtschreiber der Eidgenossen! Nein! Nein! Lesen Sie nur die Stelle: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre!" Kann diese Stelle trügen? Und ich kann noch fragen: warum er sterben mußte? Wen Gott lieb hat in dieser Zeit, den nimmt er zu sich!"

In Folge des königlichen Befehles, von dem die Königin hier schreibt — die Königin (wie Hippel, der Konzipient des „Aufrufes an mein Volk," treffend sagt) „mit ihrem reinen, klaren,

voll Sehergabe in die Zukunft schauenden poetischen Gemüthe" — errichtete das erste ostpreußische Infanterie-Regiment den 24. September 1809 in der Schloßkirche zu Königsberg die Gedächtnißtafeln seiner gefallenen Kameraden. Das ganze Regiment war in der neunten Morgenstunde mit Gewehr und fliegenden Fahnen auf dem Schloßplatz im Viereck aufmarschirt. Die Tapfern, welche sich in den letzten Feldzügen das Ehrenzeichen erworben hatten, schritten heute, an ihrem Ehrentage, ohne Gewehr auf dem rechten Flügel jeder Compagnie. Sie wurden unter Präsentirung des Gewehrs durch einen Offizier jeder Compagnie nach der Mitte des Platzes geführt, hier dem gesammten Regiment vorgestellt und als Beispiel empfohlen. Der Auditeur rief diese 23 Krieger auf: er gedachte bei Jedem der Verdienste, für welche er mit dem Ehrenzeichen geschmückt worden war. Während die Spiele gerührt und die Fahnen gesenkt wurden, präsentirte das Regiment abermals; die 23 Krieger wurden von einem Stabs-Offizier und den sie vorstellenden Offizieren die Front des Regiments entlang, bis vor den ersten Zug geführt. In diesem Augenblick erschien der König mit den Prinzen. Er ließ die Tapfern herantreten und sich von jedem Einzelnen berichten, wo und wie er das Ehrenzeichen erstritten hatte.

Danach zog das Regiment in die Schloßkirche. Der König, die Prinzen und sämmtliche Generale wohnten dem Gottesdienste bei. Auch die kranke Königin wäre gern erschienen; doch der Arzt hatte dagegen Einspruch gethan. In der Kirche nahmen jene ausgezeichneten Krieger die Sitze zu beiden Seiten des Altars ein. Neben dem Altar standen die von dem Maler Weber sinnreich gezeichneten Gedächtnißtafeln unter Lorbeerbäumen. Der damalige Feldprediger Wenzky, ein geborener Pommer, hielt die Festrede. Mit Freimuth schilderte er die durchlebten und durchlittenen Zustände, er rügte mit patriotischem Eifer jene Treulosen, die feige und eidbrüchig ihre Fahnen verlassen, das Heil ihres Vaterlandes preisgegeben hatten. Darauf würdigte er um so freudiger das treue, ehrenhafte Verhalten dieses Regiments und besonders jener ausgezeichneten Krieger: er gedachte dabei der frühern Thaten der

alten Bataillone und der vielen Siege ihrer beinahe 200 Jahre hindurch erhaltenen Fahnen. Zum Schluß pries er die Kraft des Glaubens, welche allein den wahren Muth zur Zeit der Gefahr schaffen, allein zu Heldenopfern begeistern könne. — Der König ließ dem wackern Feldprediger seine volle Zustimmung ausdrücken, und wie leid es ihm gethan, daß die Königin durch Krankheit abgehalten worden, gleichfalls Zuhörerin dieser trefflichen Rede zu sein.

Am nächsten Morgen bringt ein Hoflakai ein eigenhändiges Schreiben von der Königin an Wenzky. Sie bittet sich darin die gestrige Predigt von ihm aus: der König habe ihr davon gesagt, auch sie wünsche sich daran zu erbauen. Wenzky hatte seine Rede nur flüchtig aufs Papier geworfen, und eben war er dabei, dieses Konzept an seinen greisen Vater, einen Landpfarrer in Pommern, zu schicken. „Lieber Vater," hatte er schon auf die letzte Seite geschrieben, „da ist die gestern von mir gehaltene Predigt, in der ich, wie Du lesen wirst, die Gefühle meines pommerschen Herzens wieder einmal habe laut werden lassen und so manchem — unverholen kund gegeben." Wenzky meinte nun: er müsse die Predigt doch erst ins Reine schreiben. Aber der Lakai sagte ihm: Ihre Majestät habe ihm eingeschärft, die Predigt ja gleich mitzubringen. So händigt Wenzky sein Konzept, wie es ist, dem Hofbedienten ein, mit den Worten: „Es stehen da zuletzt einige Zeilen an meinen alten Vater. Doch ich will sie nicht ausstreichen, sonst könnt' es scheinen, als hätte ich Etwas von dem gestern Gesprochenen gelöscht." — Noch denselben Tag erhält er das Konzept zurück mit einer Danksagung der Königin: er möge es nun, wie er Willens gewesen, an seinen alten Vater schicken. Kurze Zeit darauf wurde der freimüthige Feldprediger durch die Versetzung in eines der besten Pfarrämter der Provinz überrascht. —

Einen frischen Einblick in jene Königsberger Tage eröffnen die Briefe, welche Zelter, der Freund Goethes, damals aus der fernen Residenz im Norden Preußens nach Berlin schrieb. Zelter, ursprünglich Maurermeister und seit 1800 Director der Singakademie in Berlin, war im Juni 1809 zum Professor der Musik

bei der Königlichen Akademie der Künste ernannt worden. „Das Gewerbe," schreibt er darüber (10. Juli) an Goethe, „hatte ich schon so gut als niedergelegt, und nun wäre ich in meinem Elemente und will sehen, was uns noch in unsern Jahren und Zeiten wird gelingen wollen. Hoffentlich wird unser Unglück uns den Nutzen bringen, uns die theuren fremden Schmarotzer mit ihren Geschmäcken zu vertreiben." — Am 14. Juli reiste Zelter nach Königsberg ab, um sich dort vom König die ihm von den Hof-Kapellmeistern in Berlin bestrittene Erlaubniß auszuwirken, seine geistlichen Concerte am Charfreitage und am ersten Osterfeiertage im Saale des königlichen Opernhauses aufzuführen. Seine Reisebriefe tragen unverkennbar das Gepräge des Mannes, an den sein Freund Goethe einmal schrieb: „Mach's so derb als möglich, denn das kleidet Euch Berlinern doch immer am besten."

Das damalige Königsberg schildert Zelter in der Frische der ersten Eindrücke mit Seitenblicken auf Berlin: „Die Berliner beklagen sich hier ganz gewaltig über das Klima. Wahr ist, daß die Hitze, so lange die Sonne scheint, sehr groß ist, und man darf nur in den Schatten gehen, um es wirklich kalt zu finden, wie denn auch die Nächte sehr kalt sind. — Das Allerunangenehmste ist das hiesige Steinpflaster und zu Fuße gehen. Ich muß hier laufen lernen, wie ein Kind, wenn ich nicht den Hals oder die Beine brechen will. Die ganze Stadt ist bergicht und mit großen Granitsteinen überall gepflastert, welche aber so fatale Klüfte machen, daß man beständig in Gefahr ist, zu fallen, wenn man geschwind gehen will. Endlich habe ich's von den hiesigen Hökermädchen gelernt, welche sehr häufig die Küchengewächse in schweren Lasten herumtragen und ausrufen. Diese Mädchen, welche ich des Morgens von meinem Fenster aus beobachte, gehen barfuß unter einer schweren Last sehr sicher und schnell, ohne einen Fehltritt zu thun; nach dieser Art will ich's nun versuchen, versteht sich — in Schuhen. Uebrigens gefällt mir Königsberg als eine Handelsstadt ganz wohl. Ich wohne auf dem Roßgarten, einer gepflasterten breiten Straße, wie die Königsstraße zu Berlin, wo von beiden Seiten Häuser und mitunter ganz artige Häuser stehen,

die gegen den Schloßteich zu schöne und in guter Jahreszeit recht sehr anmuthige Gärten haben. Mir gegenüber wohnt der Kronprinz, in dessen Garten ich mit vielem Vergnügen die Erlaubniß habe, unangemeldet zu kommen. Eine der besten und bebautesten Gegenden ist der sogenannte Kneiphof. Die Neue Sorge ist eine schöne Straße, wie die Wilhelmsstraße zu Berlin. Das königliche Schloß dagegen sieht aus, als wenn es seit dem 30jährigen Kriege im Rauch gehangen hätte. Einen Theil davon (etwa 150 Fuß lang) hat der berühmte Schlüter erbaut, der in Berlin die Hälfte des königlichen Schlosses und das Gießhaus gebaut. Dieser Theil ist schön und edel in Styl und Ausführung. Die Vorstädte sind für mein Auge das Angenehmste hier, und die unzählige Menge von Speichern von fünf, sechs bis sieben Stockwerken sind besser erhalten, als die ganze Stadt, in welcher bei Nacht keine Erleuchtung stattfindet, und wo man sich, mir nichts dir nichts, den Hals brechen kann, ohne daß Einer danach fragt. Das Fahren ist eben so schlimm, weil man sich zwar die Beine conservirt, aber die Schultern und Rippen einstößt und rasendes Geld dafür bezahlen muß. Seit vorgestern früh regnete es unaufhörlich, aber die Straßen sind rein gehalten, und man kann dessenungeachtet in Schuhen gehen. Das Wetter ist nicht kalt und die hiesige Luft bekommt mir wohl." — Acht Tage später lautet seine meteorologische Beobachtung nicht mehr so freundlich: „das Wetter ist sehr wunderlich, die Natur scheint das Wechselfieber zu haben, wie hier die Menschen. Einen Tag ist der herrlichste Sonnenschein von der Welt und den Tag darauf regnet es, als wenn der Himmel auf die Erde kommen wollte."

Gleich bei seinem ersten Ausgange in Königsberg hatte Zelter auf der Straße den General-Chirurgus Görke getroffen. Von ihm erfuhr er: die Königin habe das Fieber, doch wisse sie schon, daß er herkomme. Sie habe es ihm (Görke) gesagt, daran knüpfte Zelter die Hoffnung, sie doch zu sprechen. In einer Abendgesellschaft beim Kronprinzen am 24. Juli fand er die Prinzessin Wilhelm. Sie sagte ihm: die Königin freue sich darauf, ihn zu sprechen; sie sei aber noch krank und könne also Niemand sehen.

Am 30. Juli hörte er freudig aus dem Munde des Kronprinzen: er (Zelter) könne alle Tage um zwölf Uhr zur Königin kommen. „Ich war (schreibt er) so eben von der Ober-Hofmeisterin Gräfin von Voß gekommen, durch welche diese Sache ordentlicher Weise gehen muß, und hatte ihr meinen Wunsch eröffnet, meine Königin zu sprechen. Sie war sehr verbindlich und munter und vertraute mir ihre große Sehnsucht nach dem schönen Berlin, und daß sie den ersten Augenblick segnen werde, wieder in ihre alte Wohnung einzuziehen. Beim General-Lieutenant von Köckeritz war ich vorher gewesen, der mich dem Könige melden will."

Am 3. August wohnte Zelter dem Gottesdienste bei, der Vormittags in der mit Blumen bekränzten Schloßkirche zur Feier des Geburtsfestes des Königs gehalten wurde. Die Kirchenmusik schildert er als sehr feierlich und erhebend. Dagegen die Predigt Borowskys über des Paulus Worte an die Epheser: „Seid voll Geistes," dünkte ihm zu lang; „aber sein (Borowskys) Gebet nach der Predigt war sehr rührend und herrlich, indem er den Geist auf den König herabrief und Gott bat um dessen Erhaltung und Erhebung im Guten."

Der König wollte seinen Geburtstag in Medenau, auf dem Gute eines Königsberger Kaufmanns, drei Meilen von der Stadt, in der Stille feiern. Aber (schreibt Zelter) „das Wetter und der Weg waren so unanständig schlecht, daß sie vier Stunden haben fahren müssen, um nach Medenau zu kommen. Vier Stunden von da zurück — also sind sie nur drei Stunden im Zimmer gewesen, und acht Stunden haben sie auf der Landstraße zugebracht. Die Königin, welche sich sehr schwach befindet, hat sich dort niedergelegt, und bei der Zurückkunft hat der Wagen, in dem die königlichen Kinder (die elfjährige Prinzessin Charlotte und ihre sechsjährige Schwester Alexandrine) gesessen, umgeworfen in der Finsterniß der Nacht. Niemand hat glücklicher Weise Schaden genommen; nur die Königin befindet sich sehr schwach, da sie seit Kurzem erst das Fieber verloren hat und ihren Mann begleiten wollte. So liegt sie nun wieder, und ich werde sie nun wahrscheinlich gar nicht zu sprechen kriegen. Indessen werde ich mich

genau bei Hufeland und Görke nach ihrem Befinden befragen, und sobald das Wetter günstig und sie nur einigermaßen sprechbar ist, werde ich ohne weitere Umstände hingehen und mich melden lassen, wenn die Gräfin Voß nicht zu mir schickt." Am 8. August schreibt er: „Gestern ist mir ein fataler Streich geschehen. Die Königin hat drei Mal zu mir geschickt. Ich bin auch während der Zeit nach Hause gekommen, aber die Wirthsleute haben vergessen, es mir zu sagen. Darüber bin ich in die Comödie gegangen, wo ich es vom Obrist Krusemark erst erfuhr, als es zu spät war. Um dies auf der Stelle wieder gut zu machen, bin ich heut Mittag mit Hufeland hinaus auf die Hufe gefahren, wo ich zwei Stunden sehr angenehm bei der Königin zugebracht habe. Sie empfing mich mit großer Huld und fragte sogleich nach der Singakademie: wie stark diese jetzt sei? Ob der französische Kaiser sie gehört habe? Ob Tine Voitus noch erste Sängerin sei? Ob der Professor Hartung noch den starken Baß singe? Und hundert solche Dinge. Dann kam der König unvermuthet im blauen Ueberrock und Mütze. Die Königin erzählte ihm nun Alles, was ich auf ihre Fragen bereits geantwortet hatte; dann frug der König: was mich nach Königsberg geführt hätte? Ich antwortete, daß theils Privatgeschäfte, theils das Verlangen, meinen König zu sehen, mir die Reise eingegeben hätten, und ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich bei meiner Zurückkunft meinen Mitbürgern die gewisse Nachricht von der baldigen Ankunft ihres Königs bringen könnte. Ich könne auf Treue und Glauben versichern, daß jeder treue Unterthan sich nach dieser Heimkehr sehne und sein Glück davon erhoffe. „Hat sich noch nicht thun lassen," sagte er, „Hindernisse gehabt — wäre selber gern gekommen, wenn auch welche wären, die mich nicht gern sähen." Ich sagte darauf, daß ich an seiner Stelle schon würde gekommen sein, da die Franzosen noch in der Stadt gewesen wären. Habe es doch die Prinzessin von Oranien, seine Schwester, gewagt, ohne Erlaubniß in ihr Haus zurückzukehren; ich möchte doch sehen, wer ihm unter den Seinigen auch nur ein Haar hätte krümmen wollen. Berlin sei voll von Bürgern, die nur ihren König zu sehen

brauchten, um ihm Gut und Blut zu Füßen zu legen, und die Schwachen stark zu machen, dazu fehle es nicht an Mitteln. Treu müsse ein Jeder sein, dafür müßten Alle sorgen. — „Freut mich,“ sagte er, „komme auch gern; wird so lange nicht mehr dauern; Alle grüßen, die mich lieb haben.“ Bis hieher hatte er seine Mütze unter dem Arme gehalten — es war unter einem Zelte vor dem Hause, wo ich diese Unterredung hatte — und nun ging er in den Garten und setzte seine Mütze auf. Die Königin befahl mir, mich neben ihr auf einen Stuhl zu setzen, und nun sprachen wir über mancherlei Sachen, bis es zwei Uhr schlug und man zur Tafel ging. Die Königin entließ mich mit den Worten: sie hoffe, mich noch vor meiner Abreise zu sehen, und so setzte ich mich in meinen Wagen und fuhr nach der Stadt mit einem Schimmel und einem Fuchs.“

Am 14. August Abends sah Zelter die Königin noch einmal in einer Gesellschaft beim Kronprinzen: „die Königin erschien unendlich graziös, und nachdem sie ausgeruht, ihre Kinder und den Hof begrüßt, ging sie umher und kam auf diese Weise auch an mich. Sie frug mich, ob ich gute Nachrichten von den Meinigen hätte, welches ich bejahen konnte. Ich sagte, daß meine Kinder am 3. August alle meine Fenster in meinen Häusern mit Lichtern und Blumen geziert hätten, und daß meine Schwester dabei das Regiment führe. Als ich ihr endlich noch sagte, daß ich gegen vierzig Fenster nach der Straße zu hätte, da wunderte sie sich und sagte: „Das muß wohl eine Menge Geld kosten.“ — „Wo ein Lichtzieher ist, Ihro Majestät,“ erwiderte ich, „hat man solche Sachen am wohlfeilsten, aber die Frauen im Hause wissen die Sachen auch schon so einzurichten, daß das Haus erhalten und der Name des Königs nach Würde und Ehre verherrlicht werde, und der Hausvater giebt gern in der festen Hoffnung: Gott werde seinen König und ihn nicht verlassen!“ — Nun trat der König heran und fragte: wie mir's in Königsberg gefiele; ich antwortete: „Es gefalle mir überall am besten, wo mein König wäre, so dächten alle Berliner, denen es natürlich auch in Berlin nicht eher wieder gefallen würde, bis sie ihren Landesvater wieder unter

sich wüßten.“ Der König schien diese Art zu reden nicht ungnädig aufzunehmen und sprach noch Manches; dann ging die Musik an. Kapellmeister Himmel spielte erst eine Sonate, dann ward eine italienische Arie gesungen, und darauf folgte eine Composition von mir: die Gunst des Augenblicks, worin Gern (er gastirte damals in Königsberg) seine tiefe Baßstimme recht auslegen konnte. Das Gedicht ist von Schiller, und wie Gern die Worte sang:

Aus den Wolken muß es fallen,
Aus der Götter Schooß das Glück;
Doch der mächtigste von allen
Herrschern ist der Augenblick —

da konnte ich eine tiefe Wirkung dieser herrlichen Worte wahrnehmen. Nach der Musik kam die Königin an mich heran, nannte das Gedicht herrlich und meine Composition schön. Auch der König kam wieder und fragte: ob ich diese Composition jetzt gemacht hätte; ich sagte: ich hätte sie in den ersten angstvollen Tagen der letzten Zeiten zu meiner Erheiterung und Stärkung in Berlin componirt, weil ich aus der Erfahrung wisse, daß thätige Beschäftigung das einzige und beste Mittel sei, große Unglücksfälle, an welchen mein Leben reich sei, männlich zu ertragen.“

Nach dem Hofconcert wurde im Garten zu Abend gespeist. Nach elf Uhr erhob sich die Königin von der Tafel: die Gesellschaft bildete eine Gasse, durch welche sie aus dem Garten ins Haus ging. Zelter sprach sie in Königsberg nicht mehr. „Die gute Königin (schreibt er am 10. September) hat vorgestern ihr kaltes Fieber bekommen, und diese Nacht hat man sie von den Hufen nach der Stadt bringen müssen, wahrscheinlich, weil man fürchtete, daß ihre Entbindung erfolgen könnte. Morgen Vormittag werde ich ihr meine Abschieds-Visite machen; vielleicht kann ich sie zu sprechen bekommen.“ — Am 11. September (zwei Tage vor seiner Abreise von Königsberg) berichtet er: „Die Königin habe ich nicht gesprochen; sie lag noch im Bette, aber das Fieber ist ausgeblieben. Sie hat mir eben durch die Gräfin Voß sagen lassen, daß ich Alle freundlich grüßen soll, die ihr wohlwollen,

und ihnen versichern, daß sie Alles thue, um nach Berlin zu kommen."

So Zelter in seinen gerade heraus geschriebenen, darum desto glaubwürdigeren Reisebriefen aus Königsberg, wo er vom 22. Juli bis 13. September 1809, also fast zwei Monate lang verweilte. Alle Berliner dort, wie er bemerkte, sehnten sich ohne Ausnahme nach Berlin. Der König allein schien seine wichtigen Gründe zu haben, vor der Hand noch dort zu bleiben. —

Der Erbprinz Georg von Mecklenburg-Strelitz, vom 2. Juni bis in den September hinein zum Besuche in Königsberg bei seiner Schwester und seinem Schwager, hat im Rückblicke auf jenen Sommer über die Königin geschrieben: „Es nagte ein Wurm an dieser sonst so schönen Pflanze. Wie eine Verklärte sah sie aus. Ein Trost war der unglücklichen Preußischen Familie geblieben, der Friede mit Gott und der Welt, aber auf einem Dornenlager." — Nach des Bruders Heimkehr nach Strelitz erfreute die Königin sich am 29. September der Ankunft ihrer Schwester Friederike, Prinzessin von Solms-Braunfels. Fünf Tage darauf (4. Oktober) wurde Luise von einem Sohne entbunden. Schon vorher kränkelnd, blieb sie nach diesem Wochenbette lange leidend. Der neugeborene Prinz wurde am 8. November auf den Namen des Markgrafen Albrecht getauft. Doch der taufende Geistliche war in seiner Einleitung zu dem Sakramente nicht so erbauend, wie der in der Kraft des Glaubens predigende Wenzky. Die Taufrede schien ein Erguß der damaligen seichten Aufklärerei zu sein. Der Geistliche sprach nicht von einem durch Gott den Sohn in den Bund mit Gott dem Vater aufzunehmenden Taufkinde, sondern nur von dem gegenwärtigen „jungen Menschenwesen"; er deutete die Taufe nicht im Geiste des Evangeliums, sondern nach seiner flachen rationalistischen Ansicht nur als „eine Einweihung in das Dasein." Die Königin betrübte sich in der Seele über diese zu jener Zeit noch für aufgeklärt geltende Entheiligung des Sakramentes. Zur Beruhigung ihres gläubigen Mutterherzens ließ sie sich aus den evangelischen Bekenntnissen erklären: daß des Taufenden Würdigkeit oder Meinung nichts zu

der Taufe thue, daß die Kraft des Sakramentes ausgehe von dem starken Gott, der es eingesetzt, nicht aber von dem schwachen Menschen, der es verrichte. Doch wurde ihr das eine neue Mahnung, nicht müde zu werden in ihrem Wirken für die religiöse Erhebung des Volkes. „Weil wir abgefallen, darum sind wir gesunken!“ Das wurde ihr immer klarer, und in ihrem lebendigen Gefühle Gottes wurde sie die still waltende und wartende Gärtnerin jedes edlen Keimes, jeder auf die treibende Kraft des frischerweckten Glaubens hindeutenden Saatspitze.

So besuchte sie am 7. Dezember, acht Tage vor ihrer Abreise nach Berlin das von Zeller im Sinne Pestalozzis neu gestaltete Königsberger Waisenhaus, worin gewählte Geistliche und Lehrer in Lehrgängen unterrichtet wurden. Mit der Königin kam ihr Gemahl und die ganze königliche Familie. Zwei Stunden waren zur Besichtigung der Anstalt bestimmt. Aus den zwei Stunden wurden mehr als vier, und Luise nahm das Gefühl mit: hier sei einer der Grundsteine zur Erbauung einer bessern Zukunft gelegt. Der König erklärte sich nun öffentlich für die Sache. Er ordnete Alles zu ihrer Förderung an und machte das, was er so lange auf Treu und Glauben geduldet hatte, zu seiner eigenen Angelegenheit. Er beförderte Zeller zum Ober-Schulrath. Die Königin ließ den damals mit Wahrnehmung des öffentlichen Unterrichts betrauten Staatsrath Nicolovius rufen. Sie sagte ihm Lob und Dank dafür, daß er das Werk Pestalozzis mit so viel Eifer und Liebe gefördert habe. Hatte doch das Unternehmen klein angefangen und durch viele böse Gerüchte gehen müssen. Aber Nicolovius trieb es mit heiterer Zuversicht, und diese ließ ihn, bei allem Widerspruch und aller Kälte Anderer, nicht zu Schanden werden. Bald war das Werk gewachsen, und selbst die Laien befreundeten sich mehr und mehr mit dem Gedanken einer Verbesserung der Volksschulen und ihres Segens für das gesammte Vaterland. Männer, die mit dem König und Scharnhorst an der Reorganisation des preußischen Kriegsheeres arbeiteten, erkannten hier den Zusammenhang einer guten Volksschulzucht mit der militärischen Disciplin.

Pestalozzi, der schlichte, freie Schweizer, der „das Volk liebte, weil er Gott fürchtete, und der den Bettelkindern Vater wurde um des Sohnes Gottes willen" — Pestalozzi fühlte sich begeistert in dem Gedanken, daß seinem Werke auf das Anklopfen der Königin das Thor der Zukunft durch den König aufgethan ward. Er schrieb an den ihm innig befreundeten Nicolovius: „Mein Vater im Himmel, der mein Werk rettet, hat es jetzt auch dem Herzen Deines Königs nahe gebracht. Ich hoffte mein Leben hindurch auf einen König, dem die Kraft des Menschenherzens gegeben wäre, aus der das Heil der Menschen kommt. Ich fand ihn nicht. Seine Zeit war noch nicht da, jetzt ist sie gekommen. Du hast ihn gefunden, er hat Dich gefunden, und Du machst jetzt, daß auch ich ihn finde und ihm nicht mit eitlem Worte, sondern mit der Thatsache beweise, was die Kraft eines festen Willens selbst in der tiefsten Niedrigkeit einem armen Manne möglich gemacht hat. Er warf sein Auge auf mich, weil ihm Gott fühlen gemacht, was ein König mit diesem Willen vermag. Du bist ihm jetzt persönlich nahe. Dein Loos ist Dir an einem schönen Orte gefallen. Mag es mit Dornen bestreuet sein; Du verehrst den ewigen König, der eine Dornenkrone trug, und der, dem Du auf Erden dienest, trägt auch eine solche. Ich träume mir jetzt Friedrich Wilhelm als den Helden der Liebe, den das Menschengeschlecht gegen die einseitige Heldenkraft des Schwertes heute mehr, als je bedarf."

In einem andern Briefe an Nicolovius schreibt Pestalozzi: „Durch die Gnade Deines Königs, mir einige junge Leute auf drei Jahre zu senden, fühle ich mich in einer Lage, die ich mein Leben hindurch suchte, aber nicht zu erreichen glaubte: nämlich die richtigen Grundsätze vom Staat aus organisirt oder wenigstens vorbereitet sehen. Der Gedanke, mein Scherflein hierzu beitragen zu können, versetzt mich in eine neue Welt, in deren Träumen der Anschauung ich beinahe vergesse, daß ich alt bin und bald sterben muß. — O Freund, und Ihr Edlen Alle, die Ihr neben ihm am wichtigsten Ruder des Staates, an der Bildung der Bürger in einem edlen und hohen Sinne arbeitet, Gott hat Euch

zum Salz der Erde und zum Sauerteig gemacht, der, so klein er an sich ist, die ganze Masse des ungesalzenen und schmacklosen Zeit- und Regierungs-Einflusses auf die Menschenbildung göttlich durchsäuert. Die Erde bedarf der göttlichen Hülfe eines neuen Salzes, und Freunde, Ihr strebet, bin ich überzeugt, ihr göttlich zu helfen; Ihr erkennt, Ihr könnt nur dadurch menschlich helfen, wenn Ihr göttlich zu helfen im Stande seid."

Der König sprach es offen aus, daß er gesonnen sei, das Wohl und Gedeihen seiner Länder hauptsächlich auf die sorgfältig geleitete Entwickelung der geistigen Kräfte zu gründen. Der oberste, schöpferische Gedanke dabei war, wie Stein ihn ausgesprochen hat: „einen sittlichen, religiösen, vaterländischen Geist in der Nation zu heben, ihr wieder Muth, Selbstvertrauen, Bereitwilligkeit zu jedem Opfer für Unabhängigkeit von Fremden und Nationalsinn einzuflößen."

Und die Königin Luise (das bekundet ein mit den Verhältnissen Vertrauter) war die belebende und anregende Seele dessen, was auf dem Felde der wissenschaftlichen und der religiös-sittlichen Volksbildung gefruchtet hat. Als Friedrich Wilhelm III. zu seiner Ruhe „an der Seite der Heißbeweinten" einging, da standen 6 Universitäten, 120 Gymnasien, eine noch größere Zahl Real- und höhere Bürgerschulen in voller Wirksamkeit. Der sechste Mensch in Preußen war ein Schulkind.

Freilich verstand die Königin den Geist, in dem Pestalozzi lebte und wirkte, anders als so viele seiner sich so nennenden Nachfolger. Sie kannte Pestalozzis Wort: „daß die Freiheit tausend Wunder wirke, die Religion aber im Stillen tausendmal tausend!" Und Friedrich Wilhelm IV., der als Kronprinz Pestalozzi sprach, schildert ihn ohne Zweifel im Einklange mit der Mutter, indem er von ihm sagt: „Der Geist, in dem Pestalozzi lebte und wirkte, war der des sittlichen Ernstes, der Demuth, der selbstverleugnenden Liebe, dieser christlichen Tugenden, welche er, von einem Höheren getrieben, sein ganzes Leben hindurch übte, wenn gleich ihm die klare Erkenntniß der Quelle, aus welcher er die Kraft schöpfte, erst in späteren Jahren aufging. Denn aus seinem

eigenen Munde vernahm ich von ihm das Bekenntniß, daß er im Christenthum allein die Beruhigung für seine letzten Lebenstage gefunden habe, die er früher auf falschem Wege vergeblich gesucht."

Der greise Scheffner weinte Freudenthränen, als er von dem Eindrucke hörte, den der Besuch des Waisenhauses auf die Königin bewirkt hatte. Er sah sich durch eine schwere Krankheit verhindert, der von Königsberg scheidenden Königin Lebewohl zu sagen. Sie gedachte seiner in Berlin. Der Minister Schrötter schrieb von dort an Scheffner: „Ich soll Sie grüßen von einer der schönsten Frauen unter den Frauen, und von welcher! Die nicht mehr und nicht weniger als eine Königin der Frauen, ja die Königin selbst ist. „Haben Sie denn keine Nachricht vom guten Scheffner?" fragte sie. — „Er ist in der vollkommensten Besserung, Ew. Majestät; er hat es mir selbst geschrieben." — „Nun das freut mich," war die lebhafte Antwort. „Grüßen Sie ihn doch vielmal und sagen Sie ihm, daß es mir nahe gegangen, daß ich nicht habe Abschied von ihm nehmen können."

In seinem Abschiedsschreiben an die Königin sagt Scheffner: „Der Hoffnung, Ew. Königliche Majestät wiederzusehen, muß ich leider meines Alters wegen entsagen; allein so lang ich noch lebe, werd' ich Sie im Geist und in der Wahrheit sehen. — Bekannt mit E. K. M. sehr unnöthigem Mißtrauen in Ihre eigenen Kräfte bin ich so dreist, Ihnen ein paar Männer für solche Zweifelsmomente zu empfehlen: die Staatsräthe Nicolovius (höchst bieder, behutsam, edel, fest und von vorzüglicher ästhetischer Cultur) und Süwern (hochgesinnt, brav, etwas eigen, in Geschichte und Literatur höchst kenntnißreich). Beide werden Ihnen über alles Wissens- und Thunwürdige unumwundene Auskunft geben. Das Bildungswesen überhaupt aber wird einen besonderen Schwung und Nachdruck erhalten, wenn E. K. M. Geist den Rathsworten den lebendig machenden Athem einhaucht."

Scheffner, damals im vierundsiebzigsten Lebensjahre, ahnte nicht, daß die Königin vor ihm und in so kurzer Zeit sterben sollte.

Zwölftes Kapitel.

Die Heimkehr nach Berlin.

Schon in den ersten Augusttagen 1809 hatte die Königin an ihre Schwester Friederike geschrieben: „Erlaubt es meine Gesundheit, so gehen wir den 12. nach Pillau. Ginge es doch nach Berlin! Dahin, dahin möcht' ich jetzt ziehn; es ist ordentlich ein Heimweh, was mich dahin treibt und nach meinem Charlottenburg." — Jetzt, da endlich ihre und des Königs Abreise nach Berlin auf den 15. Dezember festgesetzt war, schien sie die Heimkehr eben so zu fürchten wie zu ersehnen. Warum? Davon konnte sie sich selber keine Rechenschaft geben. „So werde ich denn bald wieder in Berlin sein," schrieb sie, „und zurückgegeben so vielen treuen Herzen, welche mich lieben und achten. Mir wird es bei dem Gedanken ganz beklommen vor Freude, und ich vergieße so viele Thränen hier, wenn ich daran denke, daß ich Alles auf dem nämlichen Platz finde und doch Alles so ganz anders ist, daß ich nicht begreife, wie es dort werden wird. — Schwarze Ahnungen ängstigen mich; immer möchte ich allein hinter meinem Schirmleuchter sitzen, mich meinen Gedanken überlassen: ich hoffe, es soll anders werden."

Ihre und des Königs Abreise von Königsberg ging, wie es vorher bestimmt war, am 15. Dezember vor sich. Vor sechzehn Jahren hatte Luise ebenfalls an einem 15. Dezember ihre Brautfahrt von Darmstadt aus nach Berlin angetreten! — Ein Gnadenbote eilte dem schwer geprüften Königs-Paare jetzt voraus: Friedrich Wilhelm III. hatte sechs Tage vor der Abreise eine

Cabinets-Ordre an das Kammergericht zu Berlin ergehen lassen, alle zur Einsperrung von sechs Monaten und darunter verurtheilten Gefangenen am Tage seiner Ankunft zu Berlin in Freiheit zu setzen, eben so alle wegen härterer Vergehungen Eingekerkerten, welche ihre Gefängnißstrafe bis auf sechs Monate und darunter abgebüßt hatten.

Auf der fast achtzig Meilen und acht Tage langen Fahrt von Königsberg bis Berlin sahen Friedrich Wilhelm III. und Luise sich aller Orten von ihrem Volke mit hellen Freuden- und Ehrenzeichen begrüßt. Am 21. Dezember Vormittags fuhren sie Beide im offenen Wagen in Stargard ein: da bemerkt der König einen greisen, aber noch rüstigen Mann in preußischer Admiralitäts-Uniform, der auf der hohen Vortreppe eines Hauses aus der Menge hervorragt. „Ob das nicht der alte Nettelbeck?“ sagt der König zu seiner neben ihm sitzenden Gemahlin. — Er war es richtig, jener treue Bürger von Colberg, der die unbezwungene Festung dort unter Gneisenau herzhaft mit vertheidigt hatte. Der jetzt 71 Jahre alte Nettelbeck war, um die Majestäten zu sehen, mit seinem gleichgesinnten Freunde, dem Kaufmann Göldel, vorgestern in der stockdunklen Winternacht von Colberg aufgebrochen und heute früh in Stargard angelangt, nur noch mit Mühe unterkommend in der überfüllten Stadt. Beim Einzug der Majestäten erschien er in der Admiralitäts-Uniform, die zu tragen der König dem alten Seemann vergönnt hatte, und geschmückt mit der ihm verliehenen goldenen Verdienst-Medaille. Daran erkannte ihn Friedrich Wilhelm III. im langsamen Vorüberfahren.

Hier in Stargard hielten die Majestäten einen Rasttag. Der Flügel-Adjutant von Borstell, ein Bekannter Nettelbecks von Colberg her, führte ihn und seinen Reisegefährten Göldel in des Königs Audienz-Zimmer. Da unter den hohen Offizieren sah Nettelbeck auch den General von Blücher. Der König trat mit der Königin ein und ließ sich die Anwesenden nach einander vorstellen. Als die Reihe an Nettelbeck und dessen Begleiter kam, sagte der König mit freundlichem Zuneigen: „Die Colberger sind mir willkommen.“ Nettelbeck sagte Seiner Majestät Dank für die der Stadt Colberg

erlassene Kriegssteuer; er schloß mit den warmen Worten: „Wir haben dafür kein anderes Opfer, als die abermalige Versicherung unserer unerschütterlichen Treue, und das nicht allein für uns, nein, auch für unsere Nachkommen. Stets bleibe es ihnen ins Herz geschrieben: Liebt Gott und euren König und seid getreu dem Vaterlande!" — Der König, den Blick bald auf die beiden vor ihm stehenden Colberger Bürger, bald auf die glänzende Versammlung richtend, erwiderte: „Colberg hat sich bereits im siebenjährigen Kriege treu gehalten, hat sich dadurch meines Großoheims Liebe erworben. Hätte Jeder so seine Pflicht gethan, es wäre nicht so unglücklich gegangen." Er sprach noch eine Weile mit Nettelbeck. Angefeuert durch des Königs Huld, schlug der greise Seemann mit der Hand aufs Herz und rief aus: „Verflucht sei, wer seinem Könige und seinem Vaterlande nicht treu ist!" — „Das ist recht! Das ist brav!" antwortete ihm der König, reichte ihm die Hand und hieß dann die Colberger ihre braven Mitbürger grüßen, hinzufügend: „Haltet stets auf Religion und Moralität." Als darauf die Beiden zurücktraten, befahl ihnen der König: „Sie bleiben noch hier," und kam nachher wieder auf sie zu, diesmal mit der Königin. Sie hatte bisher mit andern Anwesenden gesprochen, namentlich mit der Prinzessin Elisabeth, die aus Stettin zur Begrüßung der Majestäten nach Stargard gekommen war, und mit dem General von Blücher. Jetzt wendete Luise sich zu Nettelbeck, ihn anredend: „Wir haben uns heute schon gesehen." — „Nicht wahr?" fiel der König ein. „Ich hatte doch recht gerathen." Sie äußerte nun lebhaft: wie sehr es sie freue, den treuen Patrioten kennen zu lernen; Gneisenau habe ihr viel Gutes von ihm erzählt. Und Nettelbeck wußte, daß seine Königin sprach, wie es ihr um das Herz war. Bewahrte er doch wie ein Kleinod einen Brief von Gneisenau, worin ihm dieser im Herbste 1807 aus Memel geschrieben hatte: „Die Königin war neulich bis zu Thränen gerührt, als sie die Antwort der (Colberger) Bürger-Repräsentanten an mich in der Hamburger Zeitung las."

Nach dieser Audienz kehrten die beiden Colberger fröhlich in ihren Gasthof zurück. Der alte Nettelbeck summte unterwegs ein

holländisches Matrosenliedchen über das andere. Es war das so seine Seemanns-Art in vergnügter Stimmung. Etwa eine Stunde darauf kommt ein Page mit der Einladung zur königlichen Tafel. Er hat die Beiden erst vergebens in der von Fremden wimmelnden Stadt gesucht und sie nur mit Hülfe der Polizei können ausfindig machen. Gölckel ist inzwischen ausgegangen und in der Kürze nicht mehr herbei zu schaffen. So erscheint Nettelbeck allein zur königlichen Tafel. Ein Kammerherr führt ihn zu seinem Sitze zwischen dem Major von Pirch (dem Gouverneur des Prinzen Wilhelm) und dem General-Chirurgus Görke. Nach Tische erwartete den alten Seemann noch eine besondere Ueberraschung. Nettelbeck beschreibt das in seiner Selbstbiographie: „Nach aufgehobener Tafel machte ich, wie ich die Andern thun sah, dem königlichen Paare das stumme Zeichen meiner Verehrung und war im Begriff, gleich Jenen mich zu entfernen, als der König mich noch bleiben hieß und dann der Königin einen Wink gab. Hierauf kam dieselbe herbei und führte mich in ein besonderes Nebengemach, wo ich mich nun ohne Zeugen dem hohen Paare gegenüber gestellt fand. Beide thaten eine Reihe von Fragen an mich, die ich nach bestem Vermögen beantwortete. Als etwa nach einer halben Stunde eine kleine Stockung in dem Gespräche entstand, und ich dem Könige so recht zuversichtlich in die Augen sah, befiel mich plötzlich eine über Alles schmerzliche Empfindung. „Gott!" dachte ich, „wie unglücklich ist doch mein König!" Und unwillkürlich erhoben sich meine Blicke, meine gefalteten Hände gen Himmel. Mein Athem stockte. Da legte mir der König seine Hand auf die Schulter und fragte mit unendlicher Güte: „Haben Sie noch etwas auf dem Herzen?" Denn aus meinem seltsamen Benehmen mochte er schließen, daß ich vielleicht noch etwas zu erbitten wünschte. Nun brachen meine Gedanken in Worte aus: „Ach, wenn ich Ew. Majestät und meine gute Königin jetzt so vor mir sehe und bedenke das Unglück, das Sie noch immer so schwer zu tragen haben: dann ist mir's, als müßte mir das Herz aus dem Leibe entfallen. Gott erhalte Ew. Majestäten und gebe Ihnen Kraft und Stärke, daß Sie diese harte Schicksalsprüfung bald und

glücklich überstehen mögen.“ Bei diesen meinen Worten senkte der König sein Haupt auf die Brust, und die hellen Thränen entfielen seinen Augen; die Königin aber streichelte ihm still die Wangen und weinte auch. Dieser erschütternde Anblick lockte auch mir die Zähren in die alten Augen, mein Herz ward immer weiter, und ich sprach zu der hohen, herrlichen Frau: „Ja, Gott erhalte auch Sie, meine gute Königin, zum Troste meines Königs; denn ohne Sie wäre er schon vergangen in seinem Unglück.“ — Dann drückte ich Ihren Majestäten meinen Dank aus für so viel erwiesene Gnade. Noch im Abgehen rief der König mir nach: „Halten Sie bei Ihrer guten Bürgerschaft auf Sitte und gute Ordnung!“ — Und mit der Antwort: „Daran soll es wahrlich nicht mangeln,“ schied ich von dannen.“

So Nettelbeck selber über sein kurzes, aber glückseliges Leben am Hofe. Freilich in ein längeres, meint er, hätte der alte Seemann sich auch schlecht zu schicken gewußt. —

Der König und die Königin gelangten auf ihrer Weiterreise am 22. Dezember bis Freienwalde an der Oder. Am Dammhause kam ihnen ein Fackelzug mit Sang und Klang entgegen. Es waren die Knappen des dortigen, dem Militär-Waisenhause in Potsdam gehörigen Alaun-Bergwerkes. Des Steigers Töchterlein, in der Tracht eines Bergknappen, begrüßte die Majestäten: „Glückauf, gnädigstes Königs-Paar! Wir Freienwalder Bergknappen heißen Eure Königlichen Majestäten in der Kurmark herzlich Willkommen und bitten um die Erlaubniß, nach altem Brauch und Sitte und nach unserer Väter Weise ein Liedlein singen zu dürfen.“

Das angestimmte Lied, von dem kleinen Bergknappen auf schwarzsammtenem, goldgesticktem Kissen überreicht, lautete:

Glückauf! Verfahren ist die Schicht,
Und bei des Christtags holdem Licht
Sehn wir den König wieder!
Wie Jener kommt er uns von Gott,
Uns glänzt ein schönes Morgenroth,
Ihm jauchzen unsere Lieder.

Dort sangen Hirten in der Nacht,
Hier singen Bergleut' ohne Pracht
Und kunstlos ihre Lieder.
Gelobt sei Gott! Dies Lied ist wahr,
Wie dort das Lied der Engelschaar,
Wir sehn den König wieder.

Unter den Klängen dieses weihnachtlichen Liedes und im lichten Schein der von den Bergleuten getragenen Fackeln fuhren der König und die Königin durch den winterlichen Abend nach dem Schlosse in Freienwalde, ihrem letzten Nachtquartiere vor Berlin.

Hier in dem von ihr erbauten stillen Schlosse hatte des Königs Mutter, die Gemahlin Friedrich Wilhelms II., ihren Wittwensitz gehabt. Nun stand es leer seit ihrem Todesjahre 1805. Das treuherzige Lied der Bergsänger draußen hallte noch herein, als Luise mit ihrem Gemahl das Schloß betrat. Es heimelte sie traulich an in seiner wohlbekannten einfachen Behaglichkeit. Sie gedachte in ernster Stimmung jener frühern frohen Stunden, als sie manchmal hier mit dem König und ihren ältesten Kindern zum Besuche bei der Großmutter gewesen war. Alles stand hier noch auf seiner alten Stelle, Alles schien noch ganz so, wie sie es vor nun bald fünf Jahren zum letzten Mal gesehen hatte. Und doch — wie ganz anders stand es um das Königshaus, um das Königreich!

Da war es wieder ein munterer Einfall des jugendfrohen Kronprinzen, der plötzlich die umwölkte Stirn der Mutter aufhellen sollte. Er hatte sich bei dem Schloß-Kastellan nach dem Befinden „seines lieben alten Leierkastens" erkundigt, auf dem er, der Kronprinz, früher gar oft zum Ergötzen der Großmama unten im Schloßhofe „Hofconcert" gespielt. Die seitdem pausirende Vogelorgel mit der berühmten Papageno-Arie und andern neuen schönen Liedern ward unversehens aus dem Staube der Vergessenheit hervorgeholt, und auf einmal erklingen draußen im Gange die alten, etwas verstimmten Töne der bekannten Melodie. Der König fragt aufhorchend: was das sei. — „Das ist gewiß Fritz!" antwortet die Königin, sich gleich auf den ihm einst geschenkten

Leierkasten besinnend. Es fiel wie ein heiterer Accord in die wehmüthigen Molltöne ihrer Erinnerung.

Am andern Morgen (23. Dezember 1809, einem Sonnabend) hatten die Freienwalder Bergleute sich wieder mit klingendem Spiel vorm Schlosse aufgereiht. Freundlich grüßend und dankend fuhren die Majestäten durch die lebendige Gasse der Knappschaft: ein dreimaliges Glückauf gab ihnen das Geleite. Auf ihrer Weiterfahrt nach Berlin sahen sie von Werneuchen an, wo damals die Chaussee anfing, die Schlagbäume mit Tannengrün umwunden. Ein Frühlingsschein im Winter. An jedem der vier Chausseehäuser von Werneuchen bis Berlin stand zum Willkomm eine alterthümlich geformte Tafel und auf jeder dieser Tafeln als Inschrift ein Vers. Die vier Verse reimten sich nach einander zu dieser Strophe:

Willkommen auf gebahnten Wegen!
Vergessen sei der Trennung Schmerz —
Der Freude Ruf tönt Dir entgegen:
Für Dich schlägt jedes Brennen Herz.

Gegen Mittag erreichten der König und die Königin Weißensee, das nächste Dorf an Berlin vor dem Bernauer (nachher Neuen Königs-) Thore. Hier harrten ihrer die Abgeordneten der Berliner Bürgerschaft unter den mit Orangenblättern und Cedernadeln behangenen Bäumen vor einem festlich ausgeschmückten Landhause. Junge Mädchen, Rosenkränze im Haar, streuten den ankommenden Majestäten frische Blumen bis an das Haus, wo ein Frühmahl bereit stand. Der Königin überreichten sie dabei ein sinnbildliches Gemälde: „Der Schutzgeist Berlins, der aufgehenden Sonne die Arme entgegenstreckend.“ Sie weinte, als sie das die Allegorie deutende Gedicht las. Ahnte sie vielleicht, wie bald ihres Lebens Sonne untergehen sollte?

Nach der Tafel stieg der König zu Pferde. Für die Königin war ein prächtiger neuer Wagen vorgefahren, ein Ehrengeschenk der Berliner Bürgerschaft. Man wußte, sie hatte gerne Lilafarben: der viersitzige Wagen war daher mit silbergesticktem Lila-Sammet ausgeschlagen, eben so das ganze kostbare Geschirr mit

der Blüthenfarbe der blauen Schwertlilie verziert. Mit der Königin fuhren in diesem Wagen nach Berlin: ihre älteste Tochter, die damals elfjährige Prinzessin Charlotte, ihr dritter Sohn, der achtjährige Prinz Karl, ihre Nichte, die Prinzessin Friederike, und die Oberhofmeisterin Gräfin Voß. Ihre beiden ältesten Söhne, der Kronprinz und der Prinz Wilhelm, marschirten als Offiziere mit dem Garde-Regimente zu Fuß in Berlin ein.

Es war ein schöner Wintertag, (berichtet ein Augenzeuge dieses Einzuges) die Straßen Berlins gefüllt von Denen, welche ihren König und ihre Königin erwarteten. Das Militär und die Bürgergarde hatten vom Bernauer Thore bis zum Schlosse hin Spalier gezogen; ein frohes Volk jubelte in den Straßen umher. Zwischen zehn und elf Uhr Vormittags verkündeten Kanonenschüsse und das Läuten aller Glocken, daß Friedrich Wilhelm und Luise sich den Mauern Berlins näherten; hernach hörte man das tausendfach wiederholte Lebehoch des Volkes. Da kam er über die lange Brücke geritten, der vielgeprüfte Herrscher. Er trug die Uniform seiner Garde, einen Czacko auf dem Kopfe; er saß auf einem braunen Pferde; er dankte fortwährend den zuströmenden Grüßenden. Sein Gesicht drückte Nachdenken aus, sein Auge glänzte vor Rührung, wenn er sein getreues Volk anblickte. Die Königin, in dem neuen Wagen, folgte dem König, sie neigte sich freundlich dem ihr zujauchzenden Volke entgegen. Der König und die Seinen waren endlich wieder in Berlin, der Tag ihres Einzuges ein Festtag. Am Abend Erleuchtung der Stadt und allgemeine Zufriedenheit."

Als Luise jetzt unter dem Geläute der Kirchenglocken und den herzlichen Zurufen des Volkes vor des Königs Palais aus dem Wagen stieg, da kam ihr Vater der Herzog von Mecklenburg-Strelitz, der ersehnten Tochter entgegen. Umringt von ihren Kindern, küßte sie ihm mit kindlicher Ehrerbietung die Hand. Er schloß sie weinend in seine Arme. Auf die langen Leidenstage der Entfernung folgten die ernstfrohen Stunden des Wiedersehens. Die Anverwandten des Königshauses waren zu ihrem Empfang im Palais versammelt, unter ihnen des Königs Schwestern

Wilhelmine, Prinzessin von Oranien, und Auguste, Kurprinzessin von Hessen, auch des Königs Großoheim und Großtante, der Prinz und die Prinzessin Ferdinand, die greisen Eltern des damals noch in Saalfeld ruhenden Prinzen Louis.

Heim, der Leibarzt der Prinzessin Ferdinand, schrieb am 23. Dezember in sein Tagebuch: „Heute war die ganze Stadt in Bewegung. Gegen 2 Uhr Nachmittags kam endlich unser guter König mit der Königin nach einer Abwesenheit von drei Jahren und drei Monaten wieder hier an. Beim Kaufmann Nitze sah ich nebst meiner Familie den ganzen Einzug und das Strömen so vieler jubelnden Menschen mit an. Mir war das Weinen näher als die Freude. — Der König und die Königin speisten beim Prinzen Ferdinand. Als ich Abends dahin kam und auf dem Flur stand, kam die Königin an mir vorüber, gegen welche ich mich tief verbeugte. Sie war schon mehrere Schritte weiter gegangen, als sie mich erkannte, umkehrte und mir die Hand reichte, indem sie fragte: wie es mir ergangen sei. Gleich darauf kam auch der König, erkannte mich, gab mir die Hand und bezeigte sich sehr gnädig und freundlich gegen mich. Mir standen die Thränen in den Augen."

Ein anderer Augenzeuge, der Baron de la Motte Fouqué schreibt: „Nachdem wir nun endlich die verehrte königliche Familie wiederum in unserer Mitte sahen, ward es auch mir zu Theil, noch einmal des Anblicks unserer engelschönen Königin gewürdigt zu werden. Es war in Berlin, wo sie im Theater erschien, an der Seite ihres erhabenen Gemahls, auf den sie mehrmals im Gespräch die himmelblauen Augen mit unaussprechlich rührendem Ausdruck richtete. Ob vielleicht in ihrer holden Seele die Ahnung webte: sie werde nicht lange mehr des schwer geprüften Helden tröstende Geleiterin sein? — Eins weiß ich. Als sie, nach zu jener Zeit üblicher Sitte, beim Fortgehen die Versammlung mit gnädiger Neigung begrüßte, empfand ich tief und sprach es auch auf dem Heimwege durch die dunklen Straßen zu meinem Freunde aus: „Wohl hab' ich mitunter gemeint, wir Preußen könnten ruhig unser Kriegsunglück ertragen, uns nun im Frieden wenden

auf Kunst und Wissenschaft, etwa wie es der große Friedrich sich vorgenommen haben soll, wenn die Schlacht bei Mollwitz verloren gegangen wäre für ihn. Aber jetzt nicht also! Jene engelklaren Augen wurden mit Thränen getrübt durch Bonaparte. Geweint haben sie um unsern Dank. Wir müssen kämpfen und sie freudig leuchten sehen um unsere Siege! — Ach, so gut sollte es uns nicht werden! Noch eh' uns die Tage des Errettungs-Krieges aufgingen, ward die Königin Luise abgerufen aus dieser leidenvollen Welt in die ewige Herrlichkeit." —

Der Magistrat hatte den Wunsch ausgesprochen: Ihre Majestäten möchten den Berlinern die Freude machen, am Tage (Sonntage) nach dem Einzuge zu der vorbereiteten Festoper im Theater zu erscheinen. „Mein erster Gang in Berlin ist in die Kirche," antwortete der König. Er folgte mit der Königin Sonntags dem Glockenrufe nach dem Dome zu dem Dankgottesdienste, der hier wie in allen Kirchen der Hauptstadt gehalten wurde. Erst am Montag (25. Dezember), Abends sechs Uhr erschienen beide Majestäten im Opernhaus, beim Eintritt in die Hofloge freudig von der Versammlung begrüßt. Von tausend Stimmen erscholl da nach der Melodie des God save the king ein von Zacharias Werner gedichtetes Festlied:

Du, der auf Blitzen fährt,
Zu uns im Säuseln kehrt,
Vater vom Licht!
Ende des Königs Schmerz,
Heile sein wundes Herz,
Rein ist es und gerecht,
Verlaß ihn nicht!

Du, der Du Thau der Au,
Dem Menschen Thränenthau
Segnend verliehn!
Tröste die Königin,
Rein ist und schön ihr Sinn,
Laß ihr aus Thränensaat
Frieden erblühn!

Du, der in Dunkelheit
Waltet und Sterne streut,
Wenn's um uns Nacht!
Was uns're Schuld verdient,
Ist's endlich ausgesühnt? —
Vater wir fragen nicht!
Die Liebe wacht!

Du, der auf Thronen thront
Und überm Schicksal wohnt,
Lenk' seinen Flug!
Der Millionen Blut
Schwoll zur empörten Fluth;
Sprich zu den Wogen Du:
Es ist genug!

Der Dichter selbst hat bei Einsendung dieses Liedes an den Director Iffland sich geäußert: „Ich schrieb es unter Thränen der Rührung, möge es mit gleichen Empfindungen aufgenommen werden! Wenn es auch nur wenige Zähren in den Augen des edelsten Monarchen-Paares trocknet, so bin ich hoch belohnt, der ich, ein herumvagirender Pilger, gerne wieder Dach und Fach finden möchte in meiner Heimath, wäre es auch, um Luisens stille Größe in ihrer Nähe anzubeten."

Als Festvorstellung im Opernhause wurde Glucks Iphigenia in Aulis gegeben, im National-Theater (Schauspielhause) ein kleines Stück: „der Verein", von Iffland für diesen Abend gedichtet; darauf das Schauspiel: „die beiden Freunde." Der König und die Königin fuhren aus dem Opernhause, während des ersten Actes der Oper, ins Schauspielhaus. Hier waren die Zuschauer noch ungewiß: ob die Majestäten erscheinen würden — da öffneten sich die Thüren der großen Hofloge, Alles erhob sich von den Sitzen, ein Ruf der Freude scholl dem Königs-Paare entgegen, als es eintrat, mit ihm der Vater der Königin, der Herzog von Mecklenburg-Strelitz. Die Herren schwenkten die Hüte, die Damen wehten mit den Tüchern. Vielen gingen die Augen über beim Wiedersehen des Königs und „der Genossin seiner Sorgen." Das

kleine Gelegenheitsstück entsprach der ernstfrohen Stimmung Aller: es deutete mit sinnigem Fingerzeig auf des Volkes treue, durch gemeinsam ertragenes Unglück bestärkte Anhänglichkeit an das Königshaus. Der lebendige Eindruck auf die Gemüther der Zuschauer theilte sich ersichtlich auch dem König und der Königin mit. Kurz nach dem Fallen des Vorhanges sah man, wie Iffland von dem Kammerherrn von Schilden in die königliche Loge geführt wurde. Der Künstler hatte die Hauptperson in dem kleinen Stücke gespielt: er trug noch das Kostüm des dargestellten Charakters, nur ohne das dazu gehörige Schurzfell. Zum Umkleiden hatte ihm der Kammerherr, seiner schon hinter den Coulissen harrend, keine Zeit gelassen. Von der Bühne weg in die Hofloge zu den Majestäten gerufen, sah Iffland sich vor den Augen des Publikums überraschend geehrt: der König, die Königin und ihr Vater reichten ihm die Hand; er hörte unvergeßliche Worte hoher Anerkennung für seine patriotischen Mühen um die Erhaltung der deutschen Bühne in Berlin, für seine in harter Zeit mit persönlicher Gefahr bewährte Treue. Die Königin dankte ihm noch besonders für jene sinnige Feier ihres vorjährigen Geburtstages, für welche er von den in Berlin hausenden Franzosen mit Arrest bestraft worden. Iffland war am 10. März 1808 Abends zur Vorstellung mit einer frischen Rose an der Brust im Theater erschienen; ebenso hatten auf sein Geheiß die Mitglieder der Bühne sich Rosen angesteckt. Das Publikum verstand diese patriotische Blumensprache, es antwortete mit stürmischen Beifallszeichen, und ein feuriges Lebehoch auf Luise ließ die Franzosen nicht im Zweifel, wer in der Rose, der „Königin der Blumen," hier gefeiert werde. Director Iffland, schon 1807 für die Absicht einer Bühnenfeier des Geburtstages der Königin von dem französischen Gouvernement mit Arrest bedroht, wurde nebst dem Haus-Polizei-Inspector Jacobi verhaftet und bekam zwei Tage Hausarrest.*)

---

*) Das französische Gouvernement in Berlin spielte dabei noch eine Galanterie-Comödie, indem es das nachfolgende Decret veröffentlichen ließ: „Der Herr Director Iffland und Herr Inspector Jacobi,

Bei dem nächsten Krönungs- und Ordensfeste, am 18. Januar 1810, war auch Iffland einer der neuen Ritter des Rothen Adler-Ordens — der erste Schauspieler, dem ein Orden zu Theil wurde.

Bei diesem Ordensfeste zeichnete die Königin den greisen Ober-Consistorial-Rath Erman als „ihren Ritter" besonders aus. Er, der Senior der französischen Gemeinde, war nach Napoleons Einmarsch in Berlin kühn als Vertheidiger der verläumdeten Königin gegen den kriegsgewaltigen Kaiser aufgetreten. Auf jede falsche Beschuldigung, die Napoleon gegen Luise ausstieß, hatte der beherzte Greis nur die eine freimüthige Antwort: „Das ist nicht wahr, Sire!" So den Kaiser unter den Augen seiner Umgebung Lügen strafend und ihn um Gerechtigkeit anrufend, wobei er Napoleon beim Arme faßte, erwartete Erman und mehr noch seine erschrockene Familie: er werde diesen Freimuth mit seiner Freiheit büßen. Doch Napoleon, ohne Zweifel von der ehrwürdigen Erscheinung des greisen Geistlichen betroffen, ließ ihn unangefochten. Nachher, wenn er von Napoleons niederschlagenden Siegen las, hat der greise Prediger ausgerufen: „Et je l'ai tenu, ce bras, qui nous fait tant de mal! Ah! je n'aurais pas dû

---

vom National-Theater in Berlin sind, weil sie den Geburtstag Ihrer Majestät der Königin von Preußen öffentlich gefeiert haben, ohne vorher die Kaiserl. französischen Autoritäten davon zu benachrichtigen, die es sich zum Vergnügen gemacht hätten, sich den Einwohnern von Berlin in den Ausdrücken der Huldigung für ihre Königin anzuschließen, auf Befehl Sr. Excellenz des Herrn Gouverneurs, Marschalls Victor, zu zweitägigem Arrest in ihrer Wohnung verurtheilt worden, weil sie die Gesetze der Schicklichkeit und des Vertrauens, welches sie den Franzosen schuldig sind, beleidigt haben. Berlin, 12. März 1808. Der Divisionsgeneral und Kommandant von Berlin und der Mittelmark. St. Hilaire." — Ein Seitenstück dazu findet sich in den Königsberger Aufzeichnungen der Gräfin Voß vom 29. Juli 1808: „Marschall Victor hat Iffland wissen lassen, daß man das Stück, welches für den Geburtstag des Königs bestimmt war, zu geben erlaube: „Napoleon wisse den König zu achten." — eine schöne Phrase."

le lâcher.“ — Jetzt, bei dem Ordensfeste auf dem Schlosse, wo Erman mit zur Tafel sitzt, tritt die Königin zu ihm, ihr Glas in der Hand, und mit ihm anklingend, spricht sie:

„Ich kann mir die Genugthuung nicht versagen, mit dem Ritter auf sein Wohl anzustoßen, der, als Alles schwieg, den Muth hatte, eine letzte Lanze für die Ehre seiner Königin zu brechen.“

Sie erinnerte sich dabei, wie Erman vor fünf Jahren sein fünfzigjähriges Prediger-Jubiläum gefeiert, und wie sie und der König ihm dabei schriftlich Glück und noch langes Leben gewünscht hatten: „Gott hat unsern Wunsch erhört und Sie am Leben erhalten, so daß doch wenigstens Einer da war, der es wagte, dem Kaiser Napoleon die Wahrheit zu sagen.“ —

Die Freude der Heimkehr sollte nicht ungetrübt bleiben. Von Paris aus ergingen immer schärfere Mahnungen wegen der seit dem Kriege zwischen Frankreich und Oesterreich rückständigen Zahlungen der Contributionen. Napoleon drohte mit einer Executions-Armee, mit einer abermaligen Besetzung Preußens. Vergebens ließen der König und die Königin dem Kaiser der Franzosen die unglückliche Lage des Landes vorstellen. Die Fürstin von Thurn und Taxis, die ihm am 7. März ein Schreiben ihrer Schwester Luise überreichte, mußte von ihm die erschreckende Antwort hören: „Wenn der König nicht zahlen kann, so bleibt ihm nichts übrig, als mir Schlesien abzutreten.“ Und gerade am Geburtstage der Königin (10. März 1810) verneinte der damalige Finanzminister Altenstein die Frage: ob nicht Mittel vorhanden seien, den drängenden Forderungen Napoleons in anderer Weise zu genügen. Die Seele voll banger Ahnungen, fürchtete Luise, der König könnte durch eine vor nichts zurückscheuende Gewaltsamkeit seinem Volke entrissen werden, und in diesem furchtbaren Gedanken sagte sie an diesem Geburtsfeste zu einigen Personen:

„Ich denke, es wird wohl das letzte Mal sein, daß ich meinen Geburtstag hier feiere.“

Ihre Gesundheit wankte wiederholt. Dazu erkrankte lebensgefährlich ihre jüngste Tochter, die kleine Prinzessin Luise, ein

liebes und ihr ähnlich sehendes Kind. Die Mutter erinnerte sich dabei, daß ihr schon einmal im Frühling (im April jenes Unglücksjahres 1806) ein blühendes Kind gestorben war. Der Stimmung ihrer Seele entsprach das alte Kirchenlied:

Mit Tod'sgedanken geh' ich um,
Denn er sich stets dreht um mich h'rum,
Und tritt mir noch gar auf den Fuß;
All Stund ich seiner warten muß.
Den Bogen hat er schon gespannt
Und hat den Pfeil in seiner Hand.

Der gefürchtete Todespfeil aber sollte in diesem Frühling an dem Haupte des geliebten Kindes vorbei gehen — um im Sommer die Mutter zu treffen. Die kleine Prinzessin Luise war in der Genesung, da wurde die Königin von einem starken Husten befallen. Sie fieberte und mußte mehrere Tage das Bett hüten. Auch litt sie in dieser Zeit an Beklemmungen, die sich bis zu Brustkrämpfen steigerten. Der Leibarzt warnte sie, als solche Anfälle sich zeigten, vor Gemüthsbewegungen. Allein wie sollte ihr Gemüth ruhig bleiben in der damaligen Unruhe um den König und das Land? Wie sollte ihr Mutterherz nicht mit dem König Sorge tragen um ihre Kinder? Ihr geistiger Blick richtete sich beständig auf die Entwickelung ihrer Kinder; jeder Keim des Guten und Schönen, den sie in ihnen wahrnahm, war das Augenmerk ihrer Pflege. Ist es ein Vorgefühl baldigen Scheidens, daß sie in ihrer letzten Lebenszeit erst noch die ganze Tiefe der Mutterliebe über ihre Kinder ausschüttet?

Schon in Königsberg war sie auf den Gedanken des Ministers Stein eingegangen, dem Kronprinzen, der durch Dr. Friedrich Delbrück eine tüchtige Schulbildung erhielt, nunmehr auch eine militärische und politische Erziehung zu geben, die ihn als Thronerben auf seinen künftigen Beruf vorbereiten sollte. Delbrück hielt dies noch für zu früh und richtete in diesem Sinne eine Eingabe an die Königin. Sie dagegen neigte zu der Ansicht Steins, daß Delbrück durch Ancillon zu ersetzen sei, weil dieser vor jenem den Vorzug einer lebendigern Auffassung der Geschichte,

namentlich der preußischen habe, auch reicher an Kenntniß der Welt und der socialen Verhältnisse sei. Die Eingabe Delbrücks vor sich hat die Königin ihre Meinung in rasch hingeworfenen Zeilen daneben geschrieben: „Eine Erziehung, die den Kronprinzen nur zu einem rechtschaffenen, religiösen, moralisch guten Menschen macht, ist noch nicht genug. Er muß richtige Kenntniß des Landes haben, er muß deutliche Begriffe der Politik haben, er muß ferner sich eine große Ansicht der Dinge zu eigen machen, die ihn fähig machen, große Thaten zu unternehmen und wo möglich zu vollbringen. Dieses liegt nicht in Delbrück. Um diese großen Resultate herbeizuführen, muß erstlich der Stamm befestigt werden, auf den man diese Hoffnung stützen darf. Der Kronprinz hat Verstand, hat Einbildungskraft, hat Wißbegierde, aber diese Eigenschaften werden nach den Ansichten kluger Männer nicht genug benutzt. Es muß daher ein Mann kommen, der den Geist des Kronprinzen faßt, ergreift, sich seiner bemächtigt, um ihm diese gewünschte Richtung zu geben. Wie soll ich nun dieses Delbrück sagen?"

Es wurde dem Erzieher persönlich auf zarte Weise mitgetheilt, daß die Veränderung beschlossene Sache sei. Doch unterrichtete Delbrück auf seine Bitte noch den Kronprinzen unter dem im März 1809 ernannten militärischen Obergouverneur General von Diericke und neben dem Gouverneur Oberst-Lieutenant von Gaudy, bis die königliche Familie von Königsberg nach Berlin heimgekehrt war. Hier wurde er im Frühjahre 1810 mit Ehren entlassen; an Delbrücks Stelle trat nun der bereits in Königsberg von Stein dazu vorgeschlagene bisherige Prediger der französischen Gemeinde zu Berlin Friedrich Ancillon. Die Königin, hat Ancillon geäußert, sehe ihren Sohn als das Eigenthum und das Kind des Staates an; sie würde unglücklich werden, wenn er Andere nicht eben so durch seine Verdienste wie durch seinen Rang übertreffe.*)

In Potsdam, wohin die Königin dem König (im April) folgte, hielt Ancillon dem Kronprinzen die ersten Vorträge. Vor

*) L. v. Ranke: Friedrich der Große. Friedrich Wilhelm der Vierte. Zwei Biographien. Leipzig. 1878. S. 77. 84.

ihrer Uebersiedelung nach Potsdam empfing Luise an dem in diesem Jahre spät eintretenden Osterfeste das heilige Abendmahl nach Lutherischer Feier in der St. Nicolai-Kirche aus den Händen ihres Beichtvaters, des Propstes D. Ribbeck. Derselbe hat drei Monate nachher in seiner Trauerpredigt zu ihrem Gedächtniß in der St. Nicolai-Kirche zu Berlin ausgesprochen: „Im Segen bleibe das Gedächtniß der Verewigten bei dem ganzen Volke, im Segen auch bei dieser Gemeinde, in deren Mitte sie oft zur Anbetung Gottes erschien, in deren Gemeinschaft sie als Christin ihre feierlichen Andachten hielt. — Gott hatte sie geboren werden lassen in einem edlen frommen Fürstenhause; Gottes Fügungen hatten ihre Erziehung in die Hände einer erleuchteten weisen fürstlichen Matrone gelegt, die ihre höchste Würde und Ehre darein setzt, eine Freundin Gottes und wahre Christin zu sein; Gott hatte ihr den königlichen Geist, den hohen reinen Sinn, das gute fromme Herz gegeben. — Sie ist eingegangen in die unsichtbare Welt, für die sie schon lebte in der sichtbaren — für die sie unter den wechselnden frohen und traurigen Erfahrungen des irdischen Lebens immer reifer zu werden mit christlicher Weisheit und heiligem Ernste strebte — zu der so oft ihre ganze Seele erhoben war, wenn sie fromme Gedanken dachte und still in ihrem Herzen bewegte, wenn heilige Gefühle sie begeisterten, wenn sie mit zum Himmel emporgewandtem Auge und verklärtem Angesicht betete oder vor dem Altare des Erlösers das Gedächtniß seines Todes feierte."

Nach jenem Osterfeste, ihrem letzten hienieden, ging sie gegen Ende des Aprilmonats von Berlin nach Potsdam. Der Aufenthalt hier stärkte sie so, daß ihre Kräfte mit dem Frühlingsgrün zu wachsen schienen. Ihr Aussehen gewann wieder Frische und Farbe, ihr Auge wieder das frühere klare Licht, zumal als der König im vollen Einverständnisse mit ihr die Gefahr noch einer Landesabtretung an Napoleon durch die neue Berufung Hardenbergs abgewehrt hatte. Vier Tage nach ihrem letzten Geburtsfeste hatte sie an Hardenberg auf dessen brieflichen Glückwunsch geschrieben: „Ihre Nähe kann nur erwünscht für uns sein. Ich

würde das als einen neuen Beweis Ihrer Freundschaft ansehen. Fürst Wittgenstein wird mit Ihnen ausführlich davon reden. Großer Gott, in welcher Lage befinden wir uns! Ich bin ganz krank! Gott möge die segnen, die es aufrichtig meinen! Das will sagen, ich bete für Sie!" — In seiner Antwort sprach Hardenberg sein herzliches Bedauern aus, daß er nicht zu Ihren Majestäten eilen könne, so lange Napoleon nicht die Tilsiter Bestimmung aufhebe, nach welcher er (Hardenberg) vierzig Lieues weit von dem preußischen Hofe entfernt bleiben sollte. Die Königin bewirkte es, daß der König in ihrem Beisein seinen ehemaligen Minister auf der Pfaueninsel bei Potsdam sprach. Hardenberg schreibt über diese Unterredung am 1. Mai 1810: „Ich legte die Nothwendigkeit dar, daß nur ein festeres Verhalten unserem Unglück abhelfen könnte. Ich sprach mit der größten Freimüthigkeit und Herzensergießung, wie über die Sachen so über die Personen." Er sagte: die Minister, die Seiner Majestät vorgeschlagen, Schlesien ganz oder zum Theil abzutreten, seien nicht mehr würdig, des Königs Rathgeber zu sein. — Durch den französischen Gesandten in Berlin, St. Marsan, wurde bei Napoleon wegen der Zurückberufung Hardenbergs angefragt. Am 29. Mai kam aus Paris die Antwort: der Kaiser habe nichts dawider; aber die Contributionen müßten gezahlt werden. Als die Königin dies erfuhr, schrieb sie: ihre Freude sei unaussprechlich, daß dem Könige und dem Lande ein so kluger und so vortrefflicher Mann gerechter Weise wiedergegeben werde. Am 4. Juni ernannte der König Hardenberg zum Staats-Kanzler. Es glückte demselben, Preußen einstweilen mit Napoleon zu verständigen und in Frieden zu erhalten, zugleich aber im Stillen die Staatskräfte zu wecken und anzusammeln, bis daß die Zeit der Befreiung komme.

Und sie kam, diese Zeit! Allein die Königin, die sie im Geiste vorausgesehen, die so viel dafür gethan hatte, daß dieser Ostermorgen der Befreiung Deutschlands ihr Volk wach und auf seinem Posten finde — die Königin Luise sollte diese Auferstehung Preußens nicht erleben, sollte während der Passionszeit sterben.

Dreizehntes Kapitel.

Die letzten Lebenstage der Königin.

Seit Jahren hatte Luise gewünscht, ihren Vater, den Herzog Karl, einmal in Strelitz zu besuchen. Seitdem sie Königin von Preußen war, hatte sie, wie sie sagte, nur einmal unter dem väterlichen Dache geschlafen, und das auf einen traurigen Anlaß hin, als sie im September 1803 nach Ludwigslust eilte, um die ihr befreundete Erbprinzessin von Schwerin, die Großfürstin Helena von Rußland, in deren schwerer Krankheit zu besuchen. Auf der Rückreise von Ludwigslust hatte Luise mit ihrem Gemahl einen Tag auf Schloß Hohen-Zieritz bei ihrem Vater zugebracht, Strelitz nur auf der Durchfahrt berührt. Späterhin, vor vier Jahren (1806) bei ihrer Rückkunft aus dem Bade Pyrmont, hatte sie die Absicht geäußert, ihren Vater zu seinem Geburtstage (10. Oktober) in Strelitz zu überraschen. Aber der Monat Oktober jenes verhängnißvollen Jahres führte sie nicht in das Vaterhaus, sondern an die Grenzen ihres Reiches.

Endlich sollte sie ihren lang gehegten Wunsch erfüllt sehen: um Mitte Juni wurde die Abreise nach Strelitz auf den 25. dieses Monats festgesetzt. Sie gedachte acht Tage dort zu bleiben; der König versprach ihr, am 28. Juni nach Strelitz nachzukommen. Von dort wollten sie dann Beide mit der herzoglichen Familie aufs Land, nach Hohen-Zieritz gehen. Dies Lustschloß in der Nähe von Strelitz war dem König von jenem kurzen Besuche im Herbste 1803 her noch im Gedächtniß: er sprach mit Wohlgefallen

von dem freundlichen Sommersitze in dem stillen Dorfe. Es mochte ihn an sein trautes Paretz erinnern.

Am 25. Juni, einem Montag, früh 6 Uhr brach die Königin von Charlottenburg auf. Sie fuhr über Oranienburg zunächst nach Fürstenberg an der Havel, der ersten Strelitzischen Grenzstadt. Den Morgen über in heiterer Stimmung wurde sie, sobald sie auf der schnellen Hinfahrt ins Mecklenburgische kam, auffallend ernst. Sie konnte selbst nicht sagen, warum ihr auf einmal so weh zu Muthe würde. Sie schob es auf manche traurige Erinnerung ihrer Kindheit, auf den frühzeitigen Tod ihrer Mutter, deren sanftes Bild bei dem Gedanken an das nahe Vaterhaus im schwarzen Rahmen vor ihre Seele trete. „Auch hier (schreibt Frau von Berg) können wir uns des Gedankens nicht erwehren, daß ein dunkles Vorgefühl ihres baldigen Dahinscheidens in ihrer Seele gelegen hat, welches in dem Augenblick, wo sie die Bande der Liebe, welche sie an diese Erde fesselten, am stärksten fühlen würde, zugleich sie mächtig bewegen sollte."

In Fürstenberg, als sie um die Mittagsstunde dort in den Schloßhof einfuhr, erblickte sie freudig überrascht ihren Vater, mit ihm ihre beiden Brüder Georg und Karl und ihre jüngste Schwester Friederike. Sie waren ihr von Strelitz bis hierher entgegen gekommen. Mit dem Ausrufe: „Ach, da ist mein Vater!" eilte sie aus dem Wagen in des Herzogs Arme.

Im Familienkreise speiste sie hier zu Mittag. Nach Tische trat sie ans Fenster, sie sah nach dem Himmel und äußerte ihre Freude, daß ihr keine Regenwolke den schönen Sommertag zu verderben drohe. Nachmittags gegen fünf Uhr fuhr sie von Fürstenberg weiter: die Königin saß im offenen Wagen neben ihrem Vater, ihnen gegenüber die drei Geschwister. In der achten Abendstunde kamen sie in Neu-Strelitz an, fröhlich begrüßt von der am Eingange der Stadt versammelten Volksmenge. Vor dem herzoglichen Schlosse harrte schon die verwittwete Landgräfin Georg von Hessen-Darmstadt, die greise, einundachtzig Jahre alte Großmutter der Königin: sie ging der ersehnten Enkelin bis an die Wagenthür entgegen. Sie hatten einander noch seit dem unglücklichen Kriege

nicht gesehen. Die Königin sprang Allen voran aus dem Wagen, um ihre „liebe Großmama," die ehrwürdige Pflegerin ihrer Kindheit, ans Herz zu drücken.

Hier im Vaterhause wünschte Luise die Zeit vornehmlich im trauten Kreise ihrer Familie zu verleben. Nur einmal wurde daher (27. Juni) eine Hofgesellschaft gegeben. Nach der Tafel trat die Königin zu einigen ihr von früher bekannten Damen, und als diese mit Wohlgefallen die Perlen betrachteten, welche Ihre Majestät als einzigen Schmuck trug, sprach sie: „Auch mir sind sie sehr lieb; ich habe sie zurückbehalten, als es darauf ankam, meine Brillanten hinzugeben. Die Perlen passen besser für mich; denn sie bedeuten Thränen, und ich habe deren so viele vergossen!" — Darauf zeigte sie den Damen jenes Bild des Königs, das sie als Medaillon auf der Brust trug. „Es ist das ähnlichste, das ich besitze," sagte sie, „auch verläßt es mich nie."

Frau von Jasmund, eine Jugendfreundin der Königin, konnte ihrer körperlichen Leiden wegen nicht in dieser Hofgesellschaft erscheinen. Luise ließ sie besonders zu sich bitten, empfing sie mit der alten Herzlichkeit und unterhielt sich lange mit ihr vom Sonst und Jetzt. Was die Königin da vertraulich äußerte, Alles sprach dafür, daß so viel unverschuldetes Unglück, was sie erlitten hatte, wohl ihre Gesundheit untergraben konnte, nicht aber ihren Geist dämpfen, ihre Seele entadeln.

Pünktlich am 28. Juni in der vierten Nachmittagsstunde traf der König, wie er es ihr versprochen hatte, in Neu-Strelitz ein. Sie äußerte im frohen Tone: „wie glücklich sie sich fühle, ihren Mann im Hause ihres Vaters, als Tochter vom Hause, als mecklenburgische Prinzessin zu empfangen." — Die Familie war in den Zimmern des Herzogs beisammen. Der König ging dann mit seinem Schwiegervater, um sich die Schloßkirche anzusehen, sowie den Schloßgarten mit den schönen Ausblicken über den Zierber See. Luise, jetzt allein mit ihrem Bruder Georg, äußerte von Neuem ihre Freude über die Ankunft ihres Gemahls. „Lieber Georg," rief sie, „nun erst bin ich ganz glücklich." Sie setzte sich an ihres Vaters Schreibtisch und schrieb da auf ein Blatt Briefpapier:

„Mon cher père,

Je suis bien heureuse aujourd'hui, comme Votre fille, et comme l'epouse du meilleur des époux!

Neu-Strelitz, ce 28. Juin 1810. Louise.“

(„Mein lieber Vater!

Ich bin heute sehr glücklich, als Ihre Tochter und als die Frau des besten der Männer!")

Es sind die letzten Zeilen, welche sie geschrieben hat. Wohl widerstrebt es dem deutschen Sinne, daß die edle deutsche Frau und Königin dies in einer fremden und nicht in der Sprache ihres Volkes niederschrieb. Aber jener alte Wahn von der französischen Hof- und Weltsprache hatte ja auch auf ihre Erziehung noch eingewirkt, und das von Kindheit an Gewohnte schlug noch in reiferen Jahren durch. Von Grund des Herzens war und blieb sie eine Deutsche. Auch ihr letzter Ausruf, mit dem sie verschied, sollte ein deutscher sein. —

Einige Stunden nach des Königs Ankunft, gegen Abend, fuhr Luise mit ihm und ihrer Familie aus der Stadt nach dem ländlichen Hohen-Zieritz hinaus. Als sie hier auf der Höhe ausstieg, fühlte sie sich unwohl: schon an diesem Abend fieberte sie, meinte aber, es sei nichts als ein Schnupfenfieber. Am andern Morgen (29. Juni) ging es etwas besser; doch klagte sie noch über Kopfschmerzen und Beklemmungen. Gewohnt, nicht gleich auf ein, wie sie glaubte, vorübergehendes Unwohlsein zu achten, zwang sie sich, Mittags bei der Tafel zu erscheinen. Sie war aber augenscheinlich so leidend, daß der König sie bat, sie möchte doch lieber Nachmittags das Zimmer hüten. Gegen Abend fühlte sie sich wieder leichter. Sie mochte die Freude ihrer Familie nicht durch ihre „Unpäßlichkeit" gestört wissen und ging deshalb zur Theestunde in den Garten hinunter. Zum letzten Male saß sie mit den Ihrigen froh beisammen, ging aber auf deren Zureden diesen Abend frühzeitig zu Bette, da sie morgen den König nach Rheinsberg zu begleiten gedachte. Es kam ihr nicht in den Sinn, daß ihr Unwohlsein sie davon abhalten könnte: so gewohnt war sie, den Wünschen ihres Mannes ihre Bequemlichkeit nachzusetzen.

Sie hatte keinen Arzt gewollt; doch als sie heute (30. Juni) heftig fieberte und hustete, ließ der Herzog seinen Leibarzt Hieronymi aus der Stadt nach Hohen-Zieritz rufen. Dieser erklärte, ungeachtet ihrer Einwendungen, der Kranken: sie könne nicht ohne Gefahr reisen. In ernster Sorge um seine Gemahlin schob der König nun auch seine Fahrt nach Rheinsberg auf, um ihre, so hoffte er, baldige Genesung abzuwarten. Abends litt die Königin wieder an Brustbeklemmungen und äußerte großes Verlangen, daß man ihr zur Ader lasse. Der Arzt vertröstete sie auf den andern Tag. Als dann (Sonntag den 1. Juli) der gewünschte Aderlaß im Beisein ihrer Schwester Friederike und einer Kammerfrau vorgenommen wurde, fiel sie dabei in Ohnmacht, erholte sich indeß bald wieder und fühlte sich erleichtert.

Auch am nächsten Tage (2. Juli) ging es ihr, wie sie sagte, besser, so daß der König, von dringenden Staatsgeschäften nach Berlin zurückgerufen, in der Frühe des 3. Juli über Rheinsberg dahin abreiste. Er versprach in wenigen Tagen wieder zu kommen, um sie selber abzuholen. Er eben so wenig wie Alle, welche um die Königin waren, konnte ahnen, daß er sie erst als Sterbende wiedersehen sollte.

Die Krankheit schien im Laufe dieser Woche nachzulassen: die Königin fieberte und hustete minder heftig. Nur sehr matt fühlte sie sich; mehrmals beim Aufstehen oder Wechseln des Lagers wurde sie ohnmächtig. — Ihre Zimmer auf Hohen-Zieritz gingen nach Süden hinaus: die Sonnenseite, ihr erst sehr angenehm, wurde ihr bei der steigenden Juliwärme lästig. Der Herzog bot ihr daher seine Gemächer im untern Stock an. Sie ließ sich sogleich hinunter tragen; in der Eile konnte man die Betten nicht erst wechseln, und so suchte sie auf ihres Vaters Lager die Ruhe, die sie nur im Tode finden sollte.

Sie war, wie in gesunden Tagen, sanft und freundlich gegen Alle, die ihr nahten; doch mochte sie lieber allein oder nur mit Wenigen zusammen sein: eine größere Umgebung beklemmte und beängstigte sie. Am elften Tage ihrer Krankheit stellte sich ein starker, aber leichter Auswurf ein. Es hatte sich ein Geschwür

in der Lunge geöffnet; der Arzt sah darin die Ursache des hitzigen Brustfiebers, von dem sie befallen war.

Unterdessen war der König in Charlottenburg gleichfalls erkrankt, am Wechselfieber. Er schickte als den Stellvertreter des damals nach Holland berufenen Leibarztes Hufeland den Geh. Rath Dr. Heim, einen der gesuchtesten Aerzte Berlins, nach Hohen-Zieritz, um Seiner Majestät Kunde von dem Befinden der Königin zu bringen*). Der alte Heim hielt übereinstimmend mit Hieronymi die Kranke für gerettet, wenn außer dem schon geöffneten Lungengeschwüre nicht noch mehrere vorhanden wären; jedenfalls aber müsse sie künftig eben so schonend mit ihrer Gesundheit umgehen, als sie bisher sorglos darüber gewesen sei. Heim reiste am 12. Juli Abends nach Berlin zurück, während Hieronymi fortfuhr, dem König Tag vor Tag über den Gang der Krankheit der Königin zu berichten.

Es betrübte sie: „ihren Mann in Charlottenburg krank zu wissen, und daß sie nicht bei ihm sei, um ihn zu warten, was sie ja so gern thäte. Es sei doch eine traurige Schickung, daß sie Beide zu gleicher Zeit hätten erkranken müssen.“ Sie sprach öfter von der Möglichkeit, sich nach Charlottenburg bringen zu lassen. Ein Brief, den ihr der König dorther schrieb, bewegte sie so, daß sie das Blatt auf ihr Herz legte. Sie wollte sich nicht davon trennen, um es in jedem Augenblick der Ruhe zu lesen und wieder zu lesen.

„Ach, welch ein Brief!“ sagte sie mehrmals. „Wie glücklich ist doch, wer solche Briefe empfängt!“

Der 13. Juli war der Geburtstag ihrer ältesten Tochter Charlotte. Die nun zwölfjährige Prinzessin schrieb daheim an die geliebte Mutter, und wie schmerzlich sie deren Gegenwart heute vermisse. Der Brief, ein reiner Ausdruck kindlicher Liebe, ergriff die kranke Königin so, daß ihre Schwester Friederike, welche ihr dies Schreiben vorlas, inne halten mußte. Sie hat diesen Brief nie bis zu Ende hören können. Immer mußte die Vorleserin

*) Anhang 7.

wieder abbrechen, um das Mutterherz nicht so sehr zu erschüttern. — In Sorge um die Gesundheit ihrer Schwester, die abwechselnd mit Frau von Berg am Krankenbette der Königin wachte, bestimmte Luise selber die Stunden der Ruhe, welche Friederike sich gönnen mußte. Als sie ihren Vater, ihre Großmutter gar so bekümmert sah, sagte sie: „Ach, wenn die Angst um mich sie nur nicht auch krank macht."

So vergingen die Tage und die Nächte, die schlaflosen. Der Geist der Königin war fortwährend rege: sobald der sie quälende Husten nachließ, that sie Fragen nach ihrem fernen Gemahl, ihren Kindern. Ihr Geist schien unabhängig von dem kranken Leibe: was sie leise und abgebrochen sprach, oft nur hauchte, war für die Personen, die sie und ihr Wesen verstanden, klar und zusammenhängend gedacht. So gaben Alle, die den Gang der Krankheit nicht mit den Blicken des Arztes beobachteten, sich unwillkürlich der Täuschung hin, es sei keine nahe und schwere Gefahr vorhanden, darin bestärkt durch eine vorübergehende Besserung in der vorletzten Woche ihres Lebens. Die Kranke zeigte sich da heiterer, sie hatte mehr Eßlust und Schlaf. Der 14. und 15. Juli, ein Sonnabend und ein Sonntag, ließen sich am günstigsten an: Alles war voll froher Hoffnung, sie nunmehr bald genesen zu sehen. Die Kinder ihrer Schwester Friederike mußten an ihr Bett kommen; liebreich sprach sie mit ihnen und freute sich über sie, als wären es ihre eigenen.

Am Montag (16. Juli) ließ sie sich Morgens die Zeitungen vorlesen. Unversehens wurde sie da um acht Uhr früh wieder von heftigen Brustkrämpfen überfallen. Dies dauerte bis um ein Uhr Mittags: fünf ewig lange Stunden schien ihr Leben mit dem Tode zu ringen. Sie selbst sagte nachher: „Sie habe geglaubt, ihr Ende sei nah'."

Nach diesem Anfall hielt Hieronymi den Zustand der Kranken für hoffnungslos: die Brustkrämpfe schienen ihm die Folgen eines unheilbaren Fehlers im Herzen. Er bereitete den Herzog darauf vor, daß die Königin, so weit menschliches Wissen voraussehen könne, Hohen-Zieritz schwerlich lebend verlassen werde.

Der König hatte inzwischen seine Wiederkunft auf Freitag angesagt. Nach den letzten günstig lautenden Berichten vom Sonnabend und Sonntag konnte er die am Montag plötzlich eintretende Verschlimmerung der Kranken um so weniger vermuthen. Eilboten wurden nun an ihn geschickt, um seine Ankunft zu beschleunigen, auch Dr. Heim von Neuem nach Hohen-Zieritz berufen. Dieser traf am Dienstag (17. Juli) Nachmittags wieder auf Hohen-Zieritz ein, mit ihm die General-Chirurgen Görke und Wiebel und noch ein dritter Arzt Dr. Schmidt aus Berlin.

Heim bemerkt in seinem hinterlassenen Tagebuch: „Den 17. Juli. Ich fand die Königin schlechter, als ich mir vorgestellt hatte. Der Pulsschlag 120 bis 130 Mal in einer Minute. — Den 18. fast den ganzen Tag bei der Königin gewesen. Da sie Vormittags und Nachmittags einige Stunden geschlafen hatte, war ihr Geist munter."

Die Brustkrämpfe hatten sich am Dienstag zur Morgenzeit wiederholt, doch minder heftig. Alle erdenklichen Mittel wurden gegen die Anfälle aufgeboten, sie schienen Linderung zu schaffen. Und wer am 18. Juli nach dem Erwachen der Kranken aus jenem mehrstündigen Schlafe ihr klares Auge sah, das Aufblitzen ihres muntern, ja heitern Geistes in schmerzenfreien Augenblicken: wie konnte der, ohne Arzt zu sein, erwarten, daß dies helle Auge sich so bald im Tode verdunkeln, dieser lichte Geist so bald erlöschen werde? —

Geduldig in ihrer harten Krankheit, dankte sie Gott und den Aerzten für jede Erleichterung. Nur das Athmen wurde ihr schwer und schwerer. „Luft, Luft!" seufzte sie öfter auf. Dabei klagte sie über zunehmende Mattigkeit. Die Hinfälligkeit aller Erdengröße, von ihr schon in gesunden Tagen erkannt, hat sie auf ihrem Krankenlager mit den leisen Worten angedeutet:

„Ich bin Königin, aber meinen Arm kann ich nicht bewegen."

Bei ihrer Sehnsucht nach ihrem Manne hatte sie die Zeit bis zum Freitag noch sehr lang gefunden. Nun vernahm sie mit freudigen Blicken, als sähe sie ihn schon kommen, daß der König früher einzutreffen gedenke.

Die Nacht zum 19. Juli, ihre letzte Erdennacht, fing ziemlich gelinde an. Ihr alter Vater, der Herzog, hatte sich, auf seines Leibarztes dringenden Wunsch, hingelegt — nicht zum Schlafen, nur zum Ausruhen der müden Glieder, und nicht ohne den ausdrücklichen Befehl, daß man ihn ja rufe, sobald der Zustand seiner Tochter sich wieder verschlimmere.

Um Mitternacht wurde die Kranke unruhig, wieder von Brustkrämpfen befallen. Sie fieberte stärker, sie verlangte häufig zu trinken und sagte noch öfter: „Luft! Luft!" Ihre Schwester Friederike hörte, wie sie leise ächzte. „Hast Du wieder Schmerzen?" fragte die Prinzessin. — „Ach nein," antwortete Luise, „ich fühle mich nur so matt, und wenn die bösen Krämpfe kommen, ist mir so, als sollte ich ausbleiben."

Heim saß die Nacht über an ihrem Bette. Die Kranke faßte seine Hand, sie bat ihn, den alten vielerfahrenen Arzt: er möge doch auch ihr helfen von dieser Engbrüstigkeit. Sie sagte ihm, sie fühle eine brennende Hitze: ob es denn nicht kühle, wenn er ihr Eau de Cologne zwischen ihre Hände gieße. Dabei setzte ein starker Schweiß sich in kalten Tropfen an: Heim brauchte ein Tuch nach dem andern, um ihr das Gesicht abzutrocknen. Sie sprach mit klarem Bewußtsein, doch noch nicht von ihrem schon nahenden Ende. Erst nach zwei Uhr in der Nacht sagte sie plötzlich und mit aufgehobenem Finger zu dem an ihrem Bette sitzenden Heim:

„Aber bedenken Sie, wenn ich dem König stürbe — und meinen Kindern!"

Dann sprach sie von der nahen Ankunft ihres Mannes, und wie leid es ihr thue, daß er sie so krank finden müsse. Sie wünschte: „Wär' es doch erst Tag!" Sie fragte: wieviel Uhr es sei? Ob denn die liebe Sonne noch nicht aufgehe? Und was wohl heute für ein Tag werde? Ein trüber oder ein heller? Man sagte ihr: der Frühhimmel sei mit Wolken umzogen, es werde wohl einen trüben Tag geben. Und sie, sonst so gern in der „lieben Sonne," war froh darüber: ein minder sonniger Tag verhieß ihr Kühlung in ihrer Fieberhitze.

Gegen drei Uhr früh rief man den Herzog. „Wie geht es meinem Kinde?“ fragte er. Der Arzt verstummte. Da faltete der greise Vater die Hände und sagte: „Herr, Deine Wege sind nicht unsere Wege!“ — Vor viertehalb Wochen, als er mit ihr in seine Residenz Strelitz eingezogen war, hatte er mit entblößtem Haupte neben Ihrer Majestät gesessen. Heute, da er sie verlieren sollte, sah der Herzog nur noch sein Kind in der sterbenden Königin.

In der fünften Morgenstunde traf der König in Hohen-Zieritz ein. Mit ihm kamen seine beiden ältesten Söhne, der damals noch nicht volle fünfzehn Jahre alte Kronprinz und der dreizehnjährige Prinz Wilhelm. Es war ein trüber Sommermorgen, der Himmel hing voll Regenwolken, die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne rangen noch mit der Dämmerung.

Heim meldete der Kranken die Ankunft des Königs. Als sie ihren Gemahl erblickte, sagte sie mit schwacher Stimme: „Mein lieber Freund, wie freue ich mich, Dich zu sehen.“ Der König konnte sein Herzeleid um sie nur mit Mühe verbergen. „Bin ich denn so gefährlich krank?“ fragte sie, als er sich zu ihr neigte.

Er suchte sie zu überreden: er habe die beste Hoffnung, er glaube nicht, daß sie in Gefahr sei, und er weine nur, weil er sie so leiden sehe. „Gottlob, daß ich da bin!“ rief er aus. — Sie fragte weiter: in welchem Wagen er hergereist sei. — „In der gelben Chaise,“ antwortete er. — „Doch nicht in dem offenen Wagen?“ fragte sie lebhafter. „Du mit Deinem Fieber?“ — „Ja, in dem offenen Wagen. Du siehst, es hat mir nichts geschadet.“ — „Wer ist denn mit Dir gekommen? — „Fritz und Wilhelm.“ — „Ach Gott, welche Freude,“ sagte sie. Er fühlte ihre Hand in der seinigen beben. Kaum noch Herr seiner Gefühle, rief er: „Ich werde sie holen.“

Die Kranke sah ihm nach mit einem Blick, in dem ihre Seele sich zu spannen schien. Dann sprach sie zu den Umstehenden: „Der König thut, wie wenn er Abschied von mir nehmen wolle. Sagt ihm doch, er solle das nicht thun — ich stürbe ja gleich.“

Als der König wieder eintrat, mit ihm jetzt der Kronprinz und der Prinz Wilhelm, sagte sie: „Ach lieber Fritz, lieber Wilhelm,

Seid Ihr da?" Die Söhne stürzten an das Bett der Mutter. Heim hörte, wie sie Beide in lautes Weinen ausbrachen.

Sie gingen und kamen wieder, sobald die aussetzenden Brustkrämpfe der kranken Mutter Ruhe ließen. Leider nur auf kurze Zeit. Der König bewahrte nun seine äußere Fassung. Aber wie es ihm innen das Herz zerriß, das spricht aus seiner Antwort, als ihn die greise Großmutter Luisens trösten will, daß ja noch der Athem, also auch noch Hoffnung da sei und bei Gottes Allmacht nichts unmöglich. Er entgegnet: „Ach, wenn sie nicht mein wäre, würde sie leben; aber da sie meine Frau ist, stirbt sie gewiß."

Heim nahm den Augenblick wahr, mit dem König draußen zu reden: „die Königin habe nur noch kurze Zeit zu leben; wenn er sie noch allein sprechen, ihr etwas Vertrautes sagen oder von ihr hören wolle, so möge er nicht säumen." — Der König stand eine Minute stumm vor dem Arzte, dem Boten des Todes. Dann rief er aus: „Heim, bin ich nicht ein sehr unglücklicher Mann?" Und sich mit Gewalt zusammennehmend, ging er den schweren Gang hinein.

So nahte die neunte Stunde — die Todesstunde. Der König war drin in dem kleinen Zimmer allein bei der Kranken geblieben. Ein neuer Krampfanfall erschreckte ihn. Er machte die Thür auf und rief die Aerzte aus dem Vorgemach wieder herein. Es wurden noch einige Mittel angewandt. „Luft! — Luft!" seufzte die Königin wieder. Hieronymi rieth ihr, sie möge die Arme ausbreiten und höher legen. Sie sagte: „Das kann ich nicht!" Der Arzt half ihr die Arme in die Höhe bewegen. Doch nur einen Augenblick hielt sie sie oben. Dann ließ sie die Arme wieder sinken und sagte: „Ach, mir hilft nichts mehr, als der Tod."

Der König saß auf dem Rand des Bettes, er nahm ihre schon erkaltende Rechte in seine Hände und suchte sie zu erwärmen. Auf der andern Seite kniete ihre Schwester Friederike, sie hielt die linke Hand der Sterbenden. Am Kopfkissen stand Frau von Berg, das Haupt der königlichen Freundin stützend. Die drei Aerzte Heim, Hieronymi und Görke standen um das Bett.

Zehn Minuten vor neun Uhr Vormittags kam der letzte Krampf über die Sterbende. Sie bog den Kopf zurück, blickte aufwärts und betete: „Herr Jesu, Jesu, mache es kurz!“

Fünf Minuten nach diesem Anrufe ihres Herrn und Heilandes hatte sie ausgelitten. Noch einmal athmete sie hörbar auf. Es klang wie ein letzter Flügelschlag des sich aus dem sterblichen Leibe emporschwingenden Geistes. Und mit diesem letzten Seufzer ist sie verschieden, fünf Minuten vor neun Uhr. —

Der König war zurückgesunken. Er raffte sich auf und hatte noch die Kraft, seiner Luise die Augen zuzudrücken — „seines Lebens Sterne, die ihm auf seiner dunklen Bahn so treu geleuchtet.“ Dann eilte er hinaus zu seinen Söhnen. Er selbst hatte sie vorhin aus dem Sterbezimmer hinaus in den Garten gehen heißen. Sein Vaterherz wollte nicht, daß seine Kinder den Todeskampf ihrer Mutter sähen. Draußen schien er nicht mehr Stärke genug zu haben, den Söhnen die Trauerkunde auszusprechen. Er sank stumm auf einen Sessel. Sein jüngerer Schwager, der Prinz Karl von Mecklenburg, sah den Kronprinzen und den Prinzen Wilhelm weinend im Garten auf der Schloßtreppe stehen. Er rief ihnen zu: „Es ist zu Ende. Kommt herein!“

Der König erhob sich. Er nahm seine Söhne bei der Hand und führte sie an das Todtenbett. Sie sanken am Sterbelager der Mutter auf die Kniee, sie benetzten ihre Hände mit Thränen. Der Vater und der Großvater fielen einander in die Arme und hielten sich lange umfaßt. —

Die schönen Gesichtszüge der Königin waren nicht entstellt. Es lag auf ihrem stillen Antlitz, auf ihrer Stirn, um ihren leise geschlossenen Mund eine Ruhe, wie der Friede Dessen, der da durch alle Zeiten spricht: „Meinen Frieden gebe ich euch.“ —

Einige Stunden nach ihrem Verscheiden kamen ihre älteste Tochter, die Prinzessin Charlotte, und ihr dritter Sohn, der Prinz Karl. Sie hatten gehofft, die Mutter noch am Leben zu finden. Der Vater ging ihnen bis außerhalb des Schloßhofes entgegen und führte sie zu der Todten. Sie knieten an ihr nieder wie an einem Altare.

Der König schien sich gar nicht von der Leiche trennen zu können. Immer wieder kehrte er zu ihr zurück, immer wieder zog es ihn mit den Kindern zu ihr hin. Draußen im Schloßgarten pflückten sie Blumen, um sie auf die Todte zu streuen. Der König legte ihr ein Rosenreis mit drei Knospen auf die Brust. Dachte er bei diesen drei Knospen an ihre drei jüngsten Kinder zu Hause? Als „Königsrose" feierte sie nachher Max von Schenkendorf, der Sänger aus Tilsit, der Schwan von der Memel in dem Klageliede, mit welchem er die Königin an ihre frühe Gruft begleitete:

Rose, schöne Königsrose,
Hat auch dich der Sturm getroffen?
Gilt kein Beten mehr, kein Hoffen
Bei dem schreckenvollen Loose? —

Sink' in Schlummer, aufgefunden
Ist das Ziel, nach dem du schrittest,
Ist der Kranz, um den du littest,
Ruhe labt am Quell der Wunden.

Auf, Gesang, vom Klagethale
Schweb' empor zu lichten Hallen,
Wo die Sieges-Hymnen schallen,
Singe Tröstung dem Gemahle.

Sink' an deiner Völker Herzen,
Du im tiefsten Leid Verlorner,
Du zum Martyrthum Erkorner,
Auszubluten deine Schmerzen.

Herr und König, schau' nach oben,
Wo sie leuchtet gleich den Sternen,
Wo in Himmels weiten Fernen
Alle Heilige sie loben.

Nachmittags kamen des Königs beide Schwestern, die Prinzessin von Oranien und die Kurprinzessin von Hessen, auf Hohen-Zieritz an. Sie küßten der Todten die Hände. „Sie war uns immer eine Schwester!" riefen sie aus.

Heim, unter dessen Augen die Königin starb, sagt in seinem Tagebuche: „Den 19. Juli. Von gestern Abend um 11 Uhr an bis heute früh um 4 Uhr am Bette der Königin gesessen, welche die ganze Nacht hindurch meine rechte Hand in der ihrigen hielt. — Die Königin wurde immer engbrüstiger, konnte kaum laut reden und wollte doch oft mit mir reden. Vor 5 Uhr, als mir eben die Königin erlaubt hatte, mich etwas zur Ruhe zu legen, kam der König an. — Um 9 Uhr starb die Königin, sicherlich die schönste Frau in des Königs Landen und von der reinsten Herzensgüte! Der König, Frau von Berg und wir Aerzte waren gegenwärtig. — Den 20. Vormittags wurde der Leichnam geöffnet. Was wir zu finden geglaubt hatten, fanden wir nicht."

So der alte, damals 63jährige Heim in seiner aufrichtigen Weise. Er blieb bis zum 20. Juli Abends 9 Uhr in Hohen-Zieritz.

Der Historiker Friedrich von Raumer, damals vortragender Rath beim Staatskanzler Hardenberg, hat im Juli 1810 aus Berlin an seinen Vater geschrieben: „Der König wollte durchaus ihren Tod nicht glauben, alle Versuche, sie ins Leben zurückzurufen, blieben aber vergeblich; sein Schmerz war unermeßlich, und Jedem ging sein zu Heim gesprochenes Wort zu Herzen: „Bin ich nicht ein sehr unglücklicher Mann?" In seiner Familie, in seiner Frau, bei der er den größten Theil des Tages zubrachte, fand er seine einzige Freude. Nach so vielen schweren Schlägen des Schicksals ward ihm auch dies genommen, und bei seiner fast zwanzigjährigen Gewöhnung, bei seiner geringen Neigung, sich anderweitig zu zerstreuen, entstand durch den Tod der Königin eine Lücke in seinem Dasein, die gar nicht ausgefüllt werden konnte. Die Resultate der Section, welche ein Geschwür in der Lunge, einen angewachsenen Lungenflügel und einen Polypen im Herzen zeigten, beruhigten ihn wenigstens in soweit, daß nichts zu ihrer möglichen Rettung versäumt war. Man sorgte für Erhaltung des Leichnams, er ward in Tücher geschlagen, welche in Spiritus getaucht waren; nur eine Hand mußte herausgelassen werden, so groß war das Gedränge Derer, die sie ihr küssen

wollten. — Der Tod der Großen dieser Erde stimmt das Gemüth zu ernsten Betrachtungen; hier gesellte sich besondere Wehmuth hinzu, daß so wunderschöne Formen, solche unaussprechliche Anmuth und Liebreiz so schnell aufgelöst und in Staub zerfallen sollten. Sonderbar, daß die österreichische Kaiserin, wahrscheinlich auch dem Tode nahe, so unaussprechliche Sehnsucht gefühlt, die Königin zu sehen. Hatten die edlen Frauen vielleicht die Hoffnung, daß sie für ihre Völker mehr thun könnten und sollten? Welche Hoffnung hielte aber aus in dieser ungeheuern Zeit? Hält doch der Einzelne kaum sein eigenes Wesen fest! In dieser Weltbildung oder Weltveraltung drängt sich das Wehmüthigste und das Furchtbarste, das Zerknicken eines freundlichen Blumenlebens und der Sturz von Nationen in solcher unaufhaltsamer Eil', daß nur den edelsten Naturen die Stimme des Gottes in ihrer Brust und Vertrauen und Muth nicht übertäubt und entrissen wird." —

Der König reiste mit seinen Kindern und seinen Schwestern am 20. Juli Nachmittags 6 Uhr von Hohen=Zieritz ab. Am 25. Juli folgte ihm die Leiche der Königin nach. Gerade vor einem Monat war sie nach Strelitz gekommen. Heute in der fünften Morgenstunde rollte ihr Trauerwagen zum Schlosse hinaus; in demselben Augenblicke ging die Sonne mit vollen Strahlen auf. Ihr jüngster Bruder, der Prinz Karl von Mecklenburg, begleitete die Leiche der Königin nach Berlin. Hier wurde sie am 27. Juli Abends feierlich eingeholt.

Es war ein allgemeiner Trauertag, sagen gleichzeitige Berichte, wie wenn das Volk nur eine Familie, und diese ein geliebtes Haupt verloren hätte. Die Besatzung Berlins hatte ein Spalier gezogen, die Fahnen und Standarten waren in Flor gehüllt: die gedämpfte Musik, das Trauergeläute von den Kirchthürmen ging Allen zu Herzen. Viele Thränen flossen, als der Wagen vorbeifuhr, der die schöne Königin entseelt zurückbrachte. Der größte Theil der Einwohner war in Trauer gekleidet.

Am Brandenburger Thore, an des Königs Palais und im Schloßportale hatte der Director Iffland die Sänger und Sängerinnen des National=Theaters aufgestellt: sie empfingen die Leiche

der Königin mit Chorälen. Am Thore sangen fünfzig Choristen: „Jesus, meine Zuversicht", dies von des großen Kurfürsten Gemahlin Luise herrührende Kirchenlied. Vor des Königs Palais stimmten andere fünfzig Sänger an: „Wie fleugt dahin der Menschen Zeit, wie eilet man zur Ewigkeit." Unter dem Schloßportale erscholl von sämmtlichen Sängern und Sängerinnen des National-Theaters der Choral: „O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen, die ihr durch den Tod zu Gott gekommen", dies Lied von Simon Dach, dem Königsberger Dichter der „Kurbrandenburgischen Rose, Adler, Löwe und Zepter."

Im Beisein Heims, dessen Sohn, Candidat der Arzeneiwissenschaft, dem General-Chirurgen Görke zur Hand ging, war die Leiche bei ihrer Ankunft auf dem Wedding vor Berlin aus dem Reisesarg in den Paradesarg umgebettet worden. Dieser kam Abends nach acht Uhr vor dem Schlosse an. Unten an der Treppe wurde er von vier und zwanzig Kammerherren vom Wagen gehoben und die Stufen hinauf getragen. Der König ging mit seinen Kindern dem Sarg bis an den Fuß der Treppe entgegen und schritt vor ihm her in das Thronzimmer. Hier wurde der Sarg unter dem Thronhimmel niedergesetzt.

In der Nacht zum 28. Juli blieben auf der einen Seite des Thronzimmers die Hofdamen und die Kammerfrauen, auf der andern Seite zwei Kammerherren und zwei Majore, im Vorzimmer zwölf Unteroffiziere als Ehrenwache. Die drei folgenden Tage war der Paradesarg ausgestellt: er ruhte auf einer mit violettem Sammet bedeckten Estrade unter dem Thronhimmel. Am Kopfende links standen zwei Tabourets mit zwei goldstoffenen Kissen; auf dem einen lag die Königskrone, auf dem andern der russische Katharinen-Orden der Königin. Sechs Kandelaber mit Kerzen beleuchteten die Trauerkammer.

Der Andrang, um den Paradesarg zu sehen, war so groß, daß Tausende vor den Portalen standen, des Einlasses harrend. Die Polizei und die Bürgergarden reichten nicht aus, um die anströmende Menge zurückzuhalten; es mußte noch Reiterei beordert werden. Darüber murrte man. An einem Nachmittage

wurden die Ulanen zurückgedrängt, und ängstliche Leute flüchteten; in den entfernteren Stadttheilen ging schon das Gerücht, auf dem Schloßplatz sei ein Aufstand ausgebrochen. Es fand um so leichter Glauben, je schmerzlicher die Gemüther durch den Verlust der Königin erregt waren.

Und nicht nur Alles, was Preußen hieß, auch Deutschland trauerte um Luise. Die Provinzen, welche Napoleon dem König entrissen hatte: in dem Leid um die Königin fühlten sie sich wieder eins mit dem alten Königreiche. Henrich Steffens, damals Professor in dem zum neuen Königreich Westfalen geschlagenen Halle, beschreibt in seinem „Was ich erlebte", wie die Nachricht von dem Tode der geliebten Königin die ganze Stadt mit Trauer erfüllte. „Es war eine Bewegung in der Stadt, nur mit derjenigen zu vergleichen, die in den ersten Tagen der Ueberwältigung durch die Feinde stattfand. Der Schmerz malte sich auf allen Gesichtern; die tiefste Trauer herrschte in allen Häusern, und ein Gefühl schien Jeden zu durchdringen, als wäre die letzte schwache Hoffnung mit dem Leben der angebeteten hohen Frau entwichen. Selbst die Feinde schienen diese Gefühle zu ehren; aber sie ahnten nicht, welche feindselige Gesinnungen sich in jedem Gemüthe zusammendrängten und an die Stelle des betäubenden Schmerzes traten. Allgemein schrieb man den Tod der Königin der unglücklichen Lage des Landes zu. „Der Feind," sagte man sich, „habe die Schutzgöttin des Volkes getödtet." Ein Gefühl der Rache und ein, wenn auch nicht ausgesprochener Schwur, das Andenken an sie durch unerschütterliche Anhänglichkeit zu ehren, stärkte die volksthümliche Gesinnung, die jede Gelegenheit ergreifen wollte, das verhaßte Joch abzuwerfen."

Gneisenau schrieb aus Berlin am 27. Juli an seine Frau: „So eben ertönen alle Glocken bei dem Einzuge der königlichen Leiche. Sie wird in dasselbe Zimmer gebracht, worin sie vor 16 Jahren die Huldigungen der Hauptstadt empfing. — Der König ist im tiefsten Schmerz und darin höchst liebenswürdig. Er ist sanft und mittheilend, geht öfter in ein anderes Zimmer, um seinen Thränen Lauf zu lassen, und kämpft mit seinem Kummer

in Gesellschaft. „Mein Gott! Womit habe ich das verdient?“ hat er einigemale ausgerufen. — Im August wollte die Königin nach Schlesien kommen, und sie hatte sich auf diese Reise so sehr gefreut. In der Gegend von Terschau sollte eine Zusammenkunft mit der Kaiserin von Oesterreich sein. „Im August würde sie die Kaiserin gewiß sehen,“ ließ sie dieser sagen. Diese mit ihrer schwankenden Gesundheit kann dies leicht für einen Abruf aus dieser Welt halten und ihr folgen.“

Späterhin schickte Gneisenau seiner Frau einige Trauerpredigten auf den Tod der Königin. „Zwei darunter,“ schrieb er, „sind von einem meiner Freunde, dem Prediger Schleiermacher.“

Schleiermacher hatte während der Besetzung Berlins durch die Franzosen, ungeschreckt durch die feindlichen Bajonette, nicht abgelassen, seine Stimme für König und Vaterland zu erheben. Er gab jetzt auch dem Leid um die entschlafene Königin tiefen Ausdruck:

„Wir wissen, (sprach Schleiermacher) wie innig sie, ohne jemals die Grenzen zu überschreiten, die auch für jene königlichen Höhen der Unterschied des Geschlechtes feststellt, Antheil genommen hat an allen großen Begebenheiten; wie sie sich eben durch die Liebe zu ihrem königlichen Gemahl, durch die mütterliche Sorge für die theuren Kinder Alles angeeignet hat, was das Vaterland betraf; wie lebendig sie immer erfüllt war von den ewig herrlichen Bildern des Rechtes und der Ehre; wie begeisternd ihr Bild und Name, eine köstlichere Fahne, als welche die königlichen Hände verfertigt hatten, den Heeren im Kampfe voranging!“ — Wir wissen, wie ihre Anmuth und Würde auch die schwereren Handlungen der Ergebung und Entsagung zu adeln und zu verschönern vermochte. Aber in dem Allen war auch sie nicht die Herrin ihrer Thaten, der Erfolg stand nicht in ihrer Hand, und wir wissen, wie wenig von dem, was sie sehnlich wünschte, in Erfüllung gegangen ist. Sollten wir aber deswegen ihre Wirksamkeit für gering halten? Nein! Wollen wir diese ihrem Umfang nach schätzen: so laßt uns auch dahin sehen, wo wir sie gesondert von allem Fremden betrachten

können. Jene innere stille Wirksamkeit des Gemüthes, die sie ausgeübt hat auf den König, ihren Gemahl, stärkend, beruhigend, erheiternd; im häuslichen Kreise ein Glück bereitend, zu dem er immer zurückkehren konnte; ein Bild innerer Schönheit darstellend, vor welchem alles Andere verschwand; die Wirksamkeit, die sie ausgeübt hat auf jene schönen Hoffnungen besserer Zeiten, ihren köstlichsten Nachlaß; einpflanzend eben jenes Bild in die Gemüther der königlichen Kinder, welches sie auf immer festhalten wird an dem Guten und Schönen und sie bewahren vor Allem, was der vollendeten Mutter unwürdig sein könnte. — Und von diesem innersten Heiligthum aus, wie weit hat sich dieselbe Wirksamkeit verbreitet über Alle, die ihr nahten, die ihr in Liebe und Verehrung angehörten! Darauf laßt uns sehen: so werden wir bezeugen müssen, wieviel sie gewirkt hat."

So Schleiermacher. Der Propst Ribbeck, der Beichtvater der Königin, sprach in seiner Gedächtnißpredigt: „Sie ist abgerufen aus dem Lande der Unruhe und des Streites zu den Wohnungen der Ruhe und des Friedens. — Erschöpften ihre Lebenskräfte sich vielleicht schneller unter den herben Erfahrungen und Schmerzgefühlen verhängnißvoller Jahre; so war es ja Gottes Schickung — mußte das Herz der edlen Fürstin vielleicht früher aufhören zu schlagen und im Tode brechen, weil es in einer bösen, schweren Zeit so oft beklommen und ängstlich geschlagen hatte: auch die böse, schwere Zeit mit ihren Aengsten sandte ja Gott. Gott wollte es so, darum waren alle Anstrengungen der bewährten Kunst einsichtsvoller Aerzte, darum waren alle Sorgen und Bemühungen der theilnehmenden Liebe für die Erhaltung ihres unschätzbaren Lebens unwirksam und vergeblich. Gottes Weg ging mit ihr zum Tode. Gottes Stimme rief sie aus dem geliebten frohen Familienkreise auf das Schmerzenslager der Krankheit, von dem Throne zum Grabe. Gott nahm von ihrem Haupte die königliche Krone und wies derselben eine andere Stelle an — neben ihrem Sarge."

Der Sarg blieb bis zum 30. Juli Mittags im Schlosse ausgestellt. Um diese Zeit wurde der Deckel noch einmal abgehoben

und im Beisein der königlichen Minister sowie der dazu verordneten Personen die Urkunde über die Identität der Leiche aufgezeichnet. Dann wurde der Sarg wieder geschlossen, um Abends in der zur einstweiligen Ruhestätte bestimmten Sakristei der Domkirche beigesetzt zu werden. Um halb acht Uhr bewegte sich der majestätische Leichenzug aus dem Schlosse, unten aus dem fünften Portale nach dem nahen Dome, über einen mit schwarzem Tuche belegten Brettergang. Der Leichenwagen (ein auf vier Rädern ruhendes Gestell, auf welchem der aus Lindenholz gearbeitete, ganz mit schwarzem Sammet überkleidete Parade-Sarg stand) wurde von acht Pferden gezogen: diese waren eben so wie der Wagen mit schwarzsammetenen Decken behangen, die Decken vorn an der Stirn und auf beiden Seiten geschmückt mit schwarzen Adlern in silbergesticktem Felde und von goldenen Palmenzweigen umgeben. Acht königliche Stallmeister führten das schwarze Achtgespann. An der Spitze des Trauerzuges marschirte ein Trupp der Garde zu Fuß und der Gardes du Corps. Daran reihten sich sechs Marschälle der Stände, die Hofstaaten und Hofbeamten, die Kammerfrauen und die Hofdamen der Königin, sowie ihre Oberhofmeisterin Gräfin von Voß und ihr Ober-Hofmeister von Schilden: diese Beiden unmittelbar vor dem Leichenwagen. Zu beiden Seiten des Sarges schritten die vierundzwanzig Kammerherren, die ihn die Schloßtreppe herunter getragen und auf den Leichenwagen gesetzt hatten. Dem Sarge zunächst folgten der König, die königlichen Prinzen und Prinzessinnen, das jüngste Kind (Prinz Albrecht) auf den Armen seiner Amme, danach die General-Adjutanten, der Feldmarschall von Kalckreuth und der Staatskanzler Freiherr von Hardenberg, die Minister, die prinzlichen Hofstaaten und alle übrigen freiwillig Folgenden, ohne Unterschied des Ranges, wie es der König gewünscht hatte.

An der Kirchthür empfingen die Domgeistlichen den Sarg. Eine Abtheilung der Gardes du Corps, an der Spitze des großen Trauerzuges marschirend, besetzte den Eingang zur Sakristei. Es war die, welche der Gemeinde der abgebrannten St. Petri-Kirche zu ihren Andachten im Dome eingeräumt worden. Hier sollte Luise

ruhen, bis das ihr vom König zugedachte Mausoleum im Schloßgarten zu Charlottenburg erbaut sein würde. Der Sarg wurde von jenen vierundzwanzig Kammerherren durch die Kirche nach der Sakristei getragen, der Leichenzug folgte, während die Mitglieder der Singakademie den Choral anstimmten: „Was mein Gott will, das gescheh' allzeit.“ Es ist das Kirchenlied, als dessen Dichter Albrecht der Jüngere, Markgraf zu Brandenburg-Culmbach, genannt wird. In der Sakristei, wo nur der König und die hohen Personen eintraten, sprach der erste Hofprediger, Consistorial-Rath Sack, das Gebet am Sarge Luisens: er hatte sie vor sechzehn Jahren mit Friedrich Wilhelm getraut.

Der königliche Wittwer that noch ein stilles Gebet am Sarge. Dann verließ er mit seinen Kindern die Sakristei, das Trauergefolge nach ihm die Kirche, unter dem Gesange: „Wachet auf! ruft uns die Stimme.“

In den beiden Nischen am Vorder-Portale des Domes, durch welches der Leichenzug gegangen ist, hat der König späterhin die für ihn bedeutsamen Engelsgestalten errichten lassen.

Unter den Leidtragenden, die sich freiwillig dem Trauerzug angereiht hatten, war auch der General Rüchel. Er hatte 1792 die Franzosen aus Frankfurt vertrieben und so gleichsam für Friedrich Wilhelm und Luise das Terrain erobert zu ihrem ersten Zusammentreffen. Heute, am Tage des Leichenbegängnisses der Königin, kam er zum ersten Male wieder nach Berlin. Er hatte die Hauptstadt seit der Einnahme durch die Franzosen beharrlich gemieden: heute trifft der alte Kriegsmann pünktlich zur bestimmten Trauerstunde hier ein. Er schließt sich dem Leichengefolge nach dem Dome an, erweist seiner Königin die letzte Ehre, tritt aus der Kirche wieder in den Reisewagen, und ohne sonst etwas von Berlin zu sehen und zu hören, fährt er sofort in die freiwillige Einsamkeit seines Gutes Haseley zurück. — „Als ein selig milder Stern am umdüsterten Horizont seiner spätern Tage (so schreibt Fouqué von Rüchel) leuchtete ihm das Bild der verewigten Königin Luise. Die Erinnerung an ihr stets ihm bewahrtes huldreiches Wohlwollen hob und heiterte ihm oftmal den sich trüber

senkenden Blick. An der Anschauung dieser wahrhaft königlichen Frau hatte seine Begeisterung für alles Hohe und Schöne ihr edelstes Ziel hienieden gefunden. In Glanz und Leid, in sorgenfreier Herrlichkeit und tief empfundenem Weh — denn ihre frommerhabene Seele trug den Kummer ihres ganzen Reiches mit, die Schmerzen der Millionen mit, welche voll treu liebender Bewunderung sie Mutter nannten — in neu erwachendem Hoffnungslicht, und dann wieder in tiefstiller Entsagung und Ergebenheit vor Gottes unerforschlichem Rathschlusse hatte Rüchel seine Königin gesehen. Immer hatte er sie nicht nur als das vollendete Bild weiblicher Schönheit und Anmuth, sondern auch als fromme Dulderin bewundert, eben so sanft als stark, rein durchweht von ihres Schöpfers heiligendem Hauch." —

Des Königs nächstes Geburtsfest fiel noch in die Zeit der Landestrauer um die Königin. Erst am folgenden Tage, am 4. August, hörte das Trauergeläut auf, bis dahin in der Mittagsstunde von allen Kirchthürmen herab erschollen. Als am Morgen jenes 3. August 1810 die Prinzessin Charlotte mit ihren Geschwistern kam, um den Vater zu seinem Geburtstage zu beglückwünschen, da fanden sie ihn stumm in seinen Kummer versunken. Sein nasser Blick ruhte zuerst auf der ältesten Tochter. Er drückte sie lange an sein Herz und sprach dann in seiner abgebrochenen Weise: „Die sterbende Mutter konnte Dich nicht segnen, aber die Sterne meines Lebens werden auch Dir leuchten."

Die Kinder brachten dem Vater zu diesem leidvollen Geburtstage ein noch von der Mutter ihm zugedachtes Angebinde: eine Porzellan-Vase mit den Büsten der Königin und ihrer sieben Kinder. Die acht Büsten, nach dem Leben modellirt und aus mattem Porzellan hergestellt, zeigten sich von einer Rosenkette wie von einem Bande der Liebe umschlungen. Zwei Adler, einen Eichenkranz in den Klauen, bildeten die Henkel der größern Vase. Dazu gehörten zwei kleinere Vasen mit den Brustbildern des Prinzen Friedrich und der Prinzessin Friederike, der beiden Kinder des am 28. Dezember 1796 verstorbenen Prinzen Ludwig, des Bruders des Königs. Ein Blumengewinde von Vergißmeinnicht

verknüpfte die Vasen mit einander. Das Ganze, aus sieben Stücken bestehend, formte sich zu einem Sinnbilde des häuslichen Glückes. Luise selber hatte es noch so bestellt in der königlichen Porzellan-Manufactur als Geburtstags-Geschenk für ihren Gemahl. —

„Dies ist der härteste Schlag!" sagte der König nach dem Tode der Königin zu dem Grafen Henckel von Donnersmark, seinem damaligen Flügel-Adjutanten. — „Das war er aber auch wirklich," schreibt Graf Henckel. „Denn gerade in ihrem häuslichen Kreise war die Königin so verehrungswürdig und hinreißend, und sie vereinigte in sich alle Vollkommenheiten einer edlen Frau und Mutter so sehr, daß man an die Zukunft des Königs, der bei ihr seine einzige Erheiterung und Erholung in dieser trüben Zeit fand, nur mit Bangen denken konnte. Für die großen Prüfungen ihres Lebens hätte sie es wohl verdient, noch die Jahre des Glückes zu erleben; aber unerforschlich sind die Wege des Herrn!"

Stein schrieb an die Prinzessin Luise, Fürstin von Radziwill: „Ich fühle tief den Verlust, den der König, seine Kinder und das ganze Land durch den Tod der Königin erlitten haben. — Eine so reine und sittliche Seele wie die des Königs kann nur Trost finden in der wohlthuenden Religion, wovon er durchdrungen ist, in der genauen Erfüllung seiner Pflichten und in der Sorgfalt für die Erziehung seiner Kinder."

Die Prinzessin Wilhelm trauerte von ganzem Herzen um die ihr geistig verschwisterte Königin. „In einem Briefe (so schrieb sie den 27. September 1810 an Stein) läßt es sich nicht Alles so auseinandersetzen, aber mündlich würde ich es Ihnen so gerne sagen, wie so alle Annehmlichkeit des Lebens für mich dahin ist, mit ihr — sie war so unaussprechlich gut und schwesterlich mitfühlend gegen mich, so daß ich jeden Augenblick und bei jedem Ereigniß sie, ach! mit ewigem Kummer vermisse. Wie bereue ich jedes Wort, was ich gegen sie kann gesagt haben; seitdem es mir klar geworden ist, daß, wenn ich es that, es gewiß nur Neid war, der aus mir sprach, weil sie so viel besser war, als ich!

Ich kann nicht fortfahren, es thut mir weh. Der König ist so verehrungswürdig in seinem Leid, das gewiß nie enden wird — er ist so christlich ergeben und das so geduldig; er ist so gut gegen mich, daß ich ohne Thränen ihn nicht ansehen kann."

Heim erzählt in seinem Tagebuche von der ersten Audienz, die er bei dem königlichen Wittwer in Charlottenburg hatte: „Der König zeigte mir unter Anderm ein Blättchen Papier, auf welches die Königin an dem Tage, an welchem der König sie von hier aus durch seinen Besuch überraschte, folgende Worte geschrieben hatte: „Mon cher père, je suis bien heureuse aujourd'hui comme Votre fille et comme épouse du meilleur des époux. Louise. Neu-Strelitz, ce 28. Juin 1810." Der König gab mir dies Blatt, welches erst nach dem Tode der Königin aufgefunden und ihm überliefert worden war, in die Hand. Ich bat den König, mir zu erlauben, es abschreiben zu dürfen. „Da Sie so viel Antheil daran nehmen," antwortete der König, „so will ich es Ihnen selbst abschreiben." Dies that er sogleich und händigte mir die königliche Abschrift ein, welche mir viel mehr werth ist, als die durch den Kämmerer Wolter heute empfangene Rolle Goldstücke." — Heim sah auch bei der Prinzessin Luise, Fürstin Radziwill, den letzten Brief, welchen die Königin den 17. Juni 1810 an sie geschrieben hatte. Der Brief war sehr heiter geschrieben, halb französisch, halb deutsch und unterzeichnet: „Louise Wilhelmine Auguste Amalie, Reine de Prusse, geborene Prinzessin von Mecklenburg, née le 10. mars 1776, † das weiß ich noch nicht." —

Der Tod der Königin nahm den hohen Gesellschaftskreisen der Residenz den letzten Schein von Glanz und Freude. „Der Hof (so schreibt Sophie Gräfin Schwerin) hatte seinen Mittelpunkt verloren wie die Familie des Königs ihre Seele. Die kleinen verwaisten Kinder, die nun überflüssigen Hofdamen, der ganze Hofstaat der Todten, Alles stand vereinzelt und zwecklos da. Das einsame, freudenlose Leben des Königs wirkte auch auf seine Umgebungen zurück. Es wurde immer stiller und glanzloser in der Berliner Welt: die Zeit schien noch böser und trüber geworden

zu sein. — Die schönste Frau ihrer Zeit, mit zwanzig Jahren Königin, geliebtes Weib eines getreuen Gatten, jugendliche Mutter eines herrlich aufblühenden Geschlechts, hatten Glück und Natur sie so reich mit ihren Gaben überschüttet, daß der Tod dem Leben freilich keine glänzendere Beute abgewinnen konnte. — Warum kann ich nicht einige Züge des holden Bildes festhalten, wie es noch so frisch vor meinem Sinne schwebt! Die namenlose Anmuth ihres Grußes, die unnachahmliche Bewegung des Ganges und der Verbeugung, oder die kindliche Ruhe ihres so sanften und doch so ernsten Blickes, oder das Hineinschweben der königlichen Gestalt in eine glänzende Versammlung, in der sie, wie zahlreich sie auch sein mochte, immer die schönste, die erste, die einzige Frau schien. Von ihr galt im vollen Sinne Ossians Lob: „Schön unter Tausenden," und wie oft man andere Frauen mit ihr vergleichen, manche andere Gestalt für einzelne Züge schöner halten wollte, keine bestand in ihrer Nähe den Vergleich. Der Charakter ihrer Schönheit war im Einklange mit ihrem Wesen und Gemüth. Auch hier war Milde, Sanftmuth und volle Natürlichkeit vorherrschend. Die unwandelbare Sanftmuth, die sie den kleinen Launen des Königs entgegenstellte, kann von ihren näheren Umgebungen nicht genug gepriesen werden. So vertauschte sie oft und im letzten Augenblick und in der größten Eile auf seinen Wunsch einen Schmuck mit dem andern; so zog sie sogar einmal zwei Kleider übereinander, weil das erste nicht saß und sie es in seiner Gegenwart nicht mehr ausziehen konnte. — Als Wilhelm (Graf Schwerin) in seinen letzten Dienstbeziehungen die häuslichen Verhältnisse am Hofe näher hatte kennen lernen, entfuhr ihm einmal der Ausruf: „Nun weiß ich erst, welch ein Engel von Sanftmuth und Gleichmuth die Königin gewesen ist. Diese holde Freundlichkeit war auch das sanfte Bindemittel zwischen Monarch und Nation: wo es Danken, Antworten, Repräsentiren galt, mußte immer sie vortreten, und nur durch ihr Organ hörte man die Gesinnungen des immer zurücktretenden und schweigsamen Königs. Wie oft hat man seitdem diese sanfte Vermittelung vermißt — wie Vieles nahm sie mit hinweg."

Der damalige Kapitain und Flügel-Adjutant Oldwig von Natzmer hatte im Sommer 1810 den Prinzen Heinrich, den Bruder des Königs, nach Karlsbad begleitet. „Die Nachricht von dem Tode der verehrten Königin," schreibt er, „rief mich sogleich nach Berlin zurück. Ich fand den König in Charlottenburg noch in dem größten Schmerze. Er drückte mir krampfhaft die Hand, indem er sagte: „Sie wissen, was ich verloren habe, und werden meinen namenlosen Schmerz begreifen."

Vierzehntes Kapitel.

Das Mausoleum in Charlottenburg.

Luise hatte oft und gern in Charlottenburg gewohnt. Dort wollte Friedrich Wilhelm III. die Entschlafene zur letzten Ruhe betten. Das Schloß in Charlottenburg, ursprünglich der Landsitz der schönen, geistvollen Sophie Charlotte, der Gemahlin des Kurfürsten und ersten Königs Friedrich, ist um 1696 von Andreas Schlüter gebaut, dem Schöpfer des ehernen Reiterbildes des großen Kurfürsten auf der langen Brücke zu Berlin und der Köpfe der sterbenden Krieger im Hofe des Zeughauses. Das mittlere Gebäude des Schlosses, (das unter Friedrich dem Großen erweitert worden ist) kenntlich an dem von Eosander aufgesetzten Kuppelthurme, ist das Werk Schlüters. Der gleichzeitig angepflanzte Schloßgarten, nach Rissen des französischen Gartenkünstlers Le Notre angelegt, erstreckt mit seinen grünen Bogengängen und Baumwänden, seinen breiten Rasenteppichen sich hinten bis an die Spree: am Ufer stehen wie Grenzwächter drei kleine Lusthäuser, während vorn zur Sommerzeit eine herrliche Orangerie vor der Gartenfront des Schlosses blüht und duftet. In jenem Orangeriesaale, wo Luise eines Sonntags die Berliner Waisenkinder speiste, ist kurz vor dem unglücklichen Feldzuge von 1806 die auf lange Zeit letzte Hoffestlichkeit, eine Quadrille, gegeben worden. „Man erzählte sich, wie ehemals Friedrich II. auch von einem Hofball zu einem Feldzug aufgebrochen; doch fühlte man, daß es hier ein Anderes sei.“ — Und wie ganz anders war es auch, als Friedrich Wilhelm III. und Luise, nach ihrer weihnachtlichen Heimkehr aus Königsberg in die Hauptstadt, zum ersten Male ihr trautes

Charlottenburg wiedersahen am 10. Januar 1810. Dann, fünf Monate nachher, stieg die Königin in Charlottenburg in den Reisewagen zu jener Fahrt nach Strelitz, von welcher sie im Sarge zurückkommen sollte. „O welche Reise!“ sagt Achim von Arnim:

Wie traurig leise
Durchzogen wir der schwarzen Fichten Nacht.
Es fielen unsre Thränen in den Sand;
Sie gab einst Schönheit diesem Land.

Im Garten zu Charlottenburg ließ ihr der König nun eine fürstliche Gruft bauen, am Ausgange jener vom Schlosse herführenden Allee hoher alter Fichten, unter deren dunkelgrünen Zweigen sie so oft nach ihrem Lieblingsplatze gewandelt war. Hier wurde das Mausoleum nach einem Entwurfe des Hofbauraths Gentz im griechischen Stile hergestellt: ein einfacher, aus Sandstein errichteter dorischer Tempel mit einer von vier Säulen getragenen Vorhalle, zu der man im Tannendunkel auf Stufen hinan steigt, oben an der Stirnwand die Inschrift A und O, im bedeutsamen Hinblick auf den Spruch in der Offenbarung St. Johannis, Cap. 1. Vers 8: „Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende, spricht der Herr, der da ist, und der da war, und der da kommt, der Allmächtige.“ Hier in dem Grabgewölbe unter dem düster beschatteten Tempel sollte Luise ruhen — Friedrich Wilhelm III. jetzt an der Seite der Heißbeweinten, und zu den Füßen der Eltern Friedrich Wilhelms IV. Herz, eingesenkt in einer Urne von märkischem Granit.

Es war wieder um Weihnachten, am 23. Dezember 1810 früh drei Uhr, als eine Schwadron der Garde zu Pferde und die Leibcompagnie der Garde zu Fuß durch die noch im Dunkel der langen Winternacht liegenden Straßen nach dem Dome zogen, kommandirt von dem Oberst-Lieutenant Prinzen Karl von Mecklenburg-Strelitz, dem jüngsten Bruder der Königin. Die Leibwachen besetzten die Kirche, der Hofmarschall und die Hofbeamten versammelten sich innen, während außen der königliche Leichenwagen vorfuhr. Gegen vier Uhr wurde der Sarg aus der Sakristei zur Kirche hinaus getragen und draußen auf den Leichenwagen

gehoben. Wieder acht Pferde zogen ihn langsam die Linden entlang und durch das Brandenburger Thor die Straße weiter nach Charlottenburg: an der Spitze zwei Vorreiter mit Fackeln und ein Trupp Garde zu Fuß, darauf zwei Fackelträger zu Pferde und ein Stallmeister vor dem Leichenwagen, neben diesem sechs Lakaien und hinter ihm her ein zweiter Trupp Leibwachen, zwei Fackelträger zu Pferde und der Hofmarschall sowie die Hofbeamten zu Wagen.

So geht der nächtliche Leichenzug nach Charlottenburg und dort durch den Schloßgarten nach dem Mausoleum, um den Sarg in der Gruft unter der Halle beizusetzen, das Fußende auf das Schloß zu. Ein Sarg von Zinn umschließt hier der Königin „Sterbliches, welches anziehen wird die Unsterblichkeit." Der Sarg von dem weißen Metall ist von alterthümlicher Form, einfach verziert, sieben Fuß lang, drei Fuß hoch und eben so breit. Er steht, achtzehn Centner schwer, auf acht Löwenfüßen. Seine schwarz eingegrabene Inschrift ist:

Luise Auguste Wilhelmine Amalie
Königin von Preussen,
geboren den 10. März 1776,
gestorben zu Hohen-Zieritz den 19. Juli 1810.

Als die späte Wintersonne des 23. Dezember, dieses kürzesten und schwärzesten Tages sich erhob, war Luise schon eingegangen zu ihrer letzten Ruhestätte. —

Gegen Mittag kam der König von Potsdam nach Charlottenburg herüber, zur Einweihung des Grabmales. Mit ihm seine Kinder und der Hofstaat der verewigten Königin. Ihr Beichtvater, der Propst Ribbeck von der St. Nikolai-Kirche in Berlin hielt die Weihrede an der offenen Gruft. Auf der Erhöhung, welche jetzt ihren und Friedrich Wilhelms III. Sarkophag trägt, stand der königliche Wittwer mit seinen Kindern um die von Rauchs Meisterhand geschaffene Büste der Entschlafenen: ihr Marmorbild sah von einem vier Fuß hohen Porphyr- und Jaspis-

Postament auf die Trauernden nieder. Draußen in der offenen Vorhalle stand das königliche Gefolge.

Als der Geistliche den Segen gesprochen hatte, stieg Friedrich Wilhelm III. mit den Kindern in die Gruft hinab. Sie beteten am Sarge. Heute (den 23. Dezember 1810) vorm Jahre war die Heimgegangene aus Königsberg nach Berlin zurückgekehrt; gestern vor siebzehn Jahren war sie als siebzehnjährige Braut in Berlin eingezogen.

Nach der königlichen Familie ging noch das Gefolge in die Gruft. Dann wurde das Grabgewölbe geschlossen, der Schlüssel dem Könige eingehändigt. Die Halle über der Gruft stand bis zum Abend offen für das hinzuströmende Volk.

Ein Abbild der Entschlafenen, die Gestalt der Königin in weißem Marmor auf einem Ruhelager, sollte nach des Königs Willen die Halle über der Gruft schmücken. Das Monument ward im Jahre 1811 von Rauch begonnen und 1815 vollendet. Der Künstler ehrte in der Königin zugleich die holde Schirmherrin seines von ihr ermunterten und geförderten Talentes. Er selber berichtet über das Denkmal in einer von ihm in die Feder gesagten Mittheilung:

Bei Rauchs Rückkehr aus Italien im März 1811 lagen bereits Entwürfe von andern Künstlern vor. Der König beauftragte ihn, ebenfalls Entwürfe anzufertigen. Friedrich Wilhelm III. wollte nicht das erstarrte Todte der mittelalterlichen Grabmäler, noch wollte er den irdischen körperlichen Schlaf dargestellt wissen. Durch mehrfache Versuche, welche Rauch in Skizzen vorlegte, kam man endlich auf den Gedanken, einen Zustand, der zwischen Seelenschlaf und Tod die Mitte halte, auszudrücken; das Modell wurde in einem Maßstabe von 6 Zoll über Lebensgröße ausgeführt. Dem Künstler ward dazu eine Wohnung und Werkstatt im Schlosse zu Charlottenburg eingeräumt. Hier besuchte ihn der König häufig bei der Arbeit und kam der schaffenden Phantasie Rauchs durch Schilderungen zu Hülfe. Das so unter den Augen Friedrich Wilhelms III. entstandene Grabmal zeigt die Gestalt der Königin, wie sie sanft schlummernd auf einem Ruhebette liegt, den einen Fuß über

den andern geschlagen, die Arme über die Brust gekreuzt, den Kopf leise zur Seite geneigt. Das weiße Tuch, auf welchem die Gestalt liegt, trägt in seinem Saume Adler und Kronen, dazu in deutschen Buchstaben die Inschrift: „Luise, Königin von Preußen.“ Friedrich Wilhelm III. wollte durchaus keine königliche Auszeichnung für die Gestalt der Ruhenden zulassen; sie sollte mit einem einfachen lang wallenden Gewande bekleidet sein. Er erlaubte es dem Künstler kaum, das Haupt der Ruhenden mit dem Diadem zu krönen.

Rauch sollte das Monument in Berlin herstellen. Doch die damalige bewegte Zeit, die Märsche der Franzosen nach Rußland machten die Anschaffung des Marmors unsicher. So wurde der Künstler nach Italien geschickt, damit er dort den Marmor in Carrara selbst auswähle, vorarbeite und dann das Werk in Rom vollende. Bald nach dem ersten Pariser Frieden fertig, wurde das Monument in Livorno auf einem englischen Fahrzeuge, der Brigantine Alexander verladen, um von da, wie es der König bestimmt hatte, zu Schiff nach Hamburg und dann zu Lande nach Charlottenburg gefahren zu werden. Es traf sich, daß das Marmorbild gerade am 19. Juli, dem Tage, an welchem Luise vor vier Jahren entschlafen war, in Rom zur Versendung nach Livorno eingepackt wurde, während Rauch in Carrara so eben die letzte Hand an den Sarkophag legte. Auf der Rückreise nach Berlin las er am Weihnachtsabend 1814 in der Allgemeinen Zeitung, daß jenes englische Schiff, das mit dem Kunstwerke von Livorno ausgelaufen, von einem amerikanischen Kaper geraubt worden war. Erst in Berlin, wo er am Sylvester-Nachmittage ankam, hörte Rauch acht Tage nach seiner Heimkehr, daß ein englischer Kaper Elisa, leichter segelnd als der amerikanische mit der schweren Seebeute, auf diesen bis zur spanischen Küste hin Jagd gemacht und ihn genommen hatte. England, damals im Kriege mit Nordamerika, ließ das unversehrt wiedererbeutete Monument an Preußen ausliefern: die Kisten wurden von der großbritannischen Kriegs-Brigg The Spy, einem leichten Rennschiff, in Jersey an Bord genommen und nach Cuxhaven gebracht.

Endlich, am 22. Mai 1815, erreichte das Marmorbild der Königin nach seiner abenteuerlichen Seefahrt Berlin. Von der Unterbaumsbrücke aus, durch welche die Spree nördlich von dem Brandenburger Thore, dem seit dem Hochsommer 1814 wieder mit der aus Paris zurückgeholten Siegesgöttin gekrönten Thore, nach Charlottenburg fließt, ist das Monument dorthin in das Mausoleum gebracht worden.

Am Tage nachher kehrte Friedrich Wilhelm III. vom Kongreß zu Wien heim, wo er am 7. April sein Volk von Neuem gegen den von der Insel Elba entwichenen Napoleon zu den Waffen gerufen hatte. Der König langte am 30. Mai, von Wien her über Breslau, in Charlottenburg an, und noch am Spätabend seiner Ankunft besuchte er hier mit seinen Kindern das kaum aufgestellte Grabmal der Königin. Unten in der Gruft ihr Sarg, auf dem noch sein Lorbeerzweig von der Leipziger Schlacht lag — oben ihr weißes Marmorbild und vor ihm, es zum ersten Mal erblickend, der König!

„Theure Todte! Neig', ein Geist in Frieden,
Dich auf den, dem du geschieden,
Dessen einsam Sehnen nach dir weint,
Neige dich hernieder, ihm vereint:
Leucht' uns vor, ein Stern in Preußenfahnen,
Hehres Bild, auf Siegesbahnen!"

Fünfzehntes Kapitel.

„Ein guter Engel für die gute Sache."

Die Weltgeschichte, diese Todtenrichterin auf Erden: wie viele bei Lebzeiten Gefeierte, ja Vergötterte hat sie mit dem Arme eherner Gerechtigkeit herabgestoßen von der Höhe, die sie in den geblendeten Augen der Mitwelt zu erragen wußten. Anders bei der Königin Luise von Preußen!

Bei Lebzeiten tief gebeugt von dem kriegsgewaltigen Eroberer, angeklagt von Napoleon vor aller Welt: „als die Urheberin des ganzen Unheils, welches auf Preußen laste," vertrieben aus ihrer Hauptstadt bis an die ferne Nordgrenze des Königreichs; verlassen in ihrem Unglück von Vielen, die bis dahin sich in den Strahlen ihrer Herrlichkeit sonnten; verleumdet sogar von Solchen, deren Mund und Feder zuvor von ihrem Lobe überfloß — danach um des Vaterlandes, um des Königs, um ihrer Kinder willen sich selbst überwindend und sich demüthigend vor dem stolzen Sieger, vor demselben Mann, der mit den vergifteten Waffen seiner Verleumdung ihrem Herzen so brennende Wunden geschlagen hatte, und trotz dieser hochsinnigen Selbstüberwindung dennoch der Hälfte ihres Königreichs beraubt — alsdann nach drei Jahren voll Leid und Entsagung heimkehrend in die endlich vom Feinde geräumte Hauptstadt und bald darauf sterbend im Vaterhause, ohne die heißersehnte Befreiung des Vaterlandes, ohne des Königs Sieg über den großen Feind zu erleben: so stellt die königliche Dulderin sich der gerechten Nachwelt dar.

— — Und was ihr einst das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.

Gleichwie es in der Geschichte Männer giebt, in denen der Geist einer ganzen Epoche leibt und lebt: ebenso sind Frauen, in denen das volle Herz ihrer Zeit Gestalt zu gewinnen scheint. Als eine dieser Frauen steht Luise da — ein Schmerzensbild ihres von Napoleon geknechteten Vaterlandes. Sie selbst hat am 9. Juli 1808 in einem Briefe an Frau von Berg geschrieben: „Ich leide unsäglich! Nur zu oft fallen Vorwürfe gegen mich — gegen mich, die ich, wie Atlas die Welt, eine Bürde von Leiden trage. Was kann ich darauf antworten? Ich seufze und verschlucke meine Thränen. (Je soupire et j'avale mes larmes.) — Vorgestern vor einem Jahre hatte ich meine erste Unterredung mit Napoleon — gestern vor einem Jahre meine letzte mit ihm. Ach, welche Erinnerung! Was ich da gelitten habe — gelitten mehr um Anderer, als um meinetwillen. Ich weinte, ich bat im Namen der Liebe und der Humanität, im Namen unseres Unglücks und der Gesetze, welche die Welt regieren — und ich war nur eine Frau. Ein schwaches Wesen, und doch erhaben über diesen Widersacher, so arm und matt an Herz!"

In hohem Pflichtgefühl hat sie sich selbst jenen dornenvollen Weg nach Tilsit befohlen; denn der König stellte es ihr frei. So berichtet die Gräfin Sophie Schwerin nach den Mittheilungen der die Königin nach Tilsit begleitenden Hofdame Gräfin Lisinka Tauentzien: „Die Königin war in einem frohen Kreise in Memel, als ihr ein Schreiben des Königs überbracht ward. Durch die Nachrichten der Affaire von Heilsberg (wo namentlich die Braven von den Regimentern Zieten und Baczko-Dragoner und den Towarczys im Kampfe gegen die Franzosen den Ruhm der preußischen Waffen erneuten, gleich ihren Waffengefährten bei Preußisch-Eylau) durch diese Nachrichten zu den schönsten Hoffnungen angeregt, erbrach sie den Brief vor Aller Augen und wollte den Inhalt eben der Gesellschaft mittheilen, als ein ahnungsvoller Wink der Prinzeß Luise Radziwill und ein Blick in das verhängnißvolle Papier sie plötzlich verstummen machten. Es war die Nachricht der Friedländer und Königsberger Schlachten, wie der in Tilsit bevorstehenden Unterhandlungen, die der König ihr mittheilte. Er eröffnete ihr

zugleich, wie man in seiner Umgebung überzeugt sei, daß ihre Gegenwart von bedeutendem Einfluß auf die Negotiation sein könnte — er selbst enthalte sich jedes Urtheils und Wunsches über diesen Punkt: er wolle die Freiheit ihrer Wahl für einen Schritt, dessen ganze Schwere auf sie falle, durch nichts beschränken. — Mit verweinten Augen sahen die Damen sie nach einer Stunde aus ihrem Zimmer treten und erfuhren nun die nähern Umstände. Der Entschluß der Königin war gefaßt. — Der Gang nach Tilsit war ihr wie ein Gang in den Tod, aber sie mußte und wollte ihn thun. Sie sagte:

„Wenn irgend Jemand glauben kann, daß ich durch diesen Schritt dem Vaterlande auch nur ein Dorf mehr erhalten könnte, so bin ich schon allein durch diese Meinung unwiderruflich verpflichtet. Muß ich aber diesen schweren Schritt thun; (setzte sie hinzu) so will ich ihn auch vorbereitet thun: ich will wissen, was ich sagen, was ich fordern soll."

Diesem Vorsatz treu, schloß sie sich mit dem Minister Hardenberg ein, ließ sich wie ein folgsames Kind von ihm erklären, was sie fordern, weßhalb sie es fordern solle, was sie nachgeben könne, worauf sie bestehen müsse. — Und so gelungen muß ihr Studium gewesen sein, daß es Napoleon zu dem merkwürdigen Urtheile führte, daß sie seit fünfzehn Jahren die Zügel der Regierung in Händen hätte."

Wie sie den Kaiser der Franzosen persönlich kennen gelernt hatte, fiel ihr der Gedanke, daß Preußen vielleicht zum Anschluß an ihn genöthigt werden könne, desto schwerer auf die Seele. In tiefer Seelenangst hat die Königin am 12. März 1809, zwei Tage nach ihrem dreiunddreißigsten Geburtstage, aus Königsberg geschrieben: „Ich habe heut wieder einen Tag erlebt, einen Tag, wo die Welt mit allen ihren Sünden auf mir liegt. Ich bin krank, und ich glaube, so lange die Sachen so gehen, werde ich auch nicht wieder genesen! Der Krieg mit Oesterreich wird losbrechen: das weiß alle Welt — aber was Sie nicht wissen, und was mich bis in den Tod betrübt: das ist, daß Rußland durch seine neue Verbindung mit Napoleon am Ende gar genöthigt

wird, gemeinsam mit Frankreich gegen Oesterreich loszuschlagen. Ermessen Sie die Folgen, die das für uns haben kann — daß wir, wenn es wirklich so weit kommt, mit zu dieser Partei übergehen müssen. — Preußen gegen Oesterreich! Was soll aus Deutschland werden? Nein, ich kann es nicht aussprechen, was ich fühle; die Brust möchte es mir zersprengen! Und wir hier in dieser Verbannung, in diesem Klima, wo alle Stürme wüthen, entfernt von allem Heimischen! O Gott, ist es der Prüfungen noch nicht genug? — Mein Geburtstag war ein Schreckenstag für mich! Abends ein großes, glanzvolles Fest, das die Stadt mir zu Ehren gab, vorher ein reiches, frohes Mahl im Schlosse — nein, wie mich das traurig gemacht hat! Das Herz war mir zerfleischt — ich habe getanzt! — Ich habe gelächelt, ich habe den Festgebern Angenehmes gesagt, ich bin freundlich gewesen gegen alle Welt, und ich wußte vor Unglück nicht wohin! — Wem wird Preußen übers Jahr gehören? Wohin werden wir alle zerstreut sein? Gott, allmächtiger Vater, erbarme dich!" —

Als die Schreckenskunde von der verlorenen Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt in Berlin eingetroffen war, ging der Historiker Woltmann Abends in Betrachtungen über die Zeit Friedrichs des Großen und sein zertrümmertes Werk durch die Straßen der Hauptstadt. Aus den wehmüthigen Gedanken weckte ihn da das Vorüberfliegen eines Sechsgespannes: die fliehende Königin war es. „Ich fühlte (schreibt Woltmann), was sie in diesen Augenblicken litt, als sie auf kurze Weile in die Gemächer des freundlichen Hauses zurückgekehrt war, wo sie bisher in allem Segen des Friedens und häuslicher Liebe nur die heitere Seite eines königlichen Daseins gekannt hatte. Ich ahnte schon, daß ihre Tage nie mehr hell sein würden; denn zu Seelen, welche zur Heiterkeit und Liebe geschaffen sind, kehrt das Glück selten wieder, wenn es nach langer Gunst sie einmal verlassen hat."

Doch in den dunkelsten Tagen ihres Unglücks leuchtete ihr immer wieder der Glaube an Preußens Wiedererhebung. In der Kraft dieses Glaubens ließ sie im August 1807 an Johannes von Müller, der um seine Entlassung eingekommen war, aus

Memel nach Berlin schreiben: „Sie finde es unbegreiflich, daß er diesen Entschluß fassen könne; er solle doch dem Staat in dieser Epoche die Schmach nicht anthun, an ihm zu verzweifeln; sein Einkommen werde immer bezahlt werden; er solle an so viele liebende Freunde, an sein Leben Friedrichs des Großen, (das Müller zu schreiben gedachte) an so viele gute Seiten des preußischen Staates denken."

Also: wo der Geist eines Mannes, eines Geschichtschreibers des freien Schweizervolkes wie Johannes von Müller verzagte und verzweifelte, da hielt das Herz der königlichen Frau noch Glauben an die Zukunft des Vaterlandes. — In dem Minister von Stein sah sie einen der Männer, die ihr berufen schienen, dem im Tilsiter Frieden politisch umgebrachten Staate den Geist eines neuen Lebens einzuhauchen. Schon bei dessen erster Entlassung im Januar 1807 hat sie an Frau von Berg geschrieben: „Sie waren ja hier, wie Stein fiel, wie er so ganz unwürdig untergehen mußte! Sie wissen ja, wie mich das angriff, wie ich Theil daran nahm, wie viel Angst wegen der Folgen ich ausstand, wie unzufrieden ich mit Allem war."

Und als der König, mit auf ihre Einwirkung, Stein nach dem Frieden wieder ins Ministerium berief, da schrieb die Königin:

„Wie glücklich bin ich, daß Stein wieder hier ist; ja seitdem ich ihn wieder an der Spitze der Geschäfte weiß, ist es mir, als könnt' ich mich höher aufrichten, und als würde mein sorgenschweres Haupt mir leichter zu tragen."

Daher welch ein neuer Schlag für sie, als Stein nach kaum einem Jahre abermals aus dem preußischen Staatsdienste scheiden mußte, als „le nommé Stein" von Napoleon für einen Feind Frankreichs und des Rheinbundes und zugleich für vogelfrei erklärt wurde. Auch die Königin lebte in dem Gedankenkreise Steins, der den Staat von innen heraus wieder aufgebaut wissen wollte. Auch ihr Leitstern in der Trübsal war das von Stein vorgesteckte Ziel: „einen sittlichen, religiösen, vaterländischen Geist in der Nation zu heben, ihr wieder Muth, Selbstvertrauen, Bereitwilligkeit zu jedem Opfer für Unabhängigkeit von Fremden und für National-

Ehre einzuflößen, und die erste günstige Gelegenheit zu ergreifen, um den blutigen, wagnißvollen Kampf für Beides zu beginnen." — Eben so wie den grunddeutschen Staatsmann Stein fürchtete Napoleon die patriotische Königin um des Zaubers willen, den sie auf Volk und Land übte. Graf Henckel von Donnersmark, der sie aus eigener Anschauung als „eine der ersten Frauen ihres Zeitalters, glänzend schön, würdevoll und als unbeschreiblich liebenswürdig" schildert, sagt von der Königin:

„Als ihr größter Ruhm ist mir immer der erschienen: daß Napoleon sie auf alle nur mögliche Weise herabwürdigen wollte, denn dies bewies, daß er sie fürchtete und bisher noch nie eine edle Frau gekannt hatte. — Ich besitze noch einen Kupferstich, welchen Napoleon hat anfertigen lassen, und den ich 1810 in Paris gekauft, auf welchem die Königin in der Schillschen Husaren-Uniform dargestellt ist. Es ist unbegreiflich, wie ein sonst seltener Mann sich durch eine so erbärmliche Rache hat herabwürdigen können."

Napoleon konnte die Königin wohl tödtlich kränken, aber ihre sittliche Macht über die Herzen ihres Volkes, über alle edlen Gemüther in Deutschland vermochte der gewaltige Kaiser doch nicht zu untergraben. Sie thronte nur um so hehrer über ihrer frühen Gruft, und ihre Glorie strahlte unauslöschlich in der Begeisterung, mit der das Andenken der Verklärten die Kämpfer des Befreiungskrieges durchdrang. Gleich allen Lieblingsgestalten der Geschichte wurde sie bald nach ihrem Tode die Heldin der schöpferischen Poesie des Volkes — der Sage. So schreibt Fouqué, einer der Kampfgenossen jener großen Zeit:

„Ahnungsvoll scheute Napoleon diese erhabene Frauengestalt, die auch aus höheren Sphären herüber noch Jahre nachher ihres königlichen Gemahls Krieger mit zwiefach schöner Begeisterung für Sieg und Tod entzündete. Als im Jahre 1813 der Glaube an alles Hohe und Schöne aus den Nebeln des Unheildruckes wieder erwachte, verbreitete sich — Gott weiß wie — unter den Kriegern die holde Sage: Königin Luise lebe. Ihr Tod sei nur eine Täuschung gewesen, wofür ein wunderlich phantastisches Märchen

den Grund angab. Wer hätte dem zu widersprechen vermocht? Es lag ja so tief und lebendig in der Sehnsucht eines liebenden Volkes, das, wenn doch alles Gute und Schöne wieder erwachen sollte, auch seine gute, schöne Königin Luise wieder haben wollte. Keinem, auch nicht dem frommsten Wahne je fröhnend, aber fühlend, die verewigte Königin bete für ihre Preußen an Gottes Thron, sang ich damals folgendes Lied:

Zwei Sterne die strahlen am Himmel
Dem sterblichen Auge zwar nicht;
Doch künden durchs Kriegesgetümmel
Den Seelen sie göttliches Licht.

Einst saht Ihr auf Erden sie leuchten
Im milden, im freundlichen Blau;
Doch leider auch oft sie befeuchten
Vom Kummer der herrlichsten Frau!

Wer schwur da nicht glühend im Herzen:
Läßt Gott mir die Klinge zur Hand,
So räch' ich, so lös' ich die Schmerzen,
So rett' ich das heimische Land!

Ihr Brüder, die Stund' ist gekommen,
Nun grabet dem Elend ein Grab.
Uns winken, unsterblich entglommen,
Die seligen Lichter herab.

Was nicht Euch auf Erden mehr funkelt,
Es funkelt im himmliischen Saal.
Wen rühmlich das Sterben umdunkelt,
Der naht sich dem seligen Strahl." —

Ein anderer Kampfgenosse des Befreiungskrieges, der die Leier mit dem Schwert vertauschende, seine Lieder mit seinem Blute salbende Theodor Körner sang, im Hinblick auf die von Rauch geschaffene Büste der Königin:

Du schläfst so sanft! Die stillen Züge hauchen
Noch deines Lebens schöne Träume wieder;
Der Schlummer nur senkt seine Flügel nieder,
Und heil'ger Friede schließt die klaren Augen!

So schlumm're fort, bis Deines Volkes Brüder,
Wenn Flammenzeichen von den Bergen rauchen,
Mit Gott versöhnt die rost'gen Schwerter brauchen,
Das Leben opfernd für die höchsten Güter!

Tief führt der Herr durch Nacht uns und Verderben,
So sollen wir im Kampf uns Heil erwerben,
Daß uns're Enkel freie Männer sterben!

Kommt dann der Tag der Freiheit und der Rache,
Dann ruft Dein Volk, dann, deutsche Frau, erwache,
Ein guter Engel für die gute Sache!

Uebereinstimmend mit den vaterländischen Sängern bekundet der in Preußen eingebürgerte Norweger Henrich Steffens, ein Ritter des Eisernen Kreuzes: „Die Königin blieb nach ihrem Tode, was sie in ihrem Leben war, die Heldin eines Kampfes, der selbst, nachdem er sich in das Innerste der Gemüther hineingezogen hatte, nicht aufhörte, sich vielmehr für den ersten günstigen Augenblick stärkte."

Nach der Schlacht und dem Siege bei Leipzig hörte General Stosch, damals Adjutant Gneisenaus, diesen Feldherrn öfter ausrufen: „Ach, hätte das doch die Königin Luise erlebt!" *)

Blücher war bei der Kunde von dem Tode der Königin, wie vom Donner gerührt, in die Worte ausgebrochen: „Wenn die Welt in die Luft flöge, mir wärs recht." In gleicher Stimmung hat er am 22. Juli 1810 aus Stargard an seinen Freund Friedrich von Eisenhart geschrieben: „Ich bin wie vom Blitz getroffen, der Stollz der Weiber ist also von der Erde geschieden. Gott im Himmell, sie muß vor uns zu guht gewesen sind. Schreiben sie mich ja, alter Freund; ich bedarf Uffmunterung und Unterhaltung. Es ist doch unmöglich, daß ein Staht so vihl auf einander vollgendes unglück treffen kann als den unsrigen. Uebrigens gebe der Himmel, daß alles was ihr letzter Brieff entheld beståttigt; in meiner jetzigen stimung ist mich nichts lieber, als daß ich Erfahre,

*) Bei Pertz: Gneisenau. III. 478. „Seine (Gneisenaus) Verehrung für die Hochselige war eine sehr tiefe," sagt Stosch.

die Weld brenne an alle vihr Enden." — Und sein ganzes Heldenherz brennt in dem Ausrufe, den er am 30. März 1814 auf dem Montmartre Angesichts der besiegten Hauptstadt Napoleons thut: „Luise ist gerächt." Ist doch auch der höchste Ordensschmuck jener Kriegs- und Siegesjahre, das Eiserne Kreuz — von Friedrich Wilhelm III. 1813 am Geburtstage Luisens gestiftet — gleichsam ein Gedächtnißzeichen der Königin. „Die Stiftung des Eisernen Kreuzes," schreibt Hippel, „am Geburtstage der verklärten Königin, aus dem Geiste und dem Herzen des Königs allein, ohne irgend eine vorhergehende Berathung ausgegangen, bekundete, welcher Erhebung des Gefühls er, der als aller Poesie irriger Weise abhold Bezeichnete, fähig war. Die in der Stiftung liegende Fülle von deutungsreichen Gedanken ist vielleicht bisher nicht genug gewürdigt, und die sinnige Verbindung der Erinnerung an die eiserne Zeit der Gegenwart, an das gleiche Ordenszeichen der im Kampfe gegen Unchristen und Undeutsche unermüdlichen deutschen Ritter, und an den Geburtstag der unser Beginnen aus Sternenhöhen herab segnenden Königin ist, über der freudigen Begierde nach diesem höchsten aller Ehrenzeichen des ritterlichen Geistes, nicht genug in ihrer ganzen Tiefe erkannt worden."

Der König selbst erschien wie ein trauernder Ritter des ihm von Gott auferlegten Eisenkreuzes. So schildert ihn Ernst Moritz Arndt in den Wanderungen mit Stein: „Der König hatte die schönen Gaben der Redlichkeit, Frömmigkeit und Tapferkeit; aber doch war er in sich selbst sehr erstarrt und verschlossen. In seiner stillen, schlichten, einfachen Erscheinung und Geberde lag der Ausdruck einer eigenen Traurigkeit: er war der trauernde Ritter, der seine verlorene Geliebte nimmer vergessen konnte. Nie hat ihn der Gedanke verlassen können, seine Königin, seine geliebte Luise sei durch die Wuth und den Jammer der Zeit in der Blüthe ihrer Schönheit hingerafft worden, sie sei durch den Gram über das Unglück getödtet worden. Seit jenem Jahre 1810, wo sie in ihrer mecklenburger Heimath starb, hat Freude nimmer sein Gesicht mehr überstrahlt, er hat sich selbst des Glückes und der Siege der Jahre 1813, 14, 15 kaum mit seinem Volke freuen

können, sondern in der stillen Einsamkeit des Schmerzes sich in das eigene Herz zurückgezogen.“ —

Und gleichwie Friedrich Wilhelm III. das Eiserne Kreuz in der Erinnerung an seine Luise stiftet, so treibt es ihn aus dem Siegesjubel der Leipziger Schlacht fort nach Berlin, nach Charlottenburg, durch den düstern Baumgang zum Mausoleum, um dort ihre Gruft unten, zu der er allein den Schlüssel hat, zu öffnen und in stiller, einsamer Nachfeier des Siegesfestes einen frischen Lorbeerzweig auf ihren Sarg zu legen. Und nach seiner Heimkehr aus Paris schreibt er insgeheim in das hinterlassene Tagebuch seiner Luise: „Am 31. März mit meinen Garden eingezogen in Paris.“ — Eingedenk ihrer stiftet er an seinem Geburtstage den Luisen-Orden: ein schwarz emaillirtes goldenes Ehrenkreuz für die Frauen, in der Form des vorm Jahre an ihrem Geburtstage eingesetzten Eisernen. In dem aus Potsdam vom 3. August 1814 datirten Statut des Luisen-Ordens bestimmt er: „Das auf beiden Seiten himmelblau emaillirte runde Schild in der Mitte des Kreuzes hat auf der Außenseite den Buchstaben L und um denselben einen Sternenkranz.“ Der himmelblaue Hintergrund des goldenen L war ihm ein Sinnbild der Treue, die von ihm selbst vorgezeichneten sieben Sterne, die es umkränzten, deuteten auf die sieben, die verewigte Mutter überlebenden Königs-Kinder.

„Ihr irdisches Dasein (schrieb der alte Scheffner) war ein himmlischer Genius für den sie ehrenden und liebenden König — die Trauer um sie eine Welttrauer! Wie reichlich hätte sie sich für alle Leiden entschädigt gehalten, hätte sie ihres Todfeindes Napoleon Versetzung nach Elba und St. Helena und ihres Friedrich Wilhelms siegreiche Einzüge in Paris nur ahnen können.“

Aber wie weh ihr auch Napoleon gethan hatte, ihr Zartsinn verwehrte ihr und Andern jede grelle Aeußerung unweiblichen Hasses. Es war eines Sonntags vor ihrer Fahrt nach Strelitz — in die Heimath, in den Tod, als Luise im Schlosse zu Potsdam vor einem Bilde des Kaisers der Franzosen stehen blieb. In ihrer stillen Betrachtung hört sie plötzlich einen leidenschaftlichen Ausruf,

zu welchem eine Dame ihrer Umgebung von dem Abscheu gegen Napoleon sich hat hinreißen lassen. Da wendet die Königin sich um, straft die Heftige durch einen Blick und sagt:

„Wenn ich ihm verziehen habe, was er mir Böses that, was haben Sie Ursache, ihm nicht zu vergeben?"

Und mit einer Handbewegung nach dem Bilde hin, als wolle sie ihn segnen, ihren großen Feind, geht sie zum Zimmer hinaus.

Dieser Charakterzug der Königin wurde von einem Augenzeugen (ihrem Ober-Hofmeister von Schilden) dem Biographen mitgetheilt, und noch nach mehr als vierzig Jahren übermannte diesen Getreuen der Königin dabei die herzrührende Erinnerung: die Thräne in seinem Auge schien die Wahrheit seiner Aussage zu besiegeln. — Auch Friedrich Wilhelm III. hatte ein Bild Napoleons, des Mannes, der ihm am wehesten that, als Wandschmuck in einem seiner Gemächer, und in dem von ihm erbauten Museum gönnte er der Bildsäule Napoleons einen Ehrenplatz. —

Das Andenken der Königin Luise ist von den bildenden Künsten in Monumenten, Statuen, Büsten und Portraits vervielfältigt. Als die gelungensten Büsten gelten die von Schadow aus dem Jahre 1796, Luise als Kronprinzessin darstellend, und dann die von Rauch aus dem Jahre 1805. Luise als Leiche ist in Strelitz auf des Herzogs Befehl von dem Maler Ternite nach der Natur gezeichnet, ihre Todtenmaske von dem dortigen Bildhauer Wolff hergestellt worden. Aber selbst die nach dem Leben gemalten Bildnisse der Königin genügten den Kennern nicht. So sagte der Herzog Ferdinand von Braunschweig beim Empfang eines als wohlgetroffen gerühmten Portraits: „Recht schön; aber ganz ähnlich kann die Königin Luise doch nicht gemalt werden. Denn kein Künstler vermag es, ihren herzgewinnenden Blick voll Geist und Güte so darzustellen, wie er ist, besonders wenn er im Gespräche sich belebt und lächelt! Dem, der sie kennt, thut kein Bild, auch das beste nicht, Genüge."

Eben so schreibt Graf Henckel: „Es ist Schade, daß nie ein ähnliches Bild von der Königin angefertigt worden ist. Ternite hat sie nie gesehen, und es war daher auch nicht zu verlangen,

daß trotz aller Correcturen, die sowohl der König als auch die, welche sie gekannt, an dem Bilde machten, eine wahrhafte Aehnlichkeit erreicht werden konnte.*) Das Pastellgemälde von Bauer mit der weißen Binde ist noch das beste. — In den ersten Jahren ihrer Verheirathung war es nicht möglich, etwas Schöneres und Reizenderes zu sehen, als die beiden Schwestern, sie und die Prinzessin Louis (Friederike) von Preußen, wie verschieden in ihrem Aeußern auch Beide waren. Denn die Königin war groß, voll und von wahrhaft majestätischer Haltung. Die Prinzessin Louis, kleiner, hatte ein rundes Gesicht und war sehr lebhaft. Besonders reizend waren diese beiden hohen Frauen auf Bällen: sie tanzten Beide ausgezeichnet, und uns jungen Leuten schwindelte vor Entzücken, wenn uns die Ehre ward mit ihnen zu tanzen."

Eine englische Dame, die Gemahlin des Obersten St. George, sah während ihres Aufenthaltes in Berlin die Königin Luise. Es war im Dezember 1800, also noch in den hellen glücklichen Tagen des jungen Königs-Paares. Der frische Eindruck der damaligen Erscheinung Luisens auf Mistreß St. George spiegelt sich in deren, späterhin von ihrem Sohne, dem Dechanten von Westminster, veröffentlichten Tagebuche. „Die Königin," schreibt Mistreß St. George, „erinnert mich an Burkes Stern, der Leben, Glanz und Freude ausstrahlt. Sie verwirklicht alle die schwärmerischen Vorstellungen, wie man sie in der Kindheit sich machte von der jungen, fröhlichen, schönen, herrlichen Königin aus Tausend und Einer Nacht. Sie ist ein Engel an Lieblichkeit, Milde und Anmuth: groß und schlank, entbehrt sie dabei doch nicht der angemessenen Rundung; sie hat helles Haar, ihr Teint ist zart und rein, ihr Gesichts-Ausdruck von unbeschreiblicher Freundlichkeit. Ihr Anzug war sehr geschmackvoll, das Haar im griechischen Stile geordnet, weit zurück, geschmückt mit einer Reiherfeder und vielen Diamant-Sternen, die einen Reif bildeten, bis dicht auf die Schläfe herunter. Sie trug ein Untertuch von Krepp, reich gestickt mit smaragdgrüner Folie, dazu eine Moldave (das heißt Taille mit

*) Anhang 8.

kurzen Aermeln und Schleppe) von hellrosa Seide mit dünnen Goldstreifen und ganz mit Zobel eingefaßt; um den Hals viele Juwelen. Sie spricht mit Jedem hold und höflich."

Ein Gegenbild zu dieser Darstellung der Königin Luise aus den Tagen ungetrübten Glanzes findet sich in dem, von A. Th. von Grimm mitgetheilten Erinnerungsblatte eines ehemaligen russischen Geschäftsträgers in Memel. Dieser verlebte dort in der Unglückszeit einen Abend im Kreise der bis auf die äußerste Grenze des Reiches gedrängten königlichen Familie. „Nicht tausend Hoffeste mit goldenen Uniformen und Sternen," sagt er, „möchte ich in meiner Erinnerung vertauschen gegen jenes Schauspiel. Eine Königin sitzt am ärmlichen Tische, der wie sie selbst alles äußern Schmuckes entblößt ist; aber ihre Anmuth, Schönheit und Würde leuchten um so heller. Neben ihr sitzt die älteste Prinzessin wie die Knospe neben der entfalteten Rose, und indem sie mit der Mutter die kleinen Hausgeschäfte theilte, entzückten Beide durch liebenswürdige Aufmerksamkeit und ließen in meiner Seele ein lebendiges Bild zurück, welches kein späteres Ereigniß verlöschen konnte." —

Ihr Bruder Georg, der Königin Luise im Leben unter ihren Geschwistern am nächsten stehend, hat nach ihrem Tode noch in späten Jahren geschrieben: „Die Schönheit meiner herrlichen Schwester von Preußen war so rein und edel und drückte so ganz den Himmel aus, der in ihrer Seele lag, daß man durch dieselbe nie an die griechische Götterwelt erinnert ward, so sehr man diese Welt auch lieben muß und, durch die Form allein, wohl an sie hätte erinnert werden können. Man hatte beim Anblick der herrlichen Frau das Gefühl, daß Gott der Erde einen Engel zum Segen gesandt, und daß er ihm erlaubte, sich in seiner wahren Gestalt zu zeigen, damit die Erde dem Engel auch das Vertrauen und die Liebe schenken und dadurch das vielfache Gute genießen und erkennen möge, welches durch sein Verweilen hienieden der Menschheit zu Theil werden sollte."

Neun Tage nach der Königin letztem Geburtsfeste hat Heinrich von Kleist, der damals sein letztes Drama „Prinz von Homburg"

vollendete, seiner Schwester Ulrike in einem Briefe aus Berlin vom 19. März 1810 mitgetheilt: „Ich habe der Königin an ihrem Geburtstag ein Gedicht überreicht, das sie vor den Augen des ganzen Hofes zu Thränen gerührt hat.“ Jenes ursprünglich 32zeilige Gedicht hat Kleist nachher umgestaltet in das Sonett: „An die Königin von Preußen,“ wie es — ein poetisches Denkmal — in seinen Werken steht:

Erwäg' ich, wie in jenen Schreckenstagen
Still Deine Brust verschlossen, was sie litt,
Wie Du das Unglück, mit der Grazie Tritt,
Auf jungen Schultern edel hast getragen,

Wie von des Kriegs zerrißnem Schlachtenwagen
Selbst oft die Schar der Männer zu Dir schritt,
Wie trotz der Wunde, die Dein Herz durchschnitt,
Du stets der Hoffnung Fahn' uns vorgetragen:

O Herrscherin, die Zeit dann möcht' ich segnen!
Wir sahn Dich Anmuth endlos niederregnen,
Wie groß Du warst, das ahndeten wir nicht!

Dein Haupt scheint wie von Strahlen mir umschimmert!
Du bist der Stern, der voller Pracht erst flimmert,
Wenn er durch finstre Wetterwolken bricht!*)

Ein anderer deutscher Dichter — man hat ihn den „Jeremias seines gefangenen Volkes“ genannt — Jean Paul Friedrich Richter rief der heimgegangenen Königin Luise nach:

„Als Du das weiße Brautkleid für eine höhere, für uns nur bleiche Welt anlegtest und der Erde Deine Krone zurückwarfst, und nur mit dem Erntekranze Deiner ausgesäeten Ernten auf dem Haupte empor gingst: da weinte, wer von Dir gehört; da weinte noch mehr, wer Dich gesehen; aber die, die Du an Dein Herz gedrückt, konnten damals keine Thränen vergießen und nachher keine mehr zählen.“

*) Anhang 9.

Ihrem Bruder, dem damaligen Erbherzog Georg von Mecklenburg-Strelitz, widmete Jean Paul die „Herbst-Blumine“ mit den „Schmerzlich tröstenden Erinnerungen an den neunzehnten Julius 1810.“ Der Dichter sagt in seinen Widmungsworten:

„Erfreuet schon angeschauete Liebe und Zusammenfreude gewöhnlicher Menschen, wie viel mehr die seltnere von hohen und (in mehr als einem Sinne) schönen Wesen. Zu diesen frohen Erinnerungen gehört der spätere selige Tag, wo der Verfasser das erste Mal neben Ihnen die Erhabene in jenem unsterblichen Königshause erblickte, das nun seit dem neunzehnten Julius an Sterblichkeit und Unsterblichkeit zugleich erinnert; denn ihr jetziger Himmel kostet allen ihren Geliebten mehr als einen Himmel, und auch jedem von Fernen ehrenden Herzen so viel.“

Und seine „schmerzlich tröstenden Erinnerungen“ schließt Jean Paul mit den Worten:

„Ehe sie geboren wurde, trat ihr Genius vor das Schicksal und sagte: „Ich habe vielerlei Kränze für das Kind, den Blumenkranz der Schönheit, den Myrtenkranz der Ehe, die Krone eines Königs, den Lorbeer- und Eichenkranz deutscher Vaterlandsliebe, auch eine Dornenkrone: welche von allen darf ich dem Kinde geben?“

„Gieb sie ihm alle, deine Kränze und Kronen, sagte das Schicksal, aber es bleibt noch ein Kranz zurück, der alle übrigen belohnt.“

Am Tage, wo der Todtenkranz auf dem erhabenen Haupte stand, erschien der Genius wieder, und nur seine Thränen fragten.

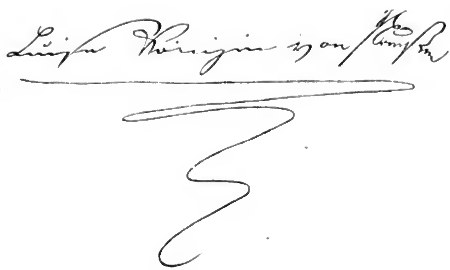
Da antwortete eine Stimme: Blick auf! — Und der Gott der Christen erschien!“

Zum Facsimile.

Gegenüberstehende Schriftzüge der Königin Luise sind die genaue Nachbildung eines treuen Facsimile, welches in einem alten, im Privatbesitze Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm befindlichen Trinkglase eingeschliffen steht, mit dem ausdrücklichen Vermerk: „Höchste Züge.“ — Verfasser und Verleger hatten erst die Absicht, zu dem Facsimile jenes im Anhange der Biographie erwähnte kleine Blatt mit den Worten: „Vergessen und vergeben“ zu benutzen, welches im Königlichen Schlosse auf der Pfaueninsel unter anderen Zeichen der Erinnerung an die Königin Luise aufbewahrt und ihr von der Tradition zugeschrieben wird. Als die Königliche Genehmigung, jenes Blatt nachbilden zu dürfen, erbeten wurde, befahlen Seine Majestät zuvörderst durch den Geheimen Hofrath Bork die Vorlegung der Urschrift und einen Vortrag des Geheimen Hofraths L. Schneider über die Bedeutung des Inhalts. Doch wie früher, so konnte auch jetzt nicht erforscht werden, worauf jene Worte sich beziehen. Der Kaiser ließ, nach der Besichtigung des Blattes von der Pfaueninsel, den nachstehenden eigenhändigen Bescheid ergehen:

„Ich bin nicht im Stande mit Bestimmtheit anzugeben, ob die vor-
„liegende Schrift die Handschrift Meiner Mutter, der Königin Luise,
„ist. Jedenfalls ist die Handschrift auf dem Glase die unbedingt
„richtige Handschrift derselben. Wilhelm. 4./11. 74.

Auch Seine Königliche Hoheit der Prinz Karl von Preußen hat Angesichts der fraglichen Handschrift Zweifel ausgesprochen, daß diese von der Hand seiner Mutter geschrieben sei. So glaubten Verfasser und Verleger ihr Vorhaben, die neue Auflage der Biographie mit einer Nachbildung jenes Blattes zu schmücken, aufgeben zu müssen, und fügen allein das von dem Kaiser als „unbedingt richtig“ bezeichnete Facsimile der Schriftzüge der Königin Luise dem bereits fertig gedruckten Buche bei.


Luise Königin von Preussen

Anhang.

1.

(Zu Seite 6.)

Die sämmtlichen Kinder des Prinzen (nachmaligen regierenden Großherzogs) **Karl** Ludwig Friedrich von Mecklenburg-Strelitz aus seiner **ersten** Ehe mit der Prinzessin Friederike Karoline Luise von Hessen-Darmstadt waren:

I. **Charlotte** Georgine Luise Friederike, geboren den 17. November 1769, vermählt den 3. September 1785 mit Friedrich, Herzog von Sachsen-Hildburghausen, und gestorben den 14. Mai 1818.

II. Karoline Auguste Friederike Sophie, geboren den 17. Februar 1771, gestorben den 10. Januar 1773.

III. Georg Karl Friedrich, geboren den 5. April 1772, gestorben den 21. Mai 1773.

IV. **Therese** Mathilde Amalie, geboren den 5. April 1773, vermählt den 25. Mai 1789 mit Alexander, Fürst von Thurn und Taxis. Sie starb den 13. Februar 1839 zu Nürnberg.

V. Georg Karl Friedrich Ernst, geboren den 1. September 1774, gestorben den 5. November 1774.

VI. **Luise — Königin von Preußen.**

VII. **Friederike** Karoline Sophie Alexandrine, geboren den 2. März 1778, vermählt den 26. Dezember 1793 mit dem Prinzen Ludwig von Preußen; Witiwe seit dem 28. Dezember 1796; zum zweiten Male vermählt den 10. Dezember 1798 mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Solms Braunfels. Wittwe von dem Prinzen Solms seit dem 13. April 1814, und zum dritten Male vermählt den 29. Mai 1815 mit Ernst August, Herzog von Cumberland (dem fünften Sohne des Königs Georg III. von Großbritannien und Irland und nachmaligen König von Hannover). — Friederike überlebte ihre kaum zwei Jahre ältere Schwester Luise um 31 Jahre, sie starb den 29. Juni 1841.

VIII. Georg Friedrich Karl Joseph, geboren den 12. August 1779, folgte seinem Vater Karl den 6. November 1816 als Großherzog von Mecklenburg-Strelitz und starb den 6. September 1860.

IX. Friedrich Karl Ferdinand, geboren den 7. Januar 1781, gestorben den 24. März 1783.

X. Auguste Albertine, geboren den 19. Mai 1782, gestorben am 20., einen Tag nach der Geburt und zwei Tage vor dem Tode der Mutter.

Aus seiner zweiten Ehe mit der Prinzessin Charlotte Wilhelmine von Hessen-Darmstadt, der Schwester seiner verstorbenen ersten Gemahlin, hatte der Großherzog Karl nur einen einzigen Sohn (die Mutter starb nach der Entbindung) den am 30. November 1785 geborenen Herzog Karl (Friedrich August) von Mecklenburg. Dieser trat 1799 als Stabs-Capitain von der Armee in preußische Dienste, besuchte von 1801—1803 die École militaire in Berlin und hörte darauf die Vorlesungen, welche Scharnhorst damals in Berlin für Offiziere hielt. Im Jahre 1806 Major im ersten Bataillon Garde, focht er mit in der Schlacht von Auerstädt und theilte die widrigen Schicksale der preußischen Armee auf dem Rückzuge. Der Biograph seines Bruders, des Großherzogs Georg, erzählt: „Prinz Karl kam durch Strelitz gezogen, ohne Pferde, ohne Bagage, versprengt und abgerissen; elend und krank hatte er sich (nachdem Blüchers kleines Corps durch das Mecklenburgische retirirt war) noch so weit geschleppt. Das Weiterziehen untersagte ihm der Vater, bis daß er genesen wäre." Als bald darauf Savary mit seiner Division durch Strelitz marschirte und sich im Schlosse einquartierte, ließ er den 21jährigen Prinzen Karl vor sich fordern und nahm ihm den Degen ab. Erst nach dem Tilsiter Frieden konnte der Prinz in Königsberg wieder in die preußische Garde eintreten. Im Jahre 1808 wurde er Commandeur des ersten Bataillons des neugebildeten ersten Garde-Regiments, 1810 Oberst-Lieutenant, 1811 Brigade-Commandeur der niederschlesischen Infanterie-Brigade und 1812 Oberst. Im Jahre 1813 dem Hauptquartiere Blüchers beigegeben, focht er mit ausgezeichneter Tapferkeit in den Schlachten bei Lützen und Bautzen. Im Juni 1813 zum General-Major befördert, fand er als Chef der zweiten Brigade im Yorkschen Armeecorps, das fast unausgesetzt die Avantgarde des von Blücher geführten schlesischen Heeres bildete, ein freieres Feld, sein militairisches Talent, seine Entschlossenheit und Geistesgegenwart zu

zeigen. In dem Gefechte bei Goldberg (23. August 1813) ergriff er, als seine Brigade zurückgedrängt wurde, die Fahne eines Infanterie-Regiments, stellte sich an dessen Spitze und führte die Seinen aufs Neue gegen den Feind. Zur glücklichen Entscheidung der Schlacht an der Katzbach (26. August 1813) trug er wesentlich dadurch bei, daß er die Franzosen unter Macdonald aus dem Dorfe Niederkrayne vertrieb. Bei dem von Blücher und York unternommenen Elbübergange bei Wartenburg (3. Oktober 1813) führte er den Angriff auf das Dorf Bleddin rasch und entschlossen aus. Er umging den Feind, vertrieb ihn aus Globig und nahm ihm eine bedeutende Anzahl Geschütze und Munitionswagen. In dem blutigen Gefechte bei Möckern (16. Oktober 1813) war jenes Dorf schon zwei Mal von den Preußen genommen und wieder verloren worden, als der Herzog seine Brigade im Sturmschritte vorführte und an der Spitze des ersten Infanterie-Regiments den Feind mit gefälltem Bajonnet aus dem Dorfe vertrieb. Schwer verwundet mußte der Prinz aus dem Treffen gebracht werden; er konnte nicht mit dem siegreichen Heer nach dem Rhein vordringen. Er wurde nach Berlin geschafft und hier von seinem Bruder nach Strelitz abgeholt, um im Vaterhause die Heilung seiner Wunden abzuwarten. Der Erbprinz Georg schrieb damals aus Berlin (30. Oktober 1813) an seine Schwester Therese, Fürstin von Thurn und Taxis:

„Worte habe ich nicht, schon lange nicht mehr, sondern bloß Freudenthränen, die ich auch schon tausendfältig kniend Gott zum Opfer dargebracht habe. — Deutschland gerettet! Die alte edle deutsche Ehre wiedererrungen, zehnfach wiedererrungen. Der König, unser Karl und Alles, was uns theuer ist, erhalten, mit Sieg und Ruhm gekrönt, sowie nur die Geschichte aller Zeiten Sieg und Ruhm im glänzendsten Bilde darstellt. Ach, beinah ist es des Glückes zu viel nach so langen, bangen Jahren! O, nur Eins, nur Eins: unser Engel — und es bestände, was nicht auf Erden bestehen kann: vollkommenes Glück!"

Erst nach dem Einzuge der Verbündeten in Paris war Prinz Karl von seinen Wunden so weit hergestellt, daß er, in der Zwischenzeit zum General-Lieutenant ernannt, wieder beim König eintreffen konnte. Nach der Rückkehr aus Frankreich wurde er der Garde als Brigadechef vorgesetzt. Im Feldzuge von 1815 führte er dann die Garde als besonderes Corps nach Frankreich und befehligte seitdem das Garde-Corps als commandirender General bis zu seinem Tode.

Im Jahre 1825 beförderte ihn der König zum General der Infanterie. Bereits seit 1817 war der nunmehrige Herzog Karl Mitglied des damals neu errichteten Staatsraths; 1825 wurde er mit dem Vorsitz in demselben beauftragt und am 9. Dezember 1827 zu dessen Präsidenten ernannt, mit der Befugniß, sich an den Sitzungen des geheimen Staatsministeriums zu betheiligen.

Für die Dicht- und Schauspielkunst war er am Hofe das, was der Fürst Radziwill für die Musik war. Von dem Herzog Karl sind die erläuternden Verse zu jenem glänzenden Hoffeste, das am 13. Juli 1828 in Potsdam zum Geburtstage der Kaiserin von Rußland gegeben wurde und „das Fest der weißen Rose" hieß. Noch in seinen letzten Lebensjahren schrieb er unter dem Namen Weißhaupt ein Lustspiel: „Die Isolirten," und brachte es durch Vermittelung des Grafen Moritz von Brühl auf die Berliner Hofbühne. Fehlte es dem Stücke auch an dramatischer Kraft, so gefiel es doch durch die Feinheit des Dialogs und die sichere Kenntniß und Würdigung geselliger Lebensverhältnisse. Er betrieb auch jene erste Aufführung von Goethes Faust mit des Fürsten Radziwill Musik in den Sälen des Schlosses Monbijou zu Berlin im Jahre 1819, worin er selbst die Rolle des Mephistopheles spielte.

Der Sohn und die Schwiegertochter des Dichters, damals eben zum Besuche bei Zelter in Berlin, wohnten dieser Vorstellung des Faust in Monbijou bei. Zelter schreibt darüber an Goethe: „Von Aufführung zweier Scenen des Faust werden Dir die Kinder weit und breit zu erzählen wissen. Es war doch ein Anfang, und am besten Willen hat's nicht gefehlt."

Im folgenden Jahre wurde die Aufführung abermals zum Geburtsfeste der Fürstin Radziwill, am 24. Mai, wiederholt. Hier einige der darauf bezüglichen Aeußerungen aus dem Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter.

Zelter schreibt am 21. Mai 1820 an Goethe: „Zuerst also von gestern, d. i. von der ersten Probe des Faust, von der ich nicht viel mehr zu sagen weiß, als daß die heutige besser ausfallen wird. — Die Scene mit dem Schmuckkästchen in Gretchens Stube wurde zum ersten Male gegeben. Das Zimmer war von Schinkel ausnehmend hübsch angeordnet, wenn es auch etwas kleiner hätte sein können. Das Fenster mit den Blumen, der Spiegelpfeiler, der Schrank, der Tisch mit seiner Decke, das Rädchen, das Bett, das Bild der Schmerzensmutter, das Kruzifix u. s. w. waren so heiter und naiv aufgestellt, daß

eben auf diesem Grunde ein hochtragisches Gretchen nicht zu Hause erschien. — Die Herzogin von Cumberland (Prinzessin Friederike von Mecklenburg-Strelitz) mit ihrem Gemahl war zugegen und hat sich mit Genuß und, wie es schien, um Deinetwillen alle Reprisen einer ersten Probe gefallen lassen. Sie sagt mir so viel Schönes und Gutes von Dir, kurz, sie ist so verliebt in Dich, daß ich statt Hände, Finger, Mund und Augen nur lauter Ohren brauchte, um Alles aufzufassen. Auch der Herzog von Cumberland konnte nicht fertig werden, zu erzählen, wie er Dich in Weimar aus Deinem Hause geholt und seiner Gemahlin zugeführt habe."

Am 25. Mai berichtet Zelter wieder an Goethe: „Gestern, als am 24. dieses, am Geburtstage der Fürstin Radziwill, ist endlich unser Faust glatt und rund vom Stapel gelaufen. Der König war so zufrieden mit uns, daß ich sein Lob aus seinem Munde honigsüß vernommen habe und hinterher wohl sagen mag, daß ich selber zufrieden war. — Die Herzogin von Cumberland war wieder voll Deines Lobes und bedauerte, daß sie nicht allen Proben hatte beiwohnen können, weil das Stück eigentlich eine Sache sei, die man sich nicht zu oft vorführen könne, um in ihre Tiefe zu schauen. Dein Vivat bei Tische war aus Einem Munde, es bestand in einem hundertstimmigen dreimaligen Accorde. Wenn Radziwills Composition auch gar kein eigenes Verdienst hätte, so würde man ihm doch das große zugestehen müssen: dieses bisher im tiefen Schatten verborgen gewesene Gedicht ans Licht zu bringen, das jeder, wenn er es gelesen und durchempfunden, glaubte seinem Nachbar vorenthalten zu müssen. — Denkst Du Dir nun den Kreis dazu, in dem dies Alles vorgeht: einen Prinzen (den Herzog Karl) als Mephisto, unsern ersten Schauspieler (Wolff) als Faust, unsere erste Schauspielerin (Frau Stich) als Gretchen, einen Fürsten (Radziwill) als Componisten, einen wirklich guten König als ersten Zuhörer mit seinen jüngsten Kindern und ganzem Hofe, eine Kapelle der ersten Art, wie man sie selten findet, und endlich einen Singchor von unsern besten Stimmen, der aus ehrbaren Frauen, mehrentheils schönen Mädchen und Männern vom Range, (worunter ein Consistorialrath, ein Prediger, eine Consistorialrathstochter) Staats- und Justizräthen besteht, und dies Alles angeführt vom königlichen General-Intendanten aller Schauspiele der Residenz, in einem königlichen Schlosse: so sollst Du mir den Wunsch nicht schlimm heißen, Dich unter uns gewünscht zu haben."

Goethe schrieb am 6. Juni an Zelter zurück: „Was soll ich aber nun zu Eurer Faustischen Darstellung sagen? Die treue Relation, die ich Dir verdanke, versetzt mich klar in die wunderlichste Region. Die Poesie ist doch wirklich eine Klapperschlange, in deren Rachen man sich mit widerwilligem Willen stürzt. Wenn Ihr freilich wie bisher zusammenhaltet, so muß es das seltsamste Werk sein, werden und bleiben, was die Welt gesehen hat.“ —

Der Herzog Karl starb am 21. September 1837 zu Berlin, nachdem er in dem Bade Ems vergebens Heilung seiner Krankheit gesucht hatte. Seine Leiche, zunächst feierlich im Dome zu Berlin beigesetzt, ist später nach Mirow in das großherzoglich mecklenburgische Erbbegräbniß gebracht worden.

Friedrich Wilhelm III. ließ des Herzogs Büste unter den Brustbildern der preußischen Helden im Lustgarten zu Potsdam aufstellen.

2.

(Zu Seite 22.)

Der Königin Bruder, der Erbprinz Georg (in der Folge Großherzog von Mecklenburg-Strelitz) hat am 20. August 1805 aus Charlottenburg den nachstehenden Brief an Goethes Mutter, die Frau Räthin Goethe zu Frankfurt am Main geschrieben:

„Da ich weiß, daß Sie Ihrem alten Freunde Gerechtigkeit widerfahren lassen, so würde es mir unmöglich sein, Ihnen meine Freude Ihres lieben Briefes wegen mit den gewöhnlichen Schnörkeln vorzumalen. — Ich sage Ihnen lieber, daß ich darin ganz meine alte liebe Räthin erkannt habe, die Frau, von der es mich nie gewundert, daß sie uns Goethe gebar — denn Alles dieß habe ich nicht allein dem Sinn, sondern auch den Worten nach so empfunden — und nur auf diese Weise können Worte den Weg zu Ihrem Herzen finden — das weiß ich — und darum schreibe ich an Sie. Denn an die Menschen, die einst massenweis im Elysium wandeln werden, ohne Gestalt und Namen, wie Ihr Sohn in seiner Euphrosyne sagt, an die schreib' ich gewiß nicht — und wenn sie auch hier um desto strahlender dastünden. Bleiben Sie mir nur immer recht gut und recht lang noch hier auf Erden — damit wir noch oft die Gläser anklingen können, wenn ich

durch Frankfurt komme, zum Angedenken der schönen alten Zeit, denn ich glaube nun mit ziemlicher Gewißheit bestimmen zu können, daß ich wohl immerdar der Alte bleiben werde. — Die Königin, welche mich versichert, Sie mit herzlicher Freude in Frankfurt wiedergesehen zu haben, grüßt Sie schönstens; und ich — wenn Sie's erlauben — umarme Sie nach alter Uebereinkunft auf alte deutsche Weise.

Georg."

Der 1805 so an Goethes Mutter schreibende Bruder der Königin Luise, Erbprinz Georg, war seit 1810 näher befreundet mit dem Dichter. Als Großherzog von Mecklenburg-Strelitz überraschte er den Dichter zu dessen Geburtstage am 28. August 1828 mit der alten Standuhr aus dem Goethe-Hause, die in Frankfurt a. M. insgeheim angekauft und mit Hülfe des alten Bedienten Goethes in dessen Zimmer aufgestellt worden war. In seinem Dankschreiben aus Dornburg vom 3. September 1828 nach Strelitz an den Großherzog Georg sagt Goethe: „Es war gewiß der liebenswürdigste Original-Gedanke, mich in so hohen Jahren durch einen altgewohnten Glockenton an die ersten Stunden kindlichen Bewußtwerdens zu erinnern, wo das in gar manche Schaalen eingewickelte Leben unter wundersamen Ahnungen des Zukünftigen harrte. Zugleich aber verleihen jene Töne den höchst angenehmen Eindruck, daß Eure Königliche Hoheit Sich auch jüngerer hoffnungsvoller Jahre dabei erfreuen; und so werd' ich nicht nur dadurch in jene Räume als in einen Familienaufenthalt versetzt, sondern bei jedem Stundenschlag hab' ich mit zu empfinden: daß Höchstdieselben auch hiernach Morgende und Abende Ihrer Jugend gezählt."

Der Königin Luise gedenkt Goethe in seinen Sprüchen in Prosa mit den Worten:

„Auch Bücher haben ihr Erlebtes, das ihnen nicht entzogen werden kann:

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Diese tiefschmerzlichen Zeilen wiederholte sich eine höchst vollkommene, angebetete Königin in der grausamsten Verbannung, zu grenzenlosem Elend verwiesen. Sie befreundete sich mit dem Buche, das diese Worte und noch manche schmerzliche Erfahrung überliefert,

und zog daraus einen herrlichen Trost. Wer dürfte diese schon in die Ewigkeit sich erstreckende Wirkung wohl jemals verkümmern?"
(Goethes sämmtliche Werke in dreißig Bänden. 1850. III. S. 169.)

3.

(Zu Seite 183.)

Von der Rückreise der Königin Luise aus Weimar nach Berlin hörte die Gräfin Sophie Schwerin später aus dem Munde der Gräfin Lisinka Tauentzien, der Reisegefährtin Ihrer Majestät, die nachstehenden, etwas abweichenden Einzelheiten:

„Der Herzog von Braunschweig war es, der die Königin zuerst von der Gefahr, dem Feinde in die Hände zu fallen, unterrichtete: „Ihre Majestät können jetzt nicht mehr nach Berlin zurück," rief er ihr an die Portière tretend zu, „wir sind umgangen, man kann die Franzosen schon auf den Höhen von Eckardsberga sehen. Sie müssen jetzt bei der Armee bleiben und mit ihr vorwärts gehen." — „Fragen Sie den König, was ich thun soll?" rief die Königin in äußerster Bestürzung ihm aus dem Fenster zu. — Der König kam, sprengte an den Wagen heran, reichte der Königin die Hand, drückte sie und winkte den Vorreitern, auf der Chaussee umzuwenden. — In später Nacht erreichten wir Weimar. Im Schlosse nicht zu stören, war die Königin in einem Gasthof abgestiegen. Dort aber kam die Herzogin sogleich zu ihr und empfing in ihrer Gegenwart einen Brief, den sie nach einem flüchtigen Blick auf den Inhalt verbarg. — „Von wem ist der Brief?" fragte die Königin. — „Vom Herzog." — „Sie verbergen mir etwas," rief die Königin, „was schreibt der Herzog? Sagen Sie es mir, ich beschwöre Sie!" — „Das kann ich nicht," sagte die Herzogin, die schon die Armee gänzlich umgangen wußte, „nur so viel: es ist kein Augenblick zu verlieren. Sie müssen eilen, Berlin zu erreichen." — Aber wie? Da alle Wege abgeschnitten waren! General Rüchel ward geholt und bestimmte die Reiseroute der Königin, die nur noch mit dem ungeheuren Umweg über Göttingen, den Harz, Braunschweig und Magdeburg möglich war."

In Berlin, wo schon volle Verzweiflung und volle Verwirrung sie empfing, schickte die Königin sogleich zu Herrn von Dorville, der eben als Courier angekommen war. „Wo ist der König?" fragte sie

ganz außer sich. — „Das weiß ich nicht, Ihre Majestät.“ — „Aber mein Gott, ist der König denn nicht bei der Armee?“ — „Die Armee? Sie existirt nicht mehr!“ (Sophie Schwerin. Ein Lebensbild. S. 162 u. f.)

Der erwähnte Lieutenant von Dorville, Adjutant des Feldmarschalls von Möllendorf — vom König mit der Unglücks-Nachricht vom Schlachtfelde nach Berlin gesandt — war am 17. Oktober hier angekommen, und noch an demselben Tage die Abreise der königlichen Kinder nach Schwedt an der Oder vor sich gegangen. Zugleich wurden der Schatz, die Kronjuwelen, die Kassen u. s. w. eingeschifft, um durch den Finow-Kanal die Oder und Stettin zu erreichen. —

Jene Reise der Königin Luise von Weimar nach Berlin hat mannigfaltige Sagen im Gefolge. Noch jetzt sind solche, von den Vätern auf Kinder und Kindes-Kinder vererbt, im Munde des Volkes lebendig, namentlich in den thüringischen Gegenden und Ortschaften an der alten Kupfer- oder Weinstraße, welche von Erfurt her über Herrengosserstädt nach Carsdorf an der Unstrut und von da über den Fluß weiter nach Schafstädt und Halle führt. Das Dorf Auerstädt, nach welchem die Schlacht heißt, die eigentlich eine halbe Meile weiter östlich bei dem Dorfe Hassenhausen entbrannte — Auerstädt, in der Nacht zum Schlachttage das von Weimar dahin verlegte Hauptquartier des Königs, liegt zwischen Sulza und Eckardsberga auf dem durch die südöstlichen Abhänge der Finne gebildeten Plateau, drei Meilen nordwärts von Jena. Friedrich Wilhelm III., nachdem ihm in dem Gefecht ein Pferd unter dem Leibe getödtet, und der Herzog von Braunschweig durch beide Augen geschossen worden, ist zweimal die Höhe bei Eckardsberga hinauf geritten, um von dort oben aus das Schlachtfeld zu übersehen. Die Unmöglichkeit, den Feind auf Kösen zurück zu werfen, vor Augen, gab er — noch ohne Kunde von Jena — den Befehl zum Rückzuge, der nach des Königs erster Absicht über Auerstädt und Buttstädt nach Sömmerda gehen sollte.

Wer jetzt auf der thüringischen Eisenbahn von Naumburg nach Sulza fährt, der kommt zwischen den Berg- oder Hügelketten der an der Saale endenden Finne und dem Rande des osterländischen Berglandes hindurch. Rechts liegen Auerstädt und, etwa eine Stunde vom Sulzaer Bahnhofe, Hassenhausen. Von Auerstädt kommt man nach dem nahen Buttstädt, durch welches die alte Kupferstraße über Herrengosserstädt nach Carsdorf geht, einem Dorfe auf dem linken

Unstrut-Ufer, während drüben auf dem rechten Ufer Wetzendorf und Wennungen liegen.

Bei Carsdorf führte von Alters her eine hölzerne Bockbrücke über die Unstrut. Diese Brücke, im dreißigjährigen Kriege von den Schweden zerstört und dann von dem Rentamte Freyburg wiederhergestellt, ist im Oktober 1806 von den Franzosen niedergebrannt worden, damit (so lauten mündliche und schriftliche Überlieferungen) die Königin Luise nicht über die Brücke entkomme.

Nach dieser zweiten Zerstörung durch das Kriegsfeuer wurde die Brücke bei Carsdorf nicht, wie nach jener ersten, wieder aufgebaut, sondern eine Fähranstalt zum Übersetzen über die Unstrut angelegt und an einen Fährmann verpachtet. Die drei Gemeinden Carsdorf Wetzendorf und Wennungen sind 1865 in einer Bittschrift um den Wiederaufbau der 1806 niedergebrannten Brücke eingekommen. Die Bittsteller berufen sich unter Anderm auch auf die vaterländischen Erinnerungen, welche an jener bis 1806 bestandenen Brücke und ihrer Zerstörung haften. Sie schreiben:

„Es war — so bekunden noch lebende Augenzeugen — in der Mitte des Monats Oktober des Jahres 1806, unmittelbar nach der für Preußens und Sachsens vereinigte Truppen unglücklichen Schlacht bei Jena und Auerstädt, als im Laufe eines Nachmittags auf der sogenannten Kupfer- oder Weinstraße von Erfurt her ein Zug von Equipagen, Lastwagen, Maulthieren und Pferden unter einer Bedeckung von ungefähr 200 Mann Cavallerie sich dem Orte Wetzendorf näherte. Unmittelbar vor dem Dorfe machte der Zug Halt, um zu rasten. Der größte Theil der bepackten Maulthiere wurde vor dem Dorfe seiner Last entledigt, die Kutsch- und Wagenpferde wurden ausgespannt und die Reitpferde abgesattelt, um auf den an das Dorf dicht angrenzenden Wiesen zu ruhen. Der andere, der Anzahl nach geringste Theil wurde in Stallung gebracht; darunter befanden sich sechs Maulthiere, deren jedes mit zwei zur Seite hängenden Kasten belastet war, und welche sämmtlich in das Gehöft des Landwirthes Jacob Schultze gebracht wurden. Zwei Commissare und ein Offizier ließen die zwölf Kasten, als deren Inhalt Geld gemuthmaßt wurde, in ein Zimmer des Jacob Schultze bringen, nöthigten den Letzteren, so rasch als möglich ein gutes Vorlegeschloß an die Thür des Zimmers zu besorgen und gaben Befehl, daß zwei Mann Wachtposten vor das Zimmer gestellt würden.

Zugleich verbreitete sich im Dorfe selbst, wie auch in dem am andern Ufer der Unstrut gelegenen Dorfe Carsdorf die Nachricht, daß die Königin Luise in ihrer Mitte sei, und Jung und Alt strömte hinaus vor das Dorf auf den Lagerplatz, das holdselige Antlitz der geliebten Königin zu schauen.

Seit der Ankunft des Zuges mochte wohl kaum mehr als eine halbe Stunde Zeit verronnen sein, als ein Wetzendorfer Einwohner, mit Namen Nürnberger, von einer Tour in die Gegend von Hassenhausen über Bibra zwischen der vierten und fünften Stunde des Nachmittags in seinen Wohnort heimkehrte und die Nachricht verbreitete: „er habe französisches Pulver mitgebracht, die Franzosen seien in Bibra und könnten noch selbigen Abend in Wetzendorf einrücken."

In Folge dieser mit Blitzesschnelle verbreiteten Nachricht hatte der Urheber derselben vor dem Herzoge von Braunschweig oder, wie Andere erzählen, vor dem Fürsten von Dessau im Gasthofe des Ortes ein Verhör zu bestehen, in welchem der Nürnberger bei jener Aussage fest beharrte und zweifellos feststellte, daß er unmittelbar vor dem Antritte seines Heimweges die Franzosen in Bibra hatte einrücken sehen. Aus dem Verhöre entlassen, theilte er den seiner harrenden Nachbarn mit: „ich habe in dem Zimmer auch die Königin Luise gesehen!"

Auf Grund der durch Nürnberger erhaltenen Nachricht von dem nur zwei Stunden Weges entfernten Feinde wurde sofort der Befehl zum Aufbrechen gegeben, und binnen wenigen Minuten setzte der Zug die Flucht über die hölzerne Brücke in der Richtung nach Schafstädt und Halle fort.

Der noch lebende Stiefenkel des Jacob Schultze erinnert sich noch lebhaft des raschen Befehles, welchen der Oberst aus dem Fenster der Stube, in welcher die zwölf Kasten niedergelegt waren, den Packknechten auf dem Hofe mit den hastigen Worten zurief: „Packt! Packt schnell!"

An der hölzernen Brücke wurde ein Carabinier, Namens Nimschofsky, als Posten zurückgelassen. Noch in derselben Nacht gegen die elfte Stunde kommen von Laucha und Freyburg her französische Chasseurs in Carsdorf an und fragen den überrumpelten Posten Nimschofsky: ob die Königin schon über die Brücke gekommen sei? Auf Nimschofsky's mit aller Überlegung und Entschlossenheit

verneinend gegebene Antwort werden die Einwohner des Ortes Carsdorf genöthigt, Stroh und Wellholz zur Anzündung der Brücke herbeizubringen, und **um der Königin die Flucht über diese Brücke abzuschneiden,** wird des Nachts zwischen elf und zwölf Uhr die Brücke in Brand gesetzt. Am nächsten Morgen war zwar die Brücke gänzlich niedergebrannt, aber doch die Königin Luise frei und gerettet!

Eine hierauf Bezug habende im Carsdorfer Richteramts-Archiv in späterer Zeit schriftlich niedergelegte Aussage jenes Posten Nimschofsky lautet also:

„Da ich in Erfahrung gekommen bin, daß Carsdorf die Brücke bauen soll, so mache ich es mir zur Pflicht, daß Carsdorf nicht Schuld hat, die Brücke zu bauen, weil ich sie den Franzosen aus dem Grunde habe lassen wegbrennen, daß sie **die Königin mit ihrer „Eklibasche"** nicht gefangen kriechen sollten. Die Franzosen fragten, ob die Königin mit ihrer „Eklibasche" über die Brücke wäre? Was soll ich thun? Verrathen oder die Brücke lassen wegbrennen? Verrathen that ich nicht, und hätte es mich sollt das Leben kosten! Da würde es nicht blos Tausende, sondern Millionen gekostet haben und dabei, Gott weiß es, noch menschlicher Verlust. Wenn es der Kaiser Napoleon gewesen wäre, so gut wie unsere hochselige Königin, so wußte ich, was ich würde gethan haben!

Gewesener Carabinier Gottfried Nimschofsky
aus Wennungen."

Daß diese Brücke (so schreibt der Pastor Otto Haun in einer von ihm für jene drei Gemeinden Carsdorf, Wetzendorf und Wennungen verfaßten Denkschrift) daß die Brücke bei Carsdorf „von den Franzosen, nicht aber, wie in vorübergehender Weise geargwöhnt worden zu sein scheint, von der Gemeinde Carsdorf niedergebrannt worden ist, hat bei näherer amtlicher Untersuchung mit aller Gewißheit sich als wahr erwiesen. Ja, die Gemeinde Carsdorf gerieth, um der abgebrannten Brücke willen, sogar in die äußerste Gefahr der Brandschatzung. Als nämlich am 16. Oktober 1806 unter Bernadottes Anführung ein Truppentheil des französischen Heeres in Carsdorf einrückte und die Brücke abgebrannt fand, ließ dieser General, der den Verdacht hegte, daß die Einwohner Carsdorfs die Brücke niedergebrannt hätten, um die Flucht der Königin zu decken oder doch die Verfolgung aufzuhalten, an sämmtliche Einwohner die Aufforderung ergehen, die Häuser zu

verlassen, da er den Befehl zur Brandschatzung an seine Truppen ertheilen werde. Von dieser Haus für Haus angesagten Brandschatzung blieb Carsdorf noch im letzten Augenblicke dadurch verschont, daß der Pfarrer und der Schmied des Ortes die Uniform des Offiziers und der Soldaten, welche in der Nacht vom 14. zum 15. Oktober von Freyburg aus nach Carsdorf gekommen waren und die hölzerne Bockbrücke niedergebrannt hatten, dem General Bernadotte so sicher und genau beschrieben, daß derselbe sich doch bewogen fühlte, hierauf bezügliche Nachforschungen anstellen zu lassen, durch welche er von der Wahrheit jener Aussage schließlich überzeugt wurde und von der als Strafe angedrohten Brandschatzung abstand. Auch noch an anderen, in südwestlicher und nordöstlicher Richtung von Carsdorf aus an der Kupferstraße belegenen Ortschaften findet die gleiche Ueberlieferung sich vor, indem von den ältesten Leuten daselbst seit jenem Jahre 1806 erzählt worden ist, daß nach der Schlacht bei Jena und Auerstädt die Königin von Preußen mit ihrer Bedeckung ihren Ort passirt habe. So ist in Barnstedt, einem Dorfe zwei Stunden von Carsdorf an der Straße nach Halle gelegen, diese Tradition durch noch lebende Augenzeugen, welche die königlichen Equipagen und die militärische Begleitung derselben während einer daselbst gehaltenen Rast und Einkehr in und vor dem Gasthofe selbst gesehen haben, bezeugt und bis jetzt erhalten worden, und wichtig dabei ist, daß die Nachrichten über Zeit und Stunde, zu welcher der Zug in Barnstedt eingetroffen ist und dort geruht hat, mit den bereits früher dargestellten Nachrichten zutreffend übereinstimmen, wie sie die Einwohner von Wetzendorf und Carsdorf in Betreff der Zeit und Stunde, wo die Königin die Brücke bei Carsdorf passirte, bewahrt haben. — In der entgegengesetzten Richtung der Kupferstraße nach Erfurt zu ist in Tromsdorf, einem Dorfe südlich von Buttstädt gelegen, fünf Stunden von Carsdorf entfernt, ebenfalls die Tradition aufgefunden, daß die Königin am Tage der Schlacht bei Jena nahe am Orte vorübergekommen sei, sowie in der Umgegend von Buttstädt überhaupt noch eine andere Tradition im Volksmunde lebt, nämlich die, daß die Königin eine Weile lang auf der Finne, welche den Scheideplatz zwischen dem Thale der Ilm und Unstrut bildet, rathlos sich aufgehalten habe."

Diese mündlich und schriftlich überlieferten Erzählungen stehen jedoch nur so weit, als sie den Marschall Bernadotte angehen, auf geschichtlichem Boden. Denn einer der urkundlich von Napoleon in

der Nacht zum 15. Oktober 1806 ertheilten Befehle an seine Heerführer lautet: „Der Marschall Bernadotte soll von Apolda auf Neustadt (südwestlich und eine halbe Meile von Eckardsberga) marschiren, um die Straße von Weimar nach Naumburg da zu durchschneiden, wo der Weg über Nebra und Querfurt auf Magdeburg führt und in dieser letztern Richtung die Verfolgung übernehmen, zugleich rechts Verbindung mit dem Marschall Davoust erhalten.“ — In der That ist Bernadotte mit seinem Corps am 15. Oktober in dem Städtchen Bibra (im Kreise Eckardsberga) eingetroffen und von da am 16. Oktober weiter auf Querfurt marschirt (also wohl auf der, sich über Carsdorf nach Querfurt fortsetzenden Kupferstraße).

Dagegen widerlegen des Generals Rüchel Aufzeichnungen von der Königin Reiseroute und Quartier die Sage, daß Luise über jene Brücke bei Carsdorf den Franzosen entkommen sei. Man könnte einwerfen: die Königin Luise habe durch den Donner der Schlacht und die Herzensangst um ihren Gemahl bestimmt, einen andern Weg, als die ihr von Rüchel vorgezeichnete sichere Straße über Mühlhausen und Braunschweig nach Magdeburg genommen. Aber auch dieser Einwand zur Stütze dieser Sage zerfällt gegenüber der obigen Mittheilung der Gräfin Lisinka Tauentzien, der Reisegefährtin der Königin auf der Straße über Braunschweig nach Magdeburg.

Jener Zug von Equipagen und Maulthieren mit den zwölf Kasten, die von der freilich mit andern Augen, als die Geschichte, sehenden Sage als Geldkasten betrachtet werden — fände er einen geschichtlichen Halt vielleicht in der historischen Thatsache, daß am 14. Oktober die Bagage des Königs, die Kriegskasse u. s. w. von Auerstädt her nach Buttelstedt geleitet und dann von da unter Cavallerie-Bedeckung auf Magdeburg vorausgegangen ist? Die vielen Packpferde oder Maulthiere hätten gar nichts Verwunderliches. Durfte damals doch ein Compagnie-Chef 5 oder wenigstens 3 Packpferde, jeder Subalternoffizier 1 Packpferd mit in das Feld nehmen. —

Wie der Frühnebel jenes blutigen Tages die Schlachtfelder verhüllt hat, so verschleiert ein Dämmerschein der Sage die wahre Geschichte. Und ein guter Engel ist es gleichsam, der in Gestalt der heute noch lebendigen Sagen jener Gegend mit der am Schlachttage fortreisenden Königin wandert, sie in den Schrecken des Krieges rechtzeitig vor der drohenden Gefangenschaft warnt und rettet! —

So sammelte sich schon bei ihren Lebzeiten eben so, wie nach ihrem frühen Tode, ein Duft von Sage und Lied um Preußens holdselige Königin, „wie sich der Himmel blau anläßt und zarter, feiner Staub um Blumen setzt.“ Auch dies aber ist ein Wahrzeichen der Liebe und Anhänglichkeit, mit welcher des Volkes Herz an der Königin Luise hing und jetzt noch haftet. Darum seien auch diese und ähnliche Sagen aus dem Volksmunde nicht unterschätzt, eingedenk des Ausspruches der Brüder Grimm, daß „von dem, was wirkliche Geschichte heißt, (und einmal hinter einen gewissen Kreis der Gegenwart und des von jedem Geschlechte Durchlebten tritt) dem Volke eigentlich nichts zugebracht werden kann, als was sich ihm auf dem Wege der Sage vermittelt; einer in Zeit und Raum zu entrückten Begebenheit, der dieses Erforderniß abgeht, bleibt es fremd oder läßt sie bald wieder fallen.“

Mit durch diese Sagen ist die Königin Luise nach wie vor im Herzen des Volkes heimisch.

4.

(Zu Seite 240.)

Die Worte: „Unsichtbare Kirche,“ von der Königin Luise auf den Kreis der Patrioten bezogen, wiederholt sich in vielen Briefen der Getreuen. So schreibt Niebuhr als Herausgeber des Preußischen Correspondenten am 16. April 1813 an Gneisenau: „Ich rechne auf Ihre Unterstützung: nicht aus dem Recht persönlicher Bekanntschaft, denn trennende Verhältnisse haben mir diese versagt, so lange Sie hier waren; wohl aber wegen der Gemeinschaft der unsichtbaren Kirche, und wegen solcher Freunde, durch die ich Ihnen bekannt sein kann, wie ich bin, nicht wie Factionsgesinnungen mich Ihnen geschildert haben.“ (Bei Pertz: Gneisenau II. 713.)

Als verhüllte Bezeichnung der Königin steht in damaligen Briefen der Getreuen oft „die schöne Luise“ geschrieben. So sagt Graf Wilhelm Schwerin in einem Briefe (aus Lankuppen vom 16. Februar 1807) an seine Gemahlin: „Aus Memel muß ich Dir melden, daß die schöne Luise ganz hergestellt und gar schon Schlitten gefahren ist.“ — Und am 8. März 1807: „In Memel sah ich sehr viele Bekannte; auch die schöne Luise hat sich mit

vieler Güte nach Dir erkundigt. Ich mußte ihr auch Dein Bild zeigen, und sie hat es lange und aufmerksam betrachtet. Sie fand die Züge richtig, aber den Ausdruck verfehlt. Ihr Urtheil freute mich, weil es mit dem meinigen übereinstimmte und auch alle ihre Aeußerungen so liebenswürdig waren. Du kannst Dir überhaupt nicht denken, wie sehr sich diese schöne Frau wieder erholt hat, ich möchte sagen, sie wäre nie hübscher gewesen." (Sophie Schwerin. S. 236.)

5.

(Zu S. 260.)

Zu den namhaften Mitgliedern des Tugendbundes haben nachstehende Männer gehört:

I. Offiziere:

Ein General a. D.: Friedrich Herzog von Holstein-Beck; drei, die späterhin Generale und Minister geworden: Major im Generalstabe Herm. v. Boyen — Gardelieut. Job Carl Ernst v. Witzleben — Capitain im General-Stabe v. Thile I. — Einer, der später Ober-Präsident geworden: Capitain v. Ingersleben. — Außerdem sind 25 von ihnen späterhin gleichfalls Generale geworden: Oberst Georg Ludw. v. Dallwig — Oberstlieut. v. Puttlitz — Oberstlieut. Gr. v. La Roche-Aymon — Major im Gen.-Stabe Karl Wilh. Georg v. Grolmann — Major im Gen.-Stabe Prinz Hermann v. Hohenzollern-Hechingen — Major v. Bonin — Major v. Carnall — Major v. Both — Capitain v. Thile II. — Rittmeister Fr. v. Eisenhart — Hauptmann Hans Phil. Aug. v. Luck — Rittmeister v. Goltz — Hauptmann Victor v. Oertzen — Hauptmann Joh. Ludw. v. Creilsheim — Lieut. Karl Friedr. v. Selasinski — Lieut. Karl Gottfr. Gr. v. d. Gröben — Lieut. Wilh. Ad. Hans Heinr. v. Below — Lieut. Friedr. v. Hermann — Lieut. Petery — Lieut. Heinrich v. Buddenbrock — Lieut. v. Kestelott — Lieut. Joh. Ludw. Leo Brese (Winiary) — Lieut. Hans v. Schachtmeyer — Lieut. v. Arnauld — Lieut. Ernst Gottlieb v. Borke..

II. Gelehrte, Geistliche, Künstler:

In Königsberg:

Prof. Wilh. Traugott Krug (später in Leipzig) — Prof. Ludw. v. Baczko — Prof. Hans Friedr. Gottlieb Lehmann — Consistorial-

Rath Hennig — Prof. Friedr. Jul — Baron v. d. Goltz — Superintendent Weiß — Oberhofprediger Weyl — Pfarrer Böckel (späterhin General-Superintendent in Oldenburg) — Prof. der Malerei Joh. Friedr. Andr. Knorre — Medizinal-Rath Dr. Hirsch.

Außerhalb Königsberg:

Dompropst Mathy in Frauenburg (später Bischof von Culm) — Prof. Dr. Burgund, Seminar-Direktor in Braunsberg — Pfarrer Haken (zuletzt Superintendent in Treptow a. R.) — Prof. der Malerei Joh. Adam Breisig in Danzig — Prof. Rector Manso in Breslau — Prof. Rohde eben da — Prof. Elsler eben da — Prof. Karl Friedr. Eichhorn in Frankfurt a. d. O. — Prof. Gubitz in Berlin.

III. Staatsmänner oder höhere Beamte:

Geh. Staatsrath Friedr. v. Ribbentrop in Königsberg (späterhin Präsident der Oberrechenkammer) — Regier.-Direktor v. Ladenberg in Marienwerder (späterhin gleichfalls Präsident der Oberrechenkammer) — Staatsrath Krause in Königsberg — Polizei-Präsident Joh. Sal. v. Stein eben da — Oberlandesgerichts-Rath Karl Friedr. Friccius eben da (1813 Landwehr-Major, nachher General-Auditeur der preuß. Armee) — Graf Henckel v. Donnersmark, Standesherr von Beuthen — Kriegs- und Domainenrath Fried. Theod. Merkel in Breslau (später Ober-Präsident von Schlesien) — Hof-Post-Direktor Geheimer Rath v. Madeweis in Königsberg — Oberbürgermeister Marensky in Elbing — Baron v. Rosenberg-Gruscinsky auf Klotzen bei Marienwerder — Kammerherr Oberforstmeister v. Prinz in Königsberg.

IV. Von den Bürgern ist vor allen Einer auch in weiteren Kreisen bekannt geworden: Branntweinbrenner und Schiffscapitain Joachim Christian Nettelbeck in Colberg.

(Vergl. A. Lehmann: Der Tugendbund. Aus den hinterlassenen Papieren des Mitstifters Prof. Dr. H. F. G. Lehmann. Berlin 1867. S. 33 ff. — Bei Johannes Voigt: Geschichte des sogenannten Tugendbundes oder des sittlich-wissenschaftlichen Vereins. Nach den Original-Acten. Berlin 1850. S. 39 ff.)

Neun Männer vereinigten sich am 16 April 1808 in Königsberg zur Stiftung des Tugendbundes. Es waren: Professor Dr. Lehmann, Major von Both, Kriegs- und Steuerrath von Tepper, Kriegs- und Steuerrath Velhagen, Conrector Dr. Jahnke, Lieutenant v. Hansen, Lieutenant Schmidt, Hauptmann

von Creilsheim und Lieutenant von Sikorski. Der als sechster der Stifter genannte Lieutenant Friedrich von Hansen lebte späterhin als Major a. D. und Ritter des Eisernen Kreuzes in Berlin. Aus dem Munde dieses bis in sein hohes Alter geistesfrischen Veteranen, dem eine originale Kenntniß jener Zeit beiwohnte, vernahm der Verfasser manches Interessante aus jenen Königsberger Tagen. Ueber seine Mitstiftung des Tugendbundes äußerte Major v. Hansen: „seine erste Frage dabei sei gewesen, kann die Sache auch nicht lächerlich werden? Blutig mag sie werden, so viel sie will." — Eine finstere Entschlossenheit, wie er sich ausdrückte, beseelte damals die dem Verein beitretenden Offiziere.

6.

(Zu Seite 285.)

Schills Auszug aus Berlin ist Freitag, den 28. April 1809, Nachmittag um 4 Uhr vor sich gegangen. Zwei Escadrons des von Schill kommandirten 2. Brandenburgischen Husaren-Regiments und das zu demselben gehörige reitende Jäger-Detachement marschirten, wie zum Exerziren, aus dem Brandenburger Thore, die beiden andern Escadrons zum Halleschen Thore hinaus. Gegen 6 Uhr erhielten die Escadrons und das Jäger-Detachement auf dem Exerzirplatz vorm Brandenburger Thor den Befehl, um die Stadtmauer herum nach dem Tempelhofer Felde zu reiten. Dort trafen sie mit den beiden andern Escadrons zusammen. Von da ließ Major von Schill, als hätte er heute wieder eine seiner gewohnten Feldübungen vor, das gesammte Regiment auf Steglitz hin manövriren. In der achten Abendstunde, (die Sonne war schon unter, es dunkelte und fing an zu regnen) machte er mit dem Regiment Halt. Er rief die Offiziere vor die Fronte und erklärte ihnen mit der ihm eigenen soldatischen Beredsamkeit:

„Der Augenblick sei nun gekommen, der günstige, wo sie des Vaterlandes Unterdrückung an dem verhaßten Feinde rächen könnten. Die Oesterreicher hätten bereits einen Sieg erfochten; in Westfalen sei Alles zum Aufstande bereit: man harre dort nur des Befreiers. Spanien kämpfe sieghaft um seine Freiheit. Tyrol nicht anders. Kein Vertrag, kein Friedensschluß sei dem treulosen Tyrannen heilig. Wie er es dort in Spanien getrieben habe, so sinne der tückische Thron-

räuber darauf, auch unser, das preußische Vaterland um den geliebten König zu bringen. Entthronen wolle er den erlauchten Herrscherstamm, unter dessen weiser Herrschaft sich Preußen zur höchsten Stufe des Ruhmes erhoben. Das aber solle dem Bösen nicht gelingen. Er (Schill) sei entschlossen, gegen den Feind zu ziehen! Mit Freuden werde er sein Leben opfern, und seine Waffenbrüder — davon sei er überzeugt — seien eines Sinnes mit ihm!"

Ein Jubelgeschrei war die Antwort. Darauf redete Schill weiter in seiner markigen Art: wer etwa von den Offizieren und Husaren nicht freiwillig mitziehen wolle, oder wer sich's Umstände halber nicht getrauen dürfe: der möge umkehren, zurück nach Berlin. Alle riefen einmüthig: sie wollten ihm folgen, wohin er sie führe. So ging der Marsch weiter — bis Stralsund in den Heldentod (31. Mai 1809).

Georg Bärsch (bei Schills Auszuge Seconde-Lieutenant, rechnungsführender Offizier und Adjutant im 2. Brandenburgischen Husaren-Regiment) erzählt: Major von Schill habe bei seiner ersten Anrede an die Waffenbrüder eine Brieftasche hervorgezogen, die er einst von der Königin Luise empfangen und dabei betheuert, daß er sich dieses Beweises der Gnade würdig zeigen wolle. „Es war (berichtet Bärsch) eine einfache, nicht gestickte Brieftasche von rothem Maroquin; auf einem der darin befindlichen Pergamentblätter hatte die Königin mit eigener Hand folgende Worte mit Bleistift geschrieben: „Für den braven Herrn von Schill. Luise." Schill übergab mir, als wir uns am 24. Mai in Rostock trennten, die Brieftasche mit mehreren ihm wichtigen Papieren zur Aufbewahrung. Lange habe ich dieselbe aufbewahrt, bis ich sie 1838 dem Herrn von Vechelde in Braunschweig übersandte, der solche im Archiv des Schill'schen Invalidenhauses niederlegte, wo sie sich noch befindet. Unwahr ist es, daß sich, wie in dem Roman der Frau Luise Mühlbach: „Napoleon und Königin Luise," angegeben wird, in der Brieftasche ein Zettel von der Hand der Königin befunden, worin sie Schill zum Vorwärtsgehen aufgefordert habe, weil der König zögere. Es ist möglich, daß Lützow seiner Gemahlin so etwas erzählt hat; es ist aber eine Lüge, deren Tendenz leicht begreiflich."

Dagegen schreibt die Gräfin Sophie Schwerin in ihren hinterlassenen Aufzeichnungen: „Jene Brieftasche, in welche die Königin angeblich die Marschordre für Schill geschrieben haben sollte, hat eine große Rolle in seiner Geschichte gespielt, und so bestimmt ward

das Factum verbürgt, daß man nicht umhin konnte, einen so kühnen Schritt der Königin durch eine geheime Einwilligung des Königs zu erklären. Diese kleine Brieftasche nun war Schills eigene, die er wenige Tage vor seinem Ausmarsch der Gräfin B... mit der Bitte überreicht hatte, etwas hinein zu schreiben. Sie schrieb jene bekannten Worte von Schiller:

Wer nicht das Leben setzet ein,
Dem kann nicht das Leben gewonnen sein!

und unterschrieb ihren eigenen Taufnamen „Luise." Die Person, die mir diesen Umstand mittheilte, war die intime Freundin der Gräfin und in dem Augenblick gegenwärtig, wo die verhängnißvollen Worte geschrieben wurden." (Bei Sophie Schwerin. S. 369.)

Aus angeblich „zuverlässiger Quelle" will Varnhagen van Ense, der freilich mehr klatschsüchtige als glaubwürdige Tagebuchschreiber, nachträglich in den Juli-Tagen 1844 erfahren haben: jener eigenmächtige Auszug Schills im Jahre 1809 sei auf den bestimmten Betrieb und großentheils auf Kosten des Tugendbundes geschehen; auch Frau von Berg, die Freundin der Königin, habe große Summen dahin verwendet und nach dem Fehlschlagen der Sache noch 80,000 Thaler bezahlen müssen. — Was, wenn es wahr, doch nur ein neues Zeugniß wäre für die bewährte patriotische Opferwilligkeit der Frau von Berg.

Der General von Reyher, damals Wachtmeister im reitenden Jäger-Detachement und Regiments-Schreiber Schills, war dessen Kampfgefährte bis Stralsund. In seinen eigenhändigen Aufzeichnungen sagt Reyher:

„Dieser Zug Schills, obwohl er unglücklich endete, gehört nichts desto weniger zu den Erscheinungen, welche damals mitten im Siegeslauf der französischen Heere wie Blitze den politischen Horizont durchzuckten und so gleichsam das Herannahen des Gewitters verkündeten, welches einige Jahre später sich über dem Haupte Napoleons zusammenzog und durch rasch aufeinanderfolgende Schläge ihn und seine Macht zertrümmerte."

Von Schills Persönlichkeit entwirft Reyher folgendes Bild: „Schill befand sich 1809 in dem Alter von 34 Jahren. Er war nicht groß, aber kräftig gebaut, hatte breite Schultern, schwarzes Haar, einen schwarzen Schnurrbart, schwarze Augen und eine frische Gesichtsfarbe. Den Kopf trug er etwas nach vorn gesenkt und zog ihn nur zurück,

wenn es ihm darum zu thun war, sich Jemand in der Unterredung recht verständlich zu machen. Er kleidete sich mit Sorgfalt, und seine äußere Erscheinung gewährte das Bild eines hübschen Husaren-Offiziers. Dabei war er bescheiden und anspruchlos; nur konnte er oft über Kleinigkeiten in den heftigsten Zorn gerathen, wodurch dann seine Willenskraft nicht selten in Eigensinn ausartete. In seinen Bedürfnissen war er mäßiger Natur. Ohne alle wissenschaftliche Bildung, besaß er einen ausgezeichneten Verstand. Wenn man von Personen zu sagen pflegt, „sie wissen mehr, als sie können," so war das bei Schill umgekehrt; er konnte als Soldat mehr, als er wußte, d. h. er verstand es nicht, militairisch-theoretische Kombinationen aufzufassen und zur Klarheit zu bringen, aber sobald er Gelegenheit hatte, die Verhältnisse an Ort und Stelle zu überschauen, dann beurtheilte er sie schnell richtig. Hieraus ergiebt sich indessen, daß der große Plan, den er mit Erfolg auszuführen gedachte, seine Kräfte überstieg. — Seinem Könige und Herrn, dem er so viel verdankte, war er in Ehrfurcht und Treue ergeben, und wenn er dessenungeachtet die Bahn der Pflicht verließ, so geschah es, weil ein glühender Haß gegen Napoleon seine ganze Seele erfüllte, und er der Hoffnung Raum gab, durch die Befreiung des ihm über Alles theuren Vaterlandes später seine That zu sühnen. Kein Zweifel kann darüber obwalten, daß seine Absicht rein und edel war."

Schill war verlobt mit Elise von Rüchel, der jüngeren Tochter des Generals. Die Braut hing mit inniger Liebe an dem heldenmüthigen Geliebten. Sie wurde nach Schills Tode die Gattin eines Herrn von Flemming, starb aber bald. (Bei G. Bärsch: Ferdinand von Schills Zug und Tod im Jahre 1809. Leipzig 1860. 24. 38 ff. — Bei von Olløch: Carl Friedrich von Reyher, General der Kavallerie und Chef des General-Stabes der Armee. Beiheft zum Militair-Wochenblatt 1861. Redigirt von der historischen Abtheilung des General-Stabes.)

Ernst Moritz Arndt, Max von Schenkendorf und August von Stägemann feiern in ihren vaterländischen Gesängen, aus denen die Stimmung jener Zeit erklingt, das Andenken Schills. In Arndts „Lied von Schill" lautet es:

Es zog aus Berlin ein tapferer Held,
Er führte sechshundert Reiter ins Feld,
Sechshundert Reiter mit redlichem Muth,
Sie dürsteten alle Franzosenblut.

Auch zogen mit Reitern und Rossen im Schritt
Wohl tausend der tapfersten Schützen mit.
Ihr Schützen, gesegn' euch Gott jeglichen Schuß,
Durch welchen ein Franzmann erblassen muß.

So zieht der tapfre, der muthige Schill,
Der mit den Franzosen schlagen sich will;
Ihn sendet kein Kaiser, kein König aus,
Ihn sendet die Freiheit, das Vaterland aus. — —

O Stralsund, du trauriges Stralesund!
In dir geht das tapferste Herz zu Grund,
Eine Kugel durchbohret das treueste Herz,
Und Buben sie treiben mit Helden Scherz. —

Sie schnitten den Kopf von dem Rumpf ihm ab
Und warfen den Leib in ein schlechtes Grab,
Da schläft er nun bis an den jüngsten Tag,
Wo Gott ihn zu Freuden erwecken mag.

Max von Schenkendorf läßt Schills Geisterstimme 1809 sprechen:

Freudig bin auch ich gefallen,
Selig schauend ein Gesicht,
Von den Thürmen hört' ich's schallen,
Auf den Bergen schien ein Licht.

Tag des Volkes, du wirst tagen,
Den ich oben feiern will,
Und mein König selbst wird sagen:
Ruh' in Frieden, treuer Schill.

7.

(Zu Seite 335.)

Der Leibarzt Hufeland schreibt über seine Reise nach Holland im Juni 1810: „Der damalige König von Holland, **Louis Napoleon**, litt an Lähmungen der Hände und Füße und wünschte einen Besuch und Rath von mir. Der König von Preußen, der diesen unter den vier Brüdern Napoleons allein als einen wirklich wohldenkenden Mann schätzte, gab mir den Auftrag dazu, und ich reiste Ende Mai 1810 zu ihm. — In Bentheim wurde ich von einem perniciösen Wechselfieber befallen; doch durch die stärksten Gaben China war es bald unterdrückt, und ich kam, noch sehr matt und angegriffen, in Harlem an, wo ich von dem Könige in dem schönen Hopeschen Hause sehr wohlwollend aufgenommen wurde. Wunderbar waren meine Gefühle und

Betrachtungen über Gottes Wege, mich plötzlich in die Familie und an den Hof eines Napoleon und, während meines Aufenthaltes in Amsterdam, in das berühmte Rathhaus, das mir von Kindheit an so merkwürdig gewesen, versetzt zu sehen. Meine Menschen-, Völker- und Lebenskunde wurde durch diese Reise beträchtlich vermehrt, denn wunderbarer Weise traf die letzte Revolution in Holland, wodurch es ganz zur französischen Provinz wurde, mit meiner Reise zusammen. 30,000 Franzosen rückten plötzlich in Holland ein, Louis Napoleon, ein wirklich edler Mensch, sollte arretirt werden; er floh in der Nacht aus Harlem, und ich war allein in dem revolutionirten Lande. Mit Mühe gelang es mir, über Rotterdam, Antwerpen, Brüssel und Aachen zurück zu kehren, und leider erfuhr ich zuerst in Fulda, dann mit Gewißheit in Weimar, daß die Königin Luise während meiner Abwesenheit gestorben war! — Ein Donnerschlag für mich, denn mein ganzes Herz hing an ihr. Bei meiner ersten Audienz beim Könige konnte weder er noch ich sprechen. Thränen erstickten unsere Worte. Es war mir, als wenn die leuchtende und erwärmende Sonne unseres Horizontes untergegangen wäre, Alles kam mir kühl, trübe und erstorben vor." (Bei Göschen: Hufeland. Berlin 1863. S. 43.)

8.

(Zu Seite 373.)

Der Maler Wilhelm Ternite, aus Mecklenburg gebürtig und 1827 als Königlicher Gallerie-Inspector in Potsdam angestellt, bedurfte der Genehmigung des Königs, um das Bild der als Leiche gezeichneten Königin als Kupferstich erscheinen zu lassen. Ternite selber hat darüber aufgezeichnet: „Da ich wohl fühlte, daß ich jenes Bild (der Leiche) nicht sogleich vorstellen dürfe, so ließ ich einige andere Arbeiten dem Könige vorzeigen, worauf sofort die Genehmigung zur Herausgabe jenes Kupferstichs erfolgte, und ich selber zum Könige beschieden wurde. Er fragte mich sogleich, wie ich die hochselige Königin vorstellen würde, wenn ich sie malen sollte? Ich erwiederte, daß, nach meiner Kenntniß, alle vorhandenen Bilder sie nur als Dame, aber nicht als Königin darstellten. „Recht gut," erwiederte der König „aber Sie müssen Alles benutzen, um sie so ähnlich als möglich darzustellen, Sie müssen sie in der Kleidung malen, die sie zuletzt getragen!" —

Schon am Tage darauf kündigte mir die Prinzessin Luise (Fürstin von Radziwill) an, daß der König befohlen, ich solle in Berlin bleiben und die Königin malen; zugleich bot sie mir ein Atelier in ihrem Palais und ihren Rath bei der Arbeit an. Kaum hatte ich etwa acht Tage, nach Bildern, Büsten und meinem Leichenbilde, mein Werk begonnen, so bekam ich den Befehl, mich mit dem angefangenen Bilde und meinen Malergeräthschaften aufs Palais zu verfügen, wo mir neben dem Speisesaal des Königs mein Arbeitszimmer angewiesen wurde. Er sah das Bild lange schweigend an und sagte dann: „was noch daran fehle, könne wohl noch gemacht werden." Durch den Flügel-Adjutanten von Wrangel ließ er mir sagen: „daß, wenn es mich nicht geniren sollte, ich täglich dort essen könnte; aber wenn ich das nicht wollte, möchte ich wenigstens stets um 3 Uhr in meinem Malzimmer sein." Ich nahm jenes gnädige Anerbieten dankbar an, und gleich nach der Tafel kam der König. Er bemerkte bald dies, bald jenes, was ich an dem Bilde thun oder ändern solle. Dies setzte er täglich regelmäßig fort. Immer kam er um 10 Uhr in mein Malzimmer, blieb dort, zuweilen auch mit dem Durchlesen von Papieren beschäftigt, oder er ging auf und ab und blickte, wenn ich arbeitete, von Zeit zu Zeit auf das Bild. Er machte dann einen kurzen Spazierritt und kehrte, wenn die Tafel aufgehoben war, zu dem Bilde zurück. — Bisweilen besuchte der König, wenn ich des Abends spät schon weggegangen war, das Malzimmer noch mit Licht, um nachzusehen, was noch gearbeitet war. Dann fand ich des Morgens um 8 Uhr, wo ich mich einfand, Papierzettel mit einer Nadel am Bilde angeheftet, worauf er seine Bemerkungen über das Geleistete mit Bleistift geschrieben hatte. Auf seinen Befehl mußte das Fräulein von Reinbrecht, Kammerfrau der Königin, sich ebenso ihre Haare ordnen, als sie die Vollendete getragen, und mußte mir dazu sitzen.

Eines Tages öffnete sich langsam die Thür: der König, beide Arme beladen, brachte mir Bilder der Königin, die er im Palais zusammengesucht, und die ich benutzen sollte. So entstanden einige Gemälde der Hochseligen in verschiedenen Anzügen. Aber wie ich damals noch in Pastell malte, sagte der König: „Die Pastellfarben verbleichen; ich möchte das Bild in Oel haben, wissen Sie einen jungen Maler, der Talent hat? Der soll es treu und einfach kopiren." — Ich nannte Wach, der, von der Prinzessin Radziwill dazu aufgefordert, dann auch zur Zufriedenheit des Königs kopirte. — Noch immer hatte

der König das Bild der Leiche nicht gesehen. Die Oberhofmeisterin Gräfin von Voß hatte mir angedroht: „wenn ich es je dem Könige zeigte, so müßte ich fort, oder sie nähme den Abschied;" ich hatte darum stets Ausflüchte gesucht, wenn der König danach fragte. Endlich sagte er eines Nachmittags: „Ich kann mir wohl denken, warum Sie mir das Bild nicht zeigen wollen; bin aber darauf vorbereitet, ich will es jetzt sehen." Da mußte ich gehorchen. Kaum hatte der König einen Blick darauf geworfen, als er in lautes Weinen ausbrach. „Schrecklich wahr! Nie wiedersehen!" rief er aus und verließ tief erschüttert das Zimmer. — Auch nach Potsdam mußte ich dem Könige mit meiner Arbeit folgen; ich war da in seiner Nähe, in meinem Zimmer auf demselben Corridor; späterhin wurde mir der Concertsaal Friedrichs des Großen zum Malen angewiesen. Täglich nach der Parade kam der König und betrachtete die fortgeschrittene Arbeit. Eines Nachmittags sagte er zu mir in seiner milden, fast verschämten Weise:

„Ich möchte Ihnen wohl was anmuthen, müssen aber nicht davon sprechen — die Herren von der Akademie und Kunstkenner würden mich sonst in den Bann thun. Da die Büste von Rauch die Augen geschlossen hat und Ruhe ausdrückt, so sollen Sie es mal versuchen, die Büste mit der Farbe des Lebens zu beseelen — können wenigstens probiren, ob es geht. Weiß wohl, dies ist wider die Regel; aber die Natur ist überall die erste Lehrerin."

Da nun die Büste von Gyps war und die Oelfarbe einsog, so mußte sie erst in Oel getränkt werden; damals wußte ich selbst nicht damit Bescheid. Es wurde also Provencer Oel aus der königlichen Küche besorgt, und der König betupfte selbst mit dem Pinsel die Büste, um sie zu sättigen. Das Diadem, womit sie geschmückt war, wurde durch einen Bildhauer in die gewöhnliche Haartracht der Königin umgemeißelt und sowohl dem Kopf und den Haaren, wie dem Ganzen Lebensfarbe gegeben. Ehe die Büste fertig war, reiste der König zu der Zusammenkunft nach Dresden; als er zurückkehrte, wurde sie ihm vorgestellt. Doch war er, wie vorauszusehen, nicht befriedigt. Noch liegen im Schlosse zu Potsdam zwei solche angemalte Büsten in einem Schranke verschlossen. — Nach dem Pariser Frieden ließ mich der König, da ich die Feldzüge als Freiwilliger mitgemacht, neben meinem Geschäfte als Commissarius für die Zurückgabe unserer geraubten Kunstwerke, daselbst die Oelmalerei studiren, damit ich auch in dieser

Art die ihm unvergeßlichen Züge der verewigten Königin darstellen möge. Dies geschah nach meiner Rückkehr im Jahre 1823 in verschiedenen Gemälden."

So Ternite.

Rauch schuf nach Vollendung seines Marmorbildes der Königin Luise im Mausoleum zu Charlottenburg, noch ein zweites, welches das Maß der Lebensgröße inne hielt. Das Modell dazu verfertigte er 1813 in Rom. „Ich mache das Werk zu meiner eigenen Genugthuung (schrieb Rauch an Schinkel), und kann es nicht öffentlich ausgestellt werden, so wird man mir erlauben, es an einem dezenten Ort zu verstecken." — Der Meister behielt diese zweite Statue lange in seinem Besitz; er bezeichnete sie als „die ihn begeisternde Muse." Späterhin erwarb sie der König und ließ sie im Garten von Sanssouci, im Antikentempel (am Wege vor dem Neuen Palais) aufstellen. Seitdem heißt jener Antikentempel, dessen Sculpturen und Statuen jetzt das Museum in Berlin schmücken, gleichfalls das Mausoleum. Es bildet eine Rotunde: durch das roth verhangene Fenster herein fällt es wie ein Morgenschimmer auf das Marmorbild, das im sanften Schlummer dazuliegen scheint. —

Im königlichen Schlosse auf der Pfaueninsel bei Potsdam wurde unter andern Zeichen der Erinnerung an die Königin Luise auch ein kleines ihr zugeschriebenes Blatt aufbewahrt. Auf diesem Zettel stehen die Worte: „Vergessen und vergeben!!! den 15. Juni 1804."

Worauf dies sich bezieht, ist nicht bekannt geworden. Ein zweites Blatt, eingeklebt in einen Umschlag, enthält von anderer Hand die Worte: „Good angels guardian Thee! den 10. März 1807." (Gute Engel mögen Dich beschützen.) Der Umschlag zeigt die Aufschrift: „Königsberg, den 10. März 1807." Auf der Innenseite des Umschlages steht der Wunsch: „Laß Sie wiederkehren fromm und gut, wie Sie immer war, wieder erheitert zu neuem Lebensglück, umgeben von Ihren Kindern, deren Sie keines betrauern möge, die Freundin und Gefährtin seines Lebens. Amen!" Auf der Rückseite steht: „Niedergelegt in das Herz des Bruders."

9.

(Zu Seite 375.)

Heinrich von Kleist's Gedicht an die Königin Luise zu ihrem Geburtstage am 10. März 1810 — dem letzten, dessen Feier sie erlebt hat — lautet in der ersten Lesart:

Du, die das Unglück mit der Grazie Schritten,
Auf jungen Schultern herrlich jüngsthin trug:
Wie wunderbar ist meine Brust verwirrt
In diesem Augenblick, da ich auf Knieen,
Um Dich zu segnen, vor Dir niedersinke.
Ich soll Dir ungetrübte Tag' erflehn:
Dir, die der hohen Himmelssonne gleich
In voller Pracht erst strahlt und Herrlichkeit,
Wenn sie durch finstre Wetterwolken bricht.
O Du, die aus dem Kampf empörter Zeit
Die einz'ge Siegerin hervorgegangen:
Was für ein Wort, Dein würdig, sag' ich Dir?
So zieht ein Cherub mit gespreizten Flügeln
Zur Nachtzeit durch die Luft, und auf den Rücken
Geworfen, staunen ihn, von Glanz geblendet,
Der Welt betroffene Geschlechter an.
Wir alle mögen, Hoh' und Niedere,
Von der Ruine unf'res Glücks umgeben,
Gebeugt vom Schmerz, die Himmlischen verklagen:
Doch Du, Erhabene, Du darfst es nicht!
Denn eine Glorie in jenen Nächten
Umglänzte Deine Stirn, von der die Welt
Am lichten Tag der Freude nichts geahnt:
Wir sahn Dich Anmuth endlos niederregnen,
Daß Du so groß als schön warst, war uns fremd!
Viel Blumen blühen in dem Schooß der Deinen
Nach Deinem Gurt zum Strauß, und Du bist's werth:
Doch eine schön're Palm' erringst Du nicht!
Und würde Dir, durch einen Schluß der Zeiten,
Die Krone auch der Welt: die goldenste,
Die Dich zur Königin der Erde macht,
Hat still die Tugend schon Dir aufgedrückt.

Druck von Gebrüder Grunert in Berlin.